This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E54213

Ed 154

Spiegg 52. No. 3417
3418
3419
3420.

VII A 255a

Aus

König Friedrich Wilhelms IV.

gesunden und kranken Tagen.

Von

Alfred von Reumont.

BIBLIOTHEK DES GERMANISCHEN NATIONALMUSEUMS
Ungültig
ANCLAM

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1885.

Geprüft
Keine Beanstandungen.
Kommission zur Säuberung der Büchereien
Anklam
17. IX. 1947
Ungültig
Ort, Datum
Unterschrift

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

DD424.8
P4

Dem geſegneten Andenken

der Königin Eliſabeth

in treuer Anhänglichkeit.

Die edle Fürstin, deren Name das vorstehende Blatt ziert, hat mir wiederholt nahegelegt, das Leben ihres verewigten Gemals zu schreiben. Inhalt und Form nachfolgender Aufzeichnungen werden zeigen, weshalb ich mich dieser Aufgabe nicht gewachsen glaubte. Während langer Jahre im Auslande, mit dem Verwaltungswesen unbekannt, als Katholik vielleicht außer Stande, den kirchlichen Bestrebungen des Königs gerecht zu werden, wäre ich unfähig gewesen, Schwierigkeiten, auch anderer Art, zu besiegen, die sich heute noch dem Versuch einer Biographie entgegenstellen. Aber nachdem nun fast das Viertel eines Jahrhunderts geschwunden ist, seit Friedrich Wilhelm IV. im Grabe die Ruhe gefunden hat die er im Leben nicht fand, habe ich mich gedrungen gefühlt, ein Zeugniß der Wahrheit, zugleich ein Zeugniß der Dankbarkeit abzulegen. Es ist, so viel an mir lag, eine Schilderung seines Seins und seines Wirkens, wie ich ihn in nächster Nähe, in guten wie in schlimmen Zeiten zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, zu Hause und auf Reisen, in der Gesellschaft, in mancherlei Geschäften und Beziehungen. Kein Gemälde ist es, denn dazu fehlen Abrundung und Vollständigkeit. Ich berichte nur von dem, was ich selbst erlebt und angeschaut, oder was in nächster Nähe vorgegangen ist. Nur in den erzählenden Theilen ist chronologische Ordnung beobachtet, sonst sind Personen wie

E54213

Inhalt.

I. **Vorstellung beim Kronprinzen. Lehrjahre im Süden** . . S. 1

Die preußische Gesandtschaft in Florenz und der Freiherr von Martens. Beschäftigung bei der Gesandtschaft. Leopold Ranke und Carl Witte. Toscanische Zustände. Reise nach Constantinopel über Malta und West-Griechenland. Winter und Frühling am Bosporus. Türkisch-ägyptischer Krieg und russische Hilfe. Durch Griechenland zurück nach Italien. Zweiter florentiner Aufenthalt. Reise nach Berlin und Eintritt in das Auswärtige Amt. Friedrich Ancillon. Vorstellung beim Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Berliner Beziehungen. Zweite Reise nach Italien. Aufenthalt in Rom. Studien und Arbeiten von Landsleuten, Fremdenwelt und vornehme Gäste. Diplomatisches Corps in Florenz, Rom, Constantinopel. Eine Erinnerung an Erzherzog Maximilian von Oesterreich.

II. **König und Königin** . . . . . S. 43

Rückkehr nach Berlin. Auswärtiges Amt und Cabinet des Königs. Friedrich Wilhelm IV. und Königin Elisabeth. Personen des Hofstaats.

III. **Christian Carl Josias Bunsen** . . . . . S. 79

Jugend, italienische Reise, Beziehungen zu Niebuhr, Heirat mit Miß Waddington. Anfänge der diplomatischen Carrière. Römischer Aufenthalt Friedrich Wilhelms III. Liturgische und gelehrte Arbeiten. Günstige Stellung in Rom. Katholische Angelegenheiten und die Frage der Gemischten Ehen. Bunsens Behandlung dieser Frage und Krisis derselben infolge der Verhaftung des Erzbischofs von Cöln. Abberufung von Rom und Ernennung zum Gesandten in der Schweiz, später in England. Abneigung gegen die katholische Kirche und Aeußerungen

VII A 255a

Aus

König Friedrich Wilhelms IV.

gesunden und kranken Tagen.

Von

Alfred von Reumont.

BIBLIOTHEK DES ANCLAM
Ungültig

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1885.

Geprüft
Keine Beanstandungen
Kommission zur Säuberung der Büchereien
Anklam
17. IX. 1947
Ungültig
Ort, Datum
Unterschrift

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

DD424.8
P4

Dem geſegneten Andenken

der Königin Eliſabeth

in treuer Anhänglichkeit.

Vermälung des Erbgroßherzogs. Reiseproject von König und Königin nach Italien im Frühling 1857. Besuch des Prinzen Carl. Sanssouci und zweite Badecur des Königs in Marienbad. Seine Reise nach Wien. Krankheitsanfall auf der Rückreise in Pillnitz, Rückkehr nach Sanssouci. Kaiserin von Rußland und andere hohe Gäste. Leben in Sanssouci.

XIII. **Des Königs Erkrankung. Tegernsee und Sanssouci. 1857—1858** . . . . . S. 485

Der Johanniter-Malteserorden und der Fürst von Hohenzollern. Apoplektischer Anfall beim Könige. Schreiben des Prinzen von Preußen. Mission in Rom, Rückkehr nach Florenz. Berufung nach Tegernsee zum König. Prinz Carl von Baiern. Zustand des Königs. Leben in Tegernsee und Besuche in den Umgebungen. Rückkehr nach Sanssouci. Die neue Orangerie und der Raffaelsaal. Uebertragung der Statthalterschaft an den Prinzen von Preußen. Die zweite Hälfte der Regierungszeit des Königs, Vorwurf der Reaction, Todesfälle von Freunden und Vertrauten. General von Gerlach und Herr von Kleist. Angebliche Beeinflussung Friedrich Wilhelms IV. und Stimmung seiner spätern Jahre. Alexander von Humboldt.

XIV. **Meran und Italien 1858—1859** . . . . . S. 523

Abreise nach dem Süden. Meran und seine Umgebungen. Schloß Tirol. Reise nach Florenz. Aufenthalt daselbst und bessere Stimmung des Königs. Fahrten durch die Umgebungen und nach Pisa. Die Erbgroßherzogin Maria Anna von Sachsen. Reise nach Rom über Siena und Viterbo. Belebender Einfluß Roms auf den König. Der Palast Caffarelli, drei Monate der Ruhe und deren günstige Wirkung. Wiederbelebung alter Erinnerungen. Besuche der Merkwürdigkeiten der Stadt und der Campagna. Die Königin und P. Theiner. Künstlerwerkstätten. Fürstliche Besuche in Rom. Schmerzliche Todesfälle. Zusammenkunft der Königin mit dem Papste in der Vaticanischen Bibliothek, des Königs und der Königin in dem Pio-Clementinischen Museum. Reise nach Neapel. Albano, Castel Gandolfo, Velletri und Mola di Gaëta. Erinnerung an den Garibaldi'schen Angriff auf Velletri. Ankunft in Neapel. Besuch des Bourbonischen Museums, des Archivs, der Kirchen. Königlicher Palast. Ferdinand II. in Caserta, Kronprinz und Kronprinzessin bei der Königin. Zustände in Neapel. Besuche der Umgebungen, Bajä, Pompeji, Sorrento, Salerno und Amalfi,

Fahrt des Königs nach letzterer Stadt an Bord der russischen Dampffregatte Rurik. Besichtigung des Lavastromes am Abhange des Vesuv. Abschied von Pompeji. Dampfbootfahrt nach Civitavecchia und Rückkehr von dort nach Rom. Villen der Campagna; Ausflüge nach Frascati und Tivoli. Charwoche und Peterskirche. Beleuchtung der Peterskuppel, Feuerwerk auf dem Monte Pincio und Begegnung mit der Königin Marie Christine von Spanien. Politische Krisis, Oesterreich und Piemont, Sturz der großherzoglichen Regierung in Florenz. Einfluß dieser Bewegungen auf die Weiterreise des Königs. Sendung des Rurik nach Ancona. Nochmalige Begegnung zwischen dem Papste und den Majestäten. Zustand des Königs zu Ende seines italienischen Aufenthalts. Die Königin Elisabeth.

XV. **Letzte Zeiten** . . . . . S. 571

Rückreise über Fuligno und Macerata. Stürmische Ueberfahrt von Ancona nach Triest. Zeitweilige Dauer der günstigen Einwirkung der italienischen Reise. Folge schlagartiger Anfälle und allmähliches Sinken. Leben in Florenz 1859—60, Rückkehr nach Berlin. Wiedersehen mit dem Könige in Sanssouci. Sein Zustand. Abschied am 14. Juni 1860. Coblenz und die Frau Prinzessin von Preußen; Bonn und Bunsen. Herbstreise nach Rom. Tod des Königs 2. Januar 1861. Deutsche Kaiserkrone auf dem Haupt seines Bruders und Nachfolgers. Telegramm Kaiser Wilhelms, Ferrières 8. März, in Erinnerung an das Streben des Verewigten.

Aus König Friedrich Wilhelms IV.

geſunden und kranken Tagen.

— Dei dì che furono
L' assalse il sovvenir.
A. Manzoni.

Vermälung des Erbgroßherzogs. Reiseproject von König und Königin nach Italien im Frühling 1857. Besuch des Prinzen Carl. Sanssouci und zweite Badecur des Königs in Marienbad. Seine Reise nach Wien. Krankheitsanfall auf der Rückreise in Pillnitz, Rückkehr nach Sanssouci. Kaiserin von Rußland und andere hohe Gäste. Leben in Sanssouci.

XIII. **Des Königs Erkrankung. Tegernsee und Sanssouci. 1857—1858** . . . . . S. 485

Der Johanniter-Malteserorden und der Fürst von Hohenzollern. Apoplektischer Anfall beim Könige. Schreiben des Prinzen von Preußen. Mission in Rom, Rückkehr nach Florenz. Berufung nach Tegernsee zum König. Prinz Carl von Baiern. Zustand des Königs. Leben in Tegernsee und Besuche in den Umgebungen. Rückkehr nach Sanssouci. Die neue Orangerie und der Raffaelsaal. Uebertragung der Statthalterschaft an den Prinzen von Preußen. Die zweite Hälfte der Regierungszeit des Königs, Vorwurf der Reaction, Todesfälle von Freunden und Vertrauten. General von Gerlach und Herr von Kleist. Angebliche Beeinflussung Friedrich Wilhelms IV. und Stimmung seiner spätern Jahre. Alexander von Humboldt.

XIV. **Meran und Italien 1858—1859** . . . . . S. 523

Abreise nach dem Süden. Meran und seine Umgebungen. Schloß Tirol. Reise nach Florenz. Aufenthalt daselbst und bessere Stimmung des Königs. Fahrten durch die Umgebungen und nach Pisa. Die Erbgroßherzogin Maria Anna von Sachsen. Reise nach Rom über Siena und Viterbo. Belebender Einfluß Roms auf den König. Der Palast Caffarelli, drei Monate der Ruhe und deren günstige Wirkung. Wiederbelebung alter Erinnerungen. Besuche der Merkwürdigkeiten der Stadt und der Campagna. Die Königin und P. Theiner. Künstlerwerkstätten. Fürstliche Besuche in Rom. Schmerzliche Todesfälle. Zusammenkunft der Königin mit dem Papste in der Vaticanischen Bibliothek, des Königs und der Königin in dem Pio-Clementinischen Museum. Reise nach Neapel. Albano, Castel Gandolfo, Velletri und Mola di Gaëta. Erinnerung an den Garibaldi'schen Angriff auf Velletri. Ankunft in Neapel. Besuch des Bourbonischen Museums, des Archivs, der Kirchen. Königlicher Palast. Ferdinand II. in Caserta, Kronprinz und Kronprinzessin bei der Königin. Zustände in Neapel. Besuche der Umgebungen, Bajä, Pompeji, Sorrento, Salerno und Amalfi,

Fahrt des Königs nach letzterer Stadt an Bord der russischen Dampffregatte Rurik. Besichtigung des Lavastromes am Abhange des Vesuv. Abschied von Pompeji. Dampfbootfahrt nach Civitavecchia und Rückkehr von dort nach Rom. Villen der Campagna; Ausflüge nach Frascati und Tivoli. Charwoche und Peterskirche. Beleuchtung der Peterskuppel, Feuerwerk auf dem Monte Pincio und Begegnung mit der Königin Marie Christine von Spanien. Politische Krisis, Oesterreich und Piemont, Sturz der großherzoglichen Regierung in Florenz. Einfluß dieser Bewegungen auf die Weiterreise des Königs. Sendung des Rurik nach Ancona. Nochmalige Begegnung zwischen dem Papste und den Majestäten. Zustand des Königs zu Ende seines italienischen Aufenthalts. Die Königin Elisabeth.

XV. **Letzte Zeiten** . . . . . S. 571

Rückreise über Fuligno und Macerata. Stürmische Ueberfahrt von Ancona nach Triest. Zeitweilige Dauer der günstigen Einwirkung der italienischen Reise. Folge schlagartiger Anfälle und allmähliches Sinken. Leben in Florenz 1859—60, Rückkehr nach Berlin. Wiedersehen mit dem Könige in Sanssouci. Sein Zustand. Abschied am 14. Juni 1860. Coblenz und die Frau Prinzessin von Preußen; Bonn und Bunsen. Herbstreise nach Rom. Tod des Königs 2. Januar 1861. Deutsche Kaiserkrone auf dem Haupt seines Bruders und Nachfolgers. Telegramm Kaiser Wilhelms, Ferrières 8. März, in Erinnerung an das Streben des Verewigten.

Aus König Friedrich Wilhelms IV.

geſunden und kranken Tagen.

— Dei dì che furono
L' assalse il sovvenir.
A. Manzoni.

I.

Vorstellung beim Kronprinzen. Lehrjahre im Süden.

Am 10. Januar 1836, einem Sonntage, in der Mittagsstunde wurde ich zum ersten Male vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm im königlichen Schlosse empfangen.

Des Zusammenhangs wegen glaube ich von meinen vorausgegangenen Lebensereignissen einiges berühren zu dürfen. Im December 1829 war ich nach Florenz gelangt, wo ich bei dem preußischen Gesandten Freiherrn von Martens als Secretär eintrat. Ich gestatte mir nicht über die diplomatische Befähigung und den gesellschaftlichen Tact dieses Mannes ein Urteil zu fällen. Er vereinigte jedoch allgemeine wissenschaftliche Bildung mit einem nicht geringen Maß von Welterfahrung, die er auf Reisen und inmitten einer großartig bewegten Zeit zu erlangen vollauf Gelegenheit gehabt hatte. Er war ein Neffe Georg Friedrichs von Martens, erst Professor des Staatsrechts in Göttingen, dann westfälischer Staatsrath, hannöverscher Cabinetsrath und endlich Bundestagsgesandter, der in der Literatur der Publicistik durch seine, man darf sagen weltberühmte Sammlung der Verträge und Friedensschlüsse stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird. Der Neffe war unter den Augen des Oheims

in den schönen Tagen Göttingens aufgewachsen und hatte fleißige juristische und cameralistische Studien gemacht, sodaß sein Heft von Schlözers Vorlesungen über Politik bei der Herausgabe der Werke des berühmten Staatsrechtslehrers nach manchen Jahren zu Grunde gelegt werden konnte. Früh in den preußischen Justizdienst eingetreten, sah er sich durch die Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 in seiner Carriere gehemmt, reiste längere Zeit in Deutschland, der Schweiz, Italien und trat in der Zeit der nationalen Erhebung in den Militärdienst ein, in welchem seine Sprachkenntnisse (sowol er wie sein jüngerer Bruder Charles de Martens, der bekannte Verfasser des immer noch gebrauchten und bequemen Guide diplomatique und Fortsetzer der Sammlung des Oheims, bedienten sich der französischen Sprache wie ihrer eigenen) ihn wiederholt zu Aufträgen und Verhandlungen verwenden ließen. Er wurde preußischerseits dem Kronprinzen von Schweden beigegeben und ist in dieser Stellung bei der Schlacht von Dennewitz nicht ohne Nutzen gewesen, während er in dem hin- und herschwankenden französischen Feldzuge der ersten Monate des Jahres 1814 durch die von ihm als Parlamentär wesentlich herbeigeführte Uebergabe der Festungen Soissons und La Fere der Armee Blüchers nicht zu unterschätzende Dienste geleistet hat. Auch nach dem Frieden und nachdem er das eiserne Kreuz erhalten, blieb er in dieser Carriere, mit dem Wunsche, später in die diplomatische überzugehen, für welche er sich durch die Studien seiner Jugend besonders befähigt erachtete und zu welcher seine Ernennung zum preußischen Commissar bei der auf den Waffenstillstand von Moß gefolgten Cession Norwegens an Schweden im Jahre 1814 gewissermaßen das Vorspiel gewesen war. Er

hatte eine Französin aus ansehnlicher Familie geheiratet, Hermine Collard, und diese angenehme und gebildete Frau trug viel dazu bei, ihm am Hofe und in der Gesellschaft eine gute Stellung zu machen. Als endlich der Rücktritt des Grafen zu Waldburg-Truchseß von dem turiner Gesandtschaftsposten eine Vacanz eröffnete, bei welcher man auf ihn Rücksicht nehmen zu können glaubte, wurde seine schon beschlossene Ernennung durch Schwierigkeiten verhindert, die der sardinische Hof wegen verschiedentlich gedeuteter Gründe wider ihn erhob. Der nachmalige Minister Ancillon, der von Herrn von Martens keine besonders hohe Meinung hatte, gab auf die Frage, wie man diesen nun zu nennen habe, die Antwort: Nommez-le Monsieur le Renvoyé. Man beschloß nun in Berlin, nur einen interimistischen Geschäftsträger in Turin zu lassen, Herrn von Martens hingegen zum Gesandten in Florenz zu ernennen, welche Mission bis dahin mit der turiner verbunden gewesen war. Der neue Gesandte trat nun im Sommer 1828 sein Amt an, welches ihm sehr wohl behagte, womit jedoch für ihn der Nachtheil verbunden war, daß man ihn ohne alles Gesandtschaftspersonal ließ und in Betracht des dem turiner Geschäftsträger zu zahlenden Gehaltes einen Abzug machte, der dem mehr als genau Berechnenden sehr unbequem erschien.

So kam es, daß ich von vornherein und ohne alle vorherige Anleitung alle Geschäfte einer Kanzlei zu besorgen hatte, Geschäfte welche, wenn sie in Betracht der Beziehungen zwischen Preußen und Toscana und der politischen Bedeutung dieses Staates nicht gerade große Wichtigkeit hatten, doch eben zu besorgen waren. Ich muß es Herrn von Martens nachsagen, daß er in den Formalitäten bewandert war und

ich viel von ihm gelernt habe. Beinahe drei Jahre lang bin ich bei ihm in Florenz geblieben, und diese drei Jahre sind für Italien an wichtigen Ereignissen nicht arm gewesen. Wenn die Julirevolution dem ruhigen und behaglichen Leben in Toscana kein Ende machte, hat sie demselben doch den Sauerteig zu späterer Entwicklung beigemischt, während die revolutionären Bewegungen rings herum in den beiden Herzogtümern und im Kirchenstaate zu mancherlei Besorgnissen Anlaß boten, die in Bezug auf einheimische Versuche in ähnlichem Sinne nicht grundlos waren. Im Frühling 1832 nach Bologna gesandt, habe ich die Gährung in der Romagna und die Schwierigkeiten für die päpstliche Regierung, sich dort zu behaupten, zu erkennen volle Gelegenheit gehabt.

Das Interesse, welches Toscana mir vom ersten Moment an einflößte, bewog mich sehr bald, mich mit den örtlichen wie mit den literarischen und wissenschaftlichen Zuständen näher bekannt zu machen und mit Literaten und Künstlern Verbindungen anzuknüpfen, was mir durch freundlichstes Entgegenkommen sehr erleichtert wurde. Schon im Mai 1830 hatte ich das Glück, die Bekanntschaft Leopold Ranke's zu machen, der nach längerem Aufenthalte in Rom drei Monate in Florenz verweilte und dort die Studien fortsetzte, welche wesentlich in seinem Werke über die Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts verwerthet worden sind. Während dieser drei Monate bin ich fast täglich sein Tischgenosse gewesen, eine Zeitlang zugleich mit dem ausgezeichneten Kupferstecher Moritz Steinla, der damals das schöne Blatt nach der Pietas des Fra Bartolommeo vollendete, und habe im Umgang mit ihm mannigfaltigste Anregung empfangen. Als Student in Heidelberg war ich von Friedrich Christoph Schlosser freund-

lich aufgenommen und zu seinen kleinen Studenten-Abenden zugezogen worden. Nun erfreute ich mich der im geselligen Umgange ertheilten Lehren dessen, welchen Deutschland einst als den Meister der Geschichtsschreibung begrüßen sollte. Mit Ranke besuchte ich Pisa, Lucca, Pistoja; dreiundfünfzig Jahre später, bei Gelegenheit meines philosophischen Doctorjubiläums hat er bei der Zusendung seines Porträts der in Florenz zusammen verbrachten Zeit gedacht. Im September 1831 machte ich eine andere Bekanntschaft, welche im Laufe der Jahre innige Freundschaft wurde, deren Band nur durch den Tod gelöst worden ist. Es war diejenige Carl Witte's, welcher damals zum dritten Male das Land besuchte, wo sein Name bereits als der eines tüchtigen Kenners altitalienischer Poesie und namentlich eines scharfsinnigen Danteforschers sich Anerkennung verschafft hatte und wo sein liebenswürdiges Wesen, seine geselligen Vorzüge und seine anziehende Erscheinung ihm überall Freunde gewannen. Er stand damals zu Anfang der dreißiger Jahre und war Professor an der Universität Breslau, wo er die angenehmste Stellung hatte.

Unter meinen kleinen Arbeiten dieser Jahre erregte eine Schilderung der toscanischen Maremmen im Frühling 1832, die in der Zeitschrift „Ausland" gedruckt wurde, Aufmerksamkeit nicht blos in Deutschland, wo man über diese versumpften Strandgegenden bis dahin geringe Auskunft besaß, sondern auch namentlich die des Großherzogs Leopold von Toscana, welcher vier Jahre früher die großen Canal- und Bonificationsarbeiten begonnen hatte, die während seiner ganzen Regierung fortgesetzt das Schicksal dieses Landstrichs umgestaltet haben und ihr vollständiges Ziel erreicht haben

würden, wären sie nicht durch die Umwälzung von 1859 plötzlich unterbrochen worden.

Im Frühling 1832 erfolgte die Ernennung des Herrn von Martens zum Gesandten in Constantinopel, wohin er nach längerem Urlaub, während dessen die Geschäfte der Gesandtschaftskanzlei mir anvertraut blieben, im October abreiste. Ich begleitete ihn auf dieser Reise, welche in jener Zeit mit Weiterungen und Hindernissen verbunden war, von denen heutige diplomatische Personen nichts mehr wissen. Auf einer ragusanischen Brigg ging es von Livorno aus um die Südküste Siciliens herum zuvörderst nach Malta, sodann nach Navarino, welches, ich brauche es nicht zu sagen, nicht eben auf unserer Route lag, wo uns aber die Südwinde einzulaufen nöthigten, die uns bis gegen Zante nordwärts getrieben hatten. Nach achttägigem Aufenthalte, den ich zum Besuchen der Umgebung und des noch lebendig an die Zeit venetianischer Herrschaft erinnernden, damals wie die ganze Westküste Moreas von den Franzosen besetzten Modon benutzte, konnten wir Cerigo vorüber das Cap Matapan umsegeln und so in das ägäische Meer gelangen, welches wir vom Winde begünstigt rasch durchfuhren. Zwischen Tenedos und der Küste von Troas langsam nordwärts fahrend, liefen wir in die Dardanellenstraße ein und durchschnitten das Marmarameer, um die Mündung des Bosporus zu erreichen, wo der damalige königliche Geschäftsträger Herr von Brassier de St. Simon uns bald mit dem großen Kaik der Gesandtschaft entgegen kam und uns nach Buyukdere geleitete. Pera war wieder einmal abgebrannt, und so mußten die Sommerwohnungen den meisten Missionen auch zum Winteraufenthalt dienen.

Es war eine unruhig bewegte Zeit. Der Streit zwischen Sultan Mahmud II. und seinem ägyptischen Vasall Mehemed Ali nahte der Entscheidung. Ibrahim Pascha's Sieg bei Ikonium hatte sein Vorrücken bis in die Gegend Smyrna's zur Folge. In Constantinopel, ja in des Sultans nächster Nähe waren die politischen Meinungen und Velleitäten getheilt. Zu Ende des Ramadan 1833 aus der Hauptstadt nach Buyukdere zurückkehrend, sah ich die erste Abtheilung der russischen Flotte, welche ein Armeecorps unter dem Grafen Alexis Orlow zum Schutze des Sultans herbeiführte, in den Bosporus einlaufen und wohnte einige Wochen später auf der kleinasiatischen Küste der großen Revue bei, welche Russen und Türken vor dem Sultan vorüberführte. Der Vertrag von Hunkjar Iskelessi war die Frucht der russischen Hülfeleistung. Das Verhalten des preußischen Gesandten während dieser Vorgänge hat zu lebhaften Besprechungen und nicht minder lebhaften Vorwürfen Anlaß geboten. Herr von Martens ließ sich durch den gewandten französischen Geschäftsträger de Varennes, nachmals während kurzer Zeit Gesandter in Berlin, dermaßen einspinnen, daß er nach der Ankunft der Russen mit den Vertretern der Westmächte zur Heranziehung einer englisch-französischen Flotte rieth, ein diplomatischer faux pas, welcher selbstverständlich Ancillons Meinung von ihm nicht günstiger stimmte. Nachdem es ruhiger geworden, der ägyptische Vasall in seine Grenzen zurückgewiesen war, stattete der Kronprinz von Baiern, nachmals König Max II., der seinen Bruder König Otto in Nauplia besucht hatte, auch Constantinopel einen Besuch ab. Es war, wenn ich nicht irre, die erste Dampfbootfahrt, welche vom Mittelmeer her nach dem Goldenen Horn gerichtet wurde.

Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß während dieser Zeit die auswärtige Diplomatie beschäftigt genug war, und doch scheinen sowol England wie Frankreich au dépourvu gefaßt worden zu sein, indem sie zu Anfang des gewaltigen Conflicts nur durch Geschäftsträger vertreten waren, während Rußland den fähigen und mit den Verhältnissen genau bekannten Herrn von Buteniew an der Spitze seiner Gesandtschaft hatte. Lord Ponsonby und Admiral Rouffin trafen après coup ein. Bei letzterem hatte ich im späteren Frühling im Botschaftshotel zu Therapia eine mir sehr liebe Begegnung, die mit Alphonse de Lamartine, welcher aus dem Gelobten Lande heimkehrend, in Pera eingetroffen war, wo er eine Zeitlang im Hause des sardinischen Generalconsuls Trucchi verweilte, dem er in seinem Reisebericht eine dankbare Erinnerung gewidmet hat. Hochgewachsen, elegant in Wesen und Erscheinung, machte er damals den allervortheilhaftesten Eindruck und entsprach der Vorstellung, die ich mir nach seinen Poesien, von denen ich den schönen Abschiedsgruß an die Akademie von Marseille beim Antritt seiner Orientreise nicht allzu lange vorher gelesen hatte, und nach den Schilderungen seiner florentiner Freunde von ihm gemacht hatte. Ich habe ihn dann wiederholt in Pera wiedergesehen. Eben hatte ich von Florenz Silvio Pellico's Prigioni erhalten, und dies Exemplar war es, welches ihn mit dem berühmten Buche bekannt machte, das für die österreichische Herrschaft in Italien in gewissem Sinne verhängnißvoll geworden ist.

Mein Verhältniß zu Herrn von Martens ging bald darauf zu Ende. Ich war dem mit den persönlichen Angelegenheiten beauftragten vortragenden Rath im auswärtigen Ministerium Herrn Philipsborn bereits empfohlen, was dann

durch Herrn von Brassier bei seiner Rückkehr nach Berlin wiederholt geschah. Im Sommer gedachten Jahres 1833 schied ich von Constantinopel, dessen glänzende äußere Erscheinung mir stets in hellsten Farben in der Erinnerung geblieben ist. Ein schnell segelndes griechisches Fahrzeug brachte mich am dritten Tage nach Syra, wo vierzehn Tage Quarantäne den Eintritt in das griechische Königreich auf höchst unbequeme Weise verzögerten. Zwei in Hermupolis, der Hauptstadt der Insel, zugebrachte Tage ließen mich die Unbilden der über allen Begriff mangelhaften Einrichtungen oder Nicht-Einrichtungen während der langen Haft im angenehmen Umgang mit dem österreichischen Consul Herrn von Wallenburg und dem Nomarchen der Cycladen Jakovaki Rizo Nerulo vergessen. Von letzterem kannte ich eine Tragödie „Aspasia", die er während seines längeren Aufenthalts in Deutschland in Leipzig hatte drucken lassen; ersterem war ich durch die Internuntiatur in Constantinopel empfohlen und habe ihn nach vollen siebzehn Jahren in Palermo wiederbegrüßt, wo er als kaiserlicher Generalconsul weilte. Von Syra führte die Reise mich weiter nach Poros, dann nach Aegina, endlich nach Athen, wo der russische Generalconsul Herr G. Paparigopulo, ein mit Italien, namentlich mit Venedig durch langen Aufenthalt bekannter Mann, mich gastfreundlich in seinem großen Hause empfing, welches fast am Ende der damals bewohnten Stadt die Aussicht nach dem Hadriansthor und dem Olympieion und der Ilissos-Ebene bot. Der nicht unbekannte griechische Archäolog Pittakys diente mir bereitwillig als Cicerone. Die Glut in Athen, durch den Schutt ganzer Stadttheile gemehrt, war unsäglich, aber die Wirkung der goldigen Farbe des Marmors an den

antiken Bauten war namentlich gegen Abend um ſo größer. Von einer Stadt Athen konnte man zu jener Zeit kaum reden. Nur um den Marktplatz herum, wo die Inſchrift des Grafen von Elgin mich an das „Quod non fecerunt Gothi hoc fecerunt Scoti“ erinnerte, gab es einige Straßen mit aufrecht ſtehengebliebenen Häuſern, aber die Zahl einigermaßen wohnlicher Wohnungen betrug vielleicht kein halbes Dutzend. Von Athen gelangte ich nach Nauplia, wo ich den jungen König ſah, dann über Argos, Mykenä, Nemea nach Korinth, wo ich die ragende Veſte Akrokorinth beſtieg und bei einem baieriſchen Commandanten frühſtückte, während der Iſthmus mit den beiden Meeren und dem Gebirge des Feſtlandes vor meinem Blicke ſich ausdehnte. Dann ging es nach Patras, von dort nach Santa Maura, nach Prevesa, wo der engliſche Generalconſul in Albanien, W. Meyer, der nicht nur von deutſcher Herkunft war, ſondern ſeine Jugend als Zögling des Shakeſpeare-Ueberſetzers Eſchenburg verbracht und Herder, Goethe, Schiller gekannt hatte, mich aufs zuvorkommendſte aufnahm und mir Gelegenheit bot, Auguſtus' verfallene aber nicht zerſtörte Siegesſtadt Nikopolis und die Umgebungen des Golfs von Arta, die Stätte der Seeſchlacht von Actium, kennen zu lernen. Corfu, wo Levante und Occident einander die Hände zu reichen ſcheinen und welches unter Englands ſchwer ertragener aber dem Siebeninſelſtaate in ſo mancher Beziehung wohlthätiger Herrſchaft ſich namentlich im Vergleich mit den furchtbar verkommenen Zuſtänden Griechenlands in jenen Tagen großer Blüte erfreute, war das letzte Ziel meiner griechiſchen Wanderungen, deſſen ich mich während beinahe eines Monates unter angenehmſten Verhältniſſen erfreute.

Der ioniſche Dampfer Heptaniſos, welcher damals die

Fahrt nach Italien einmal im Monat machte, brachte mich nach Ancona, wo neue aber sehr verschiedene Quarantäne überstanden werden mußte. Ueber Fossombrone ging ich nach Urbino und von dort über das im Metaurusthale liegende Urbania, einst als Castel Durante Sommersitz der berühmten Herzoge dieses kleinen Staates, zu Pferde über den Apenninenpaß, welcher die Verbindung zwischen den Marken und Toscana vermittelte. Damals noch ein Saumpfad, später eine leider nur mäßig besuchte Straße, steigt dieselbe bei Borgo San Sepolcro in das obere Tiberthal hinab, wo sie sich der nach Arezzo und durch das obere Arnothal nach Florenz führenden Heerstraße anschließt. Mein Reisegefährte von Corfu aus war der Oberst eines dort garnisonirenden Regiments, der nachmals als Sir John Brown im Krimkriege tapfer mitgekämpft hat. Im October war ich wieder in Florenz. Graf Waldburg-Truchseß hatte den turiner Gesandtschaftsposten nochmals zu übernehmen gewünscht, wie er ihn denn bis zu seinem im Jahre 1844 erfolgten Tode verwaltet hat. Die florentiner Mission war in ihr altes Verhältniß zurückgetreten, und der Legationsrath Graf Carl Schaffgotsch, dem dieselbe mit dem Rang eines Geschäftsträgers übertragen worden war, trug mir an einstweilen bei ihm zu bleiben, was ich um so lieber annahm, da der Winter vor der Thür war und meine Gesundheit durch die mit manchen Anstrengungen verbundene Reise nicht wenig gelitten hatte. Das neue Intermezzo hat weit länger gewährt, als ich voraussehen konnte, und es hat mir in mancher Beziehung neben den durch den trefflichen Charakter des Genannten und seiner noch lebenden Gemalin, einer geborenen Gräfin Ledebur-Wicheln, Nichte des damaligen Bischofs von Paderborn, ge-

währten Annehmlichkeiten mannigfaltigen Vortheil bereitet. Ich habe Italien, italienische Literatur und Kunst in reichem Maße kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und den Grund zu den Studien gelegt, denen ein bedeutender Theil meines späteren Lebens gewidmet gewesen ist, während ich zahlreiche Verbindungen angeknüpft habe, von denen manche noch heute währen, andere nur durch den Tod gelöst worden sind.

Im Frühling 1835 verließ ich das mir lieb gewordene Florenz und begab mich über den Brenner, München und Dresden nach Berlin, bis Dresden in Gesellschaft des russischen Obersten Baron Kaulbars, der ebenso wie Graf Theodor Medem, dessen Bruder Alexander, den nachmaligen Gesandten und unermüdlichen Reisenden, ich in Constantinopel kennen gelernt hatte, längere Zeit in Florenz verweilt und an der dortigen sehr lebhaften Gesellschaft vielen Antheil genommen hatte. In München traf ich meinen Universitätsgenossen Ernst von Lasaulx, der mich auf seiner Orientreise in Buyukdere wie in Florenz besucht hatte, und machte unter Anderen die Bekanntschaft Leo's von Klenze, mit dem ich in späteren Jahren so daselbst wie in Florenz mehrfach zusammen getroffen bin, F. H. Maßmanns und Friedrich Thiersch', der damals in voller Thätigkeit und mit griechischen Dingen alter und neuer Zeit vollauf beschäftigt war, sich aber von seinem Buche über dies Land keine besondere Wirkung versprach. Preußischer Gesandter war Graf Dönhoff, dem ich nach vielen Jahren noch zu Dank verpflichtet gewesen bin, und bei welchem Baron Carl Werther seine lange diplomatische Laufbahn begann. In Dresden, wo ich einen etwas längeren Aufenthalt nahm und mehr noch als in München reichen Kunstgenuß hatte, fand ich mich in einem Literaten-

kreise, der jedoch durch arge Parteiung zerrissen war. Mehrmals war ich bei Ludwig Tieck, bei Tiedge, bei Böttiger, sah viel von Th. Winkler-Hell und seinem Schwager Heinrich Hase, lernte C. Falkenstein, G. Klemm, Carl Förster, E. Gehe, Ed. von Bülow u. A. kennen, wie ich durch den guten Steinla, der nun Professor an der Akademie und mit dem Stiche des Raffaelischen Kindermordes nach der von König Friedrich August angekauften angeblichen Originalzeichnung beschäftigt war, mit manchen Künstlern, mit J. C. Dahl, mit Frenzel, mit dem trefflichen Reissiger u. A. bekannt wurde. Nur eine flüchtige Begegnung brachte mich mit Otto Magnus von Stackelberg zusammen, dessen geistige Kraft bereits geschwächt war.

Anfang Juni war ich in Berlin. Mein Eintritt in das auswärtige Ministerium ließ, dank der günstigen Gesinnung des Geh. Legationsraths Philipsborn, eines eben so tüchtigen Beamten wie wohlwollenden und wissenschaftlich gebildeten Mannes, nicht lange auf sich warten. Im Spätsommer besuchte ich meine Vaterstadt, in welcher sich unterdessen manches anders gestaltet hatte, und war im Herbste nach einem Besuche in Belgien wieder in der Hauptstadt, um dort den Winter zu verbringen.

Von vornherein ist mir hier eine bedeutende Vergünstigung zu Theil geworden. Minister des Auswärtigen war Friedrich Ancillon. Ich brauche mich nicht über die eigentümliche Wendung der Geschicke dieses Mannes zu verbreiten, der vom Prediger der französischen Gemeinde zum Posten eines der ersten Räthe der Krone hinanstieg. Die Erziehung des Kronprinzen, an welcher er bestimmenden Antheil gehabt hatte, und seine eminente wissenschaftliche Begabung hatten

ihn diesen ungewöhnlichen Weg geführt. Zugleich Philosoph und Historiker, im Gebrauche beider Sprachen, der französischen wie der deutschen, mit gleicher Leichtigkeit sich bewegend, umfaßte er ein weites Gebiet des Wissens mit vollständiger Beherrschung, während sein im rechten Sinne des Wortes liberaler Geist ihn vor den Verirrungen einer systematischen Politik schützte, die mit den factischen Verhältnissen zu rechnen verschmähte und Unmögliches wollte. Ancillon ermaß es vollkommen, daß ohne Fortschritt kein Leben ist. So sehr der Gang der Zeitereignisse namentlich in Frankreich den politischen Principien widersprach, in denen die spätere Hälfte der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms III. sich fortbewegte, so ist er doch einer derjenigen gewesen, die im Verein mit der reichen Erfahrung und weisen Mäßigung des Monarchen dieser Regierung einen Charakter aufgedrückt haben, welcher in ihr eine Gewähr für Erhaltung und Sicherung des Friedens Europa's erkennen und schätzen ließ. So lange Graf Bernstorff lebte, unter welchem Ancillon die Direction der politischen Abtheilung des Ministeriums geführt hatte, war diesem ein gewisser Einfluß auf die Leitung geblieben, der sich jedoch mit dessen zunehmender Kränklichkeit immer mehr abgeschwächt hatte.

Durch Graf Schaffgotsch war ich dem Cabinetssecretär der kronprinzlichen Herrschaften Legationsrath Sasse empfohlen, einem nahen Verwandten Ancillons, der ihm sehr wohlwollte. Dieser brachte mich nicht zu ihm, denn gleich nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich mich dem Minister vorgestellt, aber er führte mich in dessen Haus ein. Ancillon hat mir große Güte bewiesen. Ich wurde wiederholt zu ihm geladen, und er hatte immer eine kleine angenehme Tisch-

gesellschaft. Mehre meiner mir werthen Bekanntschaften habe ich bei ihm gemacht. Zu diesen gehörten der damalige Kammergerichtsrath von Kleist später Präsident dieses hohen Gerichtshofes und eine Zeitlang Justizminister, der sich des besonderen Wohlwollens des Kronprinzen erfreute, Leopold von Gerlach damals Major und später in den genauesten Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV., dessen ich wiederholt zu gedenken haben werde, Professor von Lancizolle nachmaliger Generaldirector der Archive und wohlbewandert im deutschen Staatsrecht, Herr von Olfers vor kurzem von seinem diplomatischen Posten in der Schweiz zurückgekehrt, der Prediger Molière Ancillons Schwiegervater und manche Andere, auch Auswärtige, unter denen ich den Kaukasus-Reisenden Frédéric Dubois de Montpéreux nenne. Ancillons Conversation war lebendig und anregend, und bei guter Laune konnte er sehr liebenswürdig sein. Er hatte vieles erlebt, vieles erfahren, viele hervorragende Männer gekannt. Obgleich seine Familie schon in dritter Generation in Preußen ansässig war, bewahrte er viel von dem französischen Wesen im geselligen Umgang, wie er denn am liebsten französisch sprach. Er machte nicht den Eindruck eines vormaligen Predigers, obgleich seine Redeweise bisweilen etwas Docirendes hatte. In seiner Lebensanschauung war Ernst mit Heiterkeit gemischt, und seine Natur war im Grunde eine weltliche, was sich auch in seinem Aeußeren bei entschieden satirischem Zuge nicht verkennen ließ. Ich habe Witze von ihm gehört, welche wiederzugeben nicht möglich wäre, die aber in ihrer Art treffend genug waren. Seine Leitung des Kronprinzen macht ihm alle Ehre, wie denn nur der Ernst und sittliche Gehalt seiner Ansichten im Verein mit umfassender Kunde und Be-

urteilung der Welt und Geschichte auf seinen hohen Zögling übergegangen sind. Dieser hat ihm stets große Anhänglichkeit bewahrt und fuhr fort, ihn häufig, namentlich Abends bei sich zu sehen. Wiederholt, wenn ich bei ihm war, kam eine Einladung ins Schloß. Es ist für Ancillon ein großes Unglück gewesen, daß er seine zweite Frau, die Tochter seines Vorgängers im Predigtamte und früheren Erziehers im Hause des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, Molière, bald durch den Tod verlor, denn nach Allem, was ich damals und namentlich in späteren Jahren im intimen Umgange mit deren Familie vernommen habe, vereinigte sie in hohem Grade Anmut mit geistiger Begabung. In vorgerückten Jahren ließ er sich bestimmen, eine dritte Ehe einzugehen, die für ihn in keiner Weise paßte und seine letzten Tage verbittert hat. Im Frühling 1836 unmittelbar nach Schließung dieser Ehe, nahm ich von ihm Abschied; am 19. April des folgenden Jahres starb er siebzigjährig.

Nach dieser langen Abschweifung kehre ich zu meiner Audienz beim Kronprinzen zurück. Er empfing mich in einem der gewölbten Säle des ersten Geschosses im königlichen Schlosse, dessen älteren dem Flusse zugewandten Theil er bewohnte. Es ist die Wohnung, welche sein von Krüger gemaltes, durch den Kupferstich allgemein bekanntes Bildniß, das ihn stehend, an einen Tisch gelehnt, in sinnender Haltung darstellt, uns vergegenwärtigt. Ich überreichte ihm zwei nicht lange vorher von mir herausgegebene Schriften, das Leben Andrea's del Sarto und die Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden, welche sich zugleich über Toscana wie über Constantinopel und Griechenland verbreiten. Diese Schriften boten den nächsten Stoff zur Conversation,

welche somit bei der ersten Begegnung das berührte, was in späteren Zeiten den Lieblingsgegenstand derselben wesentlich gebildet hat. Die Genauigkeit des Details, welches dem Kronprinzen auch an manchen Orten bekannt war, von denen er keine persönliche Anschauung hatte, setzte mich in Erstaunen. Daß ich schon mehre Jahre in Italien, aber noch nicht in Rom gewesen war, dünkte ihn unbegreiflich; er begriff es, als ich die Umstände kurz erläuterte. Die Schrift über Del Sarto brachte das Gespräch auf den projectirten Ankauf des Lafitteschen Bildes, welches eine der Zierden des Museums wurde und in späteren Jahren ein so trauriges Loos gehabt hat. Des Kronprinzen Redeweise war sehr lebendig, sein Wesen voll Courtoisie. Er war für sein Alter, vierzig, voll, und sein Haar begann auf dem Scheitel sich zu lichten. Die Kronprinzessin, von einer Dame begleitet und im Begriff auszufahren, trat in das Zimmer; ihr Gemal stellte mich ihr vor, indem er meine lange Anwesenheit im Süden betonte.

Ich habe allen Grund mit meiner Audienz zufrieden zu sein. So schrieb ich damals in mein Tagebuch und hatte Recht. Es war aber die erste und für lange Zeit die letzte. Im Frühling zum Geheimen expedirenden Secretär im auswärtigen Amte ernannt, wurde ich nach Italien zurückgesandt, mit der Bestimmung der Mission in Florenz beigegeben zu bleiben. So verließ ich Berlin gegen Mitte Juni und ging über Halle, wo ich einen Tag bei Carl Witte verweilte und den Nachmittag mit ihm, Heinrich Leo, L. G. Blanc und H. Friedländer in dem malerischen Giebichenstein angenehm verbrachte, nach meiner rheinischen Heimat.

Während meines berliner Aufenthalts, namentlich im

Winter hatte ich mit schlechter Gesundheit viel zu kämpfen gehabt und darüber viele kostbare Zeit verloren. Dennoch knüpfte ich zahlreiche Beziehungen an, von denen manche mir für mein ganzes Leben lieb und werth geblieben sind. Die Verhältnisse der florentiner Gesellschaft und das ganze Reisewesen jener Tage hatten es mit sich gebracht, daß ich dort unendlich mehr auswärtige, nämlich hervorragende englische Bekanntschaften gemacht hatte, als unter Landsleuten, von denen nur Gelehrte und Künstler sich häufiger einfanden und länger verweilten. So kam es, daß bei meinem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt die Zahl meiner dortigen Bekannten keine große war, während außer dem Grafen Königsmark, Nachfolger von Martens' in Constantinopel, Rudolf von Sydow, welcher mehre Jahre hindurch Legationssecretär in Rom gewesen und damals der Bundestagsgesandtschaft beigegeben war, dem nachmaligen Gesandten von Bockelberg, Graf Wilhelm Blankensee und einigen Anderen, dieselben meist dem oben gedachten Kreise angehörten. Leopold Ranke, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell, Friedrich Hoffmann der früh verstorbene tüchtige Geologe, Eduard Gans, Gustav Kramer nachmaliger Director der Franckeschen Stiftungen, mehre Künstler, deren ich noch zu gedenken haben werde, gehörten zu dieser Zahl. Nun aber mehrten sich die Beziehungen in raschester Folge, und ich erfreute mich freundlichster Aufnahme. Den Ministern Fürst Wittgenstein, Graf Lottum, General von Boyen, Altenstein wurde ich vorgestellt, dem Generalintendanten Grafen Brühl, Alexander von Humboldt, Graf Athanasius Raczynski, Baron d'Ohsson, der damals als schwedischer Gesandter eintraf. Bei Hrn. Eichhorn dem Director im

auswärtigen Amte, der mich mit größter Freundlichkeit aufnahm, lernte ich Hrn. von Savigny kennen. Zahlreiche meist literarische Bekanntschaften verdankte ich den Vereinen, der Gesetzlosen und der Mittwochsgesellschaft, in welche Professor Tölken und Georg Reimer, der Geographischen, in welche Carl Ritter, dem wissenschaftlichen Kunstverein, in welchen Friedrich Förster mich einführte. Noch waren Einige von der alten Garde Berlins geblieben, Chamisso, Streckfuß, Julius Eduard Hitzig, Stägemann, mit ihnen Raupach, Zeune, Henrich Steffens und Mehre. Varnhagen von Ense hatte ich alsbald im Salon einer Dame kennen gelernt, wo er sich Jahre lang fast allabendlich einzufinden pflegte, Fräulein Henriette Solmar, die mit gleichem Tact und Geschick Personen von sehr verschiedenen Ansichten zu angenehmer Conversation bei sich vereinigte, Kleist, Olfers, den Bankpräsidenten von Lamprecht, Martens, Förster, Julius den Einzelhaftprediger und Lewes den Goethebiographen nebst einer Menge Anderer, Einheimische wie Fremde, und die mir immer eine treue Freundin wie eine große gesellige Ressource geblieben ist. Bei Eduard Gans fand ich die ganze Hegelsche Phalanx, damals noch obenauf und in voller Thätigkeit, Gabler, Hotho, Marheineke, von Henning, Michelet, mit ihnen Johannes Schulze vom Cultusministerium, Böckh, Friedrich von Raumer u. A. Gans vollendete eben damals den vierten (und letzten) Band seines Erbrechts und schrieb mehre der hübschen kleinen Aufsätze, die er in dem Buche „Rückblicke auf Personen und Zustände" zusammengestellt hat. Von trefflichem Herzen, leicht beweglich und unvorsichtig, gehörte er zu denen, deren Blicke zu sehr auf Frankreich gerichtet waren. Eine ansehnliche Zahl von Männern aus

allen Fächern und von allen Meinungsnuancen reihen sich den Genannten an, die Theologen Twesten und Strauß, der Astronom Encke, der Mathematiker Lejeune Dirichlet, der Statistiker Dieterici, Waagen und Kugler die Kunsthistoriker, Friedrich Wilken und sein Schwiegersohn Moritz Pinder, S. H. Spiker, Gustav Parthey, Theodor Panofka, J. G. Droysen, dessen Geschichte der Diadochen eben damals erschien, der Germanist E. G. Graff, dessen sprachwissenschaftlichen Forschungen der Kronprinz lebendiges Interesse widmete. Zu den zum Theil jüngeren eigentlichen Literaten gehörten Willibald Alexis, L. Rellstab, August Kopisch, A. Schöll, Franz von Gaudy, O. Fr. Gruppe, der den literarischen Theil der Staatszeitung redigirte. Die Geographische Gesellschaft brachte mich in Beziehungen zu Ehrenberg, Lichtenstein, den beiden Rose, dem Obersten von Scharnhorst, Robert Froriep von Weimar, den ich schon als Studiosus in Bonn gekannt hatte und der jetzt an der berliner Universität docirte. Von Künstlern lernte ich Rauch kennen, Friedrich Tieck, L. Wichmann, Eduard Magnus, Wilhelm Hensel, A. Hopfgarten, die Architekten Hesse und Strack, den Kupferstecher Caspar u. a. Georg Reimer und Carl Duncker, die Chefs der beiden weltbekannten Verlagsfirmen, mit denen ich alsbald zusammentraf, unterhielten angenehme und fruchtbare Beziehungen zu Gelehrten und Literaten. Ein lieber Genosse und Nachbar war mir während des Winters Fredric Ferdinand Carlson, der von seiner italienischen Reise zurückkehrend mir Briefe florentiner Freunde brachte und um Ranke's willen längere Zeit in Berlin verweilte; Geijers Schüler und Nachfolger, wie er der Fortsetzer seiner schwedischen Geschichte geworden

ist, Erzieher der Söhne König Oscars und längere Zeit hindurch Chef des Cultusministeriums.

Der Mangel an politischer Bewegung, wie er in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III., in der That eine Zeit des Wartens und der keineswegs zuträglichen überwiegenden Beschäftigungen mit den politischen Zuständen fremder Länder, namentlich Frankreichs, fühlbar war, verlieh der literarischen Thätigkeit eine vielleicht über den wirklichen Werth der Leistungen hinausgehende Bedeutung, während er sie zum Theil auf seltsame Themata verfallen ließ. Raupach, der damals die berliner Bühne beherrschte und Raumers Hohenstaufen in Act und Scene brachte, habe ich über Transsubstantiation und Priesterweihe disputiren hören, abgesehen von der Lieblingsmaterie der Belehnung mit Ring und Stab. Es war als sollte die Bühne ein Geschichtscollegium werden, dem die Theologie nicht fremd blieb. Um diese Zeit unternahm Wolfgang Menzel seinen beherzten und gutzielenden Angriff gegen das Junge Deutschland, der in Berlin einen wahren Sturm erregte, welcher sich bekanntlich aus den literarischen Kreisen in die der Polizei und Tribunale erstreckt hat. Ueberwiegend sprach die öffentliche Meinung sich zu Gunsten Menzels aus, obgleich dieser, noch von seiner Stellung zu Goethe her, manche principielle Gegner hatte. Allmählich verliefen sich die Wasser, und wenn Gutzkow, der am meisten Gravirte, ferne blieb, erschienen im Frühling 1836 Laube und Mundt in Berlin und ließen unter preußischer Censur drucken.

Nach wenigen in Aachen verbrachten Wochen und einem Besuche in Brüssel, wo ich stets in den verschiedensten Zeiten angenehme Tage verlebt und in dankbarer Erinnerung ge-

bliebene Beziehungen angeknüpft habe (in erster Linie nenne ich die des trefflichen Generaldirectors der Archive P. L. Gachard), ging ich nach Paris. Unser Gesandter Baron Werther, bei welchem ich Herrn von Brassier als Legationsrath fungirend antraf, bewies mir die Gewogenheit, die er mir in späteren Jahren unverändert bewahrt hat. Hier traf ich wieder mit der Familie Martens zusammen. Er war nicht lange zuvor aus Constantinopel zurückgekehrt und wartete auf eine neue Bestimmung, welche obgleich beabsichtigt, ihm nicht zu Theil geworden ist, worauf er zu Ende des Jahres 1843 seinen Abschied nahm. Die Familie ist in Frankreich geblieben, wo Herr von Martens in hohem Alter zu Anfang 1857, seine Witwe mehre Jahre später gestorben ist. Auf der Weiterreise traf ich in Chalons-sur-Saone mit Monsignor Wiseman zusammen, der eine ganze Gesellschaft junger Landsleute dem Collegium von Sanct Thomas von Canterbury in Rom, dessen Rector er damals war, zuführte, und wir blieben Reisegefährten bis Livorno. Es war der Anfang einer Bekanntschaft, deren er in seinem Buche über die vier letzten Päpste gedacht und die bis zu des Cardinals frühzeitigem Tode gewährt hat. In Lyon besuchten wir zusammen die merkwürdigen Bauten der industriemächtigen Stadt, in Avignon den traurig verwahrlosten, aber auch in diesem Zustande imposanten Palast der Päpste des 14. Jahrhunderts, welche, allerdings im Exil das man das Babylonische genannt hat, und durch französische Könige mehr als billig beeinflußt, auch in dieser Epoche eine großartige Wirksamkeit ausgeübt und bleibende Spuren ihrer Thätigkeit zurückgelassen haben. Erst viele Jahre später, als ein besseres Geschick der alten Papstburg zu lächeln begonnen hatte, war es mir ver-

gönnt, die historisch merkwürdigen Umgebungen der Stadt und Vaucluse kennen zu lernen.

Von Paris aus war ich mit meinem aachener Landsmann Clemens August Alertz gereist, der nach Rom ging, um Papst Gregor XVI. ärztlich zu behandeln, welcher an einem krebsartigen Nasenübel litt, wovon gedachter Arzt im vorhergehenden Jahre den Adjutanten des in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen General v. Lepel hergestellt hatte. Meine amtliche Bestimmung rief mich, wie schon bemerkt, nach Florenz. Da jedoch Graf Schaffgotsch unterdessen längeren Urlaub erhalten hatte, wurde mir gestattet, seine Rückkehr in Rom abzuwarten, ein Umstand welcher für meine spätere Laufbahn entscheidend gewesen ist. Schon von früher her mit dem dortigen Gesandten Geh. Legationsrath Bunsen bekannt, wurde ich von diesem, als die Geschäfte es wünschenswerth erscheinen ließen, zur Betheiligung herangezogen und bin bis Anfang Mai 1838 in dieser provisorischen Stellung geblieben. Der Legationssecretär v. Usedom verließ Rom im Frühling 1837, und kurze Zeit nach dem Eintreffen seines Nachfolgers des Legationsraths von Buch begab Herr Bunsen sich nach Berlin zur Erledigung einer Angelegenheit, deren Ausgang für ihn selber wie für das Verhältniß Preußens zum h. Stuhle verhängnißvoll geworden ist, der Angelegenheit der gemischten Ehen, die zu dem Zerwürfniß mit dem kölner Erzbischof führte. Ich habe somit die letzten Tage, in welchen Bunsens gute Stellung in Rom währte, und eine in den Annalen der Diplomatie nicht eben häufige Katastrophe mit angesehen. In der ersten Hälfte Octobers, nicht lange nach meinem Eintreffen, wurde ich von dem Gesandten in der

Sacristei der Domkirche von Frascati dem Papste vorgestellt, von dem ich nachmals wiederholt empfangen worden bin.

Mein erster römischer Winter war ein äußerst genußreicher, bildete jedoch einen um so schärfern Contrast mit dem nachfolgenden Sommer, in welchem die Cholera erschreckende Verheerungen anrichtete. Frascati, welches seine Verbindung mit der Stadt nie unterbrach, während die meisten umliegenden Orte sich gegen dieselbe absperrten, wurde von der Krankheit verschont, welche über 8000 Opfer forderte. Kurz vor Weihnachten kehrte Herr Bunsen nach Rom zurück, welches er am 28. April 1838 auf immer verließ. Wenige Tage später begab ich mich nach Florenz, wo ich nun bei der Gesandtschaft eintrat. Nicht lange nach meiner Ankunft in Rom hatte ich dort vom Kronprinzen eine Medaille mit seinem Bildniß erhalten, und allmählich begann von meiner Seite eine Berichterstattung über literarische und künstlerische Dinge, die sich Jahre lang unter den mannigfaltigsten Umständen bis zu den schweren letzten Zeiten des Königs fortgesponnen hat. Im Herbste 1839 wurde ich der römischen Gesandtschaft nochmals zugetheilt, nachdem der damalige Legationssecretär von Thile, Sohn, Neffe, Bruder von vier Generälen und nachmals Gesandter und Staatssecretär, eine andere Bestimmung erhalten hatte und während sein Nachfolger, der Sohn des Generalpostmeisters v. Nagler, noch nicht eingetroffen war. Herrn v. Buch, welcher nach Bunsens Abgang während des Zerwürfnisses mit der päpstlichen Regierung als Geschäftsträger zurückgeblieben war, hatte ich schon vor meiner ersten italienischen Reise als Referendar bei der königlichen Regierung in Aachen kennen gelernt und war mit ihm und seinem Freunde und Collegen

Wilhelm v. Normann, welchen ein früher Tod verhindert hat, als Diplomat wie als Dichter sich einen bedeutenden Namen zu machen, häufig zusammengetroffen. Er war ein Mann von gediegenen juristischen und cameralistischen Kenntnissen und von streng conservativen Ansichten, dabei von großer Mäßigung der Gesinnung und ruhigem Urteil, welcher wesentlich dazu beigetragen hat nach dem Sturme vom Ende des Jahres 1837 ein auskömmliches Verhältniß aufrecht zu erhalten. Meine Beziehungen zu ihm sind die allerfreundschaftlichsten gewesen, und ich verdanke ihm viel. Im Sommer 1840 verweilte ich einige Wochen in Florenz, von wo ich nach Rom zurückkehrte, um dem Grafen von Brühl, welcher mit einer Specialmission des währenddessen zur Regierung gelangten Königs Friedrich Wilhelm IV. zur Anbahnung eines Verständnisses auf kurze Zeit dort gewesen war und nun zu Unterhandlungen mit dem h. Stuhle zurückkehren sollte, beigegeben zu werden. Während des Aufenthalts desselben in Rom im Winter 1840 auf 1841 und seiner nachmaligen Unterhandlung im Sommer letztgedachten Jahres bin ich ihm an die Hand gegangen und habe dann nach der Wiederherstellung guter Beziehungen und der Rückkehr des Herrn v. Buch von dem ihm unterdessen ertheilten Urlaub in der Eigenschaft eines Ministerresidenten, die Legationssecretärs-Geschäfte bis zum Juni 1843 in Händen gehabt.

Währenddessen wurde mir die durch den Tod Ludwigs v. Schorn erledigte Stelle eines Directors der großherzoglichen Kunstsammlungen in Weimar angetragen. Die Stellung hatte manches was meinen Neigungen und den Lieblingsbeschäftigungen meiner Mußestunden entsprach, abgesehen davon, daß sie mir eine ehrenvolle Selbständigkeit gewährte,

welche ich allerdings wünschen mußte. Abneigung gegen das Ausscheiden aus dem vaterländischen Dienste gesellte sich jedoch zu dem Wunsche regelmäßigen Eintritts in die auswärtige Carriere, die ich nun schon mehre Jahre hindurch provisorisch verfolgt hatte. Indem ich dem Ministerium von dem mir gewordenen Anerbieten Nachricht gab, erklärte ich mich bereit, dasselbe abzulehnen, wenn mir die Legationssecretärstelle in Rom definitiv übertragen werden würde. Der Minister des Aeußeren Baron Werther trug mir hinwider auf Befehl des Königs eine entsprechende Stellung in der politischen Abtheilung seines Ministeriums mit gleichzeitiger Verwendung im königlichen Geheimen Cabinet an, während mir zugleich die huldvolle Gesinnung des Monarchen in Bezug auf mein Verbleiben im Dienste bekannt gemacht wurde. Selbstverständlich dankte ich für das mir von der großherzoglichen Regierung durch den Antrag bewährte ehrenvolle Vertrauen. In späteren Jahren bin ich oft in Weimar gewesen. Sowol der Großherzog Carl Friedrich und dessen durch Geist und Herz ausgezeichnete Gemalin haben mir gewogene Gesinnung bewiesen, wie nach längerer Zeit Großherzog Carl Alexander und die Großherzogin Sophie mir bei wiederholten Anlässen und öfteren Besuchen zahlreiche Beweise des Wohlwollens gegeben haben.

Die zwölf Jahre des Aufenthalts im Süden hatten mich mit allen Wurzeln meines Seins und meiner Neigungen mit dem Boden Italiens verwachsen lassen. Ich war einundzwanzig alt, als ich zuerst die Alpen überschritt. Die Zeit der höheren Bildung und Entwicklung hatte ich somit im Lande der alten Cultur und der großartigsten Erinnerungen und Monumente verbracht. In Florenz wie in Rom war

ich sozusagen heimisch geworden. Meine anhaltende Beschäftigung mit der politischen wie mit der Literär- und Kunstgeschichte des Landes hatte begreiflicherweise dazu beigetragen, mein Interesse an demselben stets zu steigern. Nach manchen kleinen Arbeiten und Aufsätzen in italienischen Zeitschriften gab ich im Herbste 1841 zur Zeit der glänzenden florentiner Gelehrtenversammlung unter dem Titel: Tavole cronologiche e sincrone della Storia fiorentina einen Quartband heraus, der eine Uebersicht gedachter Geschichte unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Annalen von Literatur und Kunst bis zur Gegenwart in Tabellenform enthielt. Eine Arbeit, die ungeachtet aller ihrer Mängel mit großem Beifall aufgenommen, heute noch vielfach im Gebrauche ist. Im vorhergehenden Jahre, während ich in Florenz verweilte, waren in Leipzig ohne meinen Namen unter dem Titel „Römische Briefe von einem Florentiner" zwei Bände erschienen, welche eine Schilderung römischer Zustände, der historischen, artistischen, localen, ökonomischen, sowie des Lebens und der Gesellschaft enthielten, und vier Jahre später durch zwei neue Bände ergänzt, ein großes Publicum gefunden haben. Florenz und Rom waren die beiden Städte, in welchen man die vornehme Welt des Auslandes ebensowie die Gelehrten- und Künstlerwelt am besten kennen lernte. Die Zahl der Reisenden war ungleich geringer als heute, aber sie hatten nicht so große Eile und schlugen häufig ihr Domicil auf ganze Winter am Lungarno oder auf Piazza di Spagna auf, abgesehen von solchen, welche sich ganz in diesen Städten niederließen. Eine Menge meiner werthvollsten und liebsten Bekanntschaften verdanke ich dieser Zeit meines Lebens. Wenn ich des einzigen ersten Jahres meines italienischen Aufenthalts ge-

denke, so treten mir viele Namen besonders von Künstlern wieder nah, mit denen ich damals in Berührung kam und zum Theil bis an ihr Ende freundschaftliche Beziehungen unterhalten habe. Zu ihnen gehören Wilhelm Schadow, Felix Mendelssohn, August Grahl der talentvolle Porträtmaler und kenntnißreiche Sammler werthvoller Zeichnungen, Wilhelm Zahn, der vor allen Andern sich um die Kenntniß pompejanischer Malerkunst verdient gemacht hat, F. M. Hessemer, der mit gefüllten Mappen von einer Reise bis zu den Kataraкten des Nil zurückkehrte und die Kenntniß arabischer Baukunst und Ornamentik unter den Ersten vertrat, J. M. Mauch, dessen Bearbeitung und allmähliche Erweiterung des Normandschen Werkes über die Säulenordnungen lange Jahre hindurch eines der nützlichsten architektonischen Lehrbücher gewesen ist und immer brauchbar bleibt, Wilhelm Ahlborn, dessen Landschaftsbilder damals noch südliche Wärme und Farbenreichtum wiederspiegelten, der ihm in späteren Zeiten nur zu sehr abhanden gekommen ist. Zu ihnen kamen Anfang 1831 Leopold Robert und sein Freund v. Pourtales. Ersterer hat in Florenz das ergreifende aber zu melancholische Bild der Beerdigung eines Landmannes aus der römischen Campagna gemalt, von welchem man wol auf eine beginnende Verdüsterung seines Gemütes geschlossen hat. In Florenz hat er die Bekanntschaft der geist- und talentvollen Prinzessin Charlotte Bonaparte Tochter Josephs gemacht, welche zu Anfang des obengedachten Jahres während des Aufstandes in der Romagna ihren Gemal den älteren Bruder des nachmaligen Kaisers verloren hatte und die man mit Roberts tragischem Ende in Verbindung hat bringen wollen. Um dieselbe Zeit

kam Götzenberger, den ich in Bonn während seiner Beschäftigung an den Fresken der Aula kennen gelernt hatte, von Rom zurück, überdies der Wiener Rauch u. A., die ich übergehe, um die Liste nicht zu lang zu machen. Schon habe ich Moritz Steinla genannt: nach ihm erschienen Jakob Felsing, um sein treffliches Blatt nach Del Sarto zu vollenden, und Eduard Eichens, den die politischen Unruhen mit seinem Lehrer Toschi aus Parma vertrieben hatten. Im December 1830 war derjenige zuerst in Florenz angelangt, welcher zu der italienischen Kunstgeschichte vom 14. zum 16. Jahrhundert unbeschadet der Verdienste Rumohrs den eigentlichen urkundlichen Grund gelegt hat, der damals sechsundzwanzigjährige Schleswiger Johannes Gaye, welcher aus Ludwig Schorns guter Schule kam, und nachdem er in Mittel- und Süditalien wie in Griechenland einen reichen Schatz von Anschauungen gesammelt, nach langen Wanderungen im J. 1838 nach Florenz zurückgekehrt hier die Sammlung des Carteggio inedito d'artisti veröffentlichte, dessen letzter Band noch nicht fertig gedruckt war, als der fleißige Herausgeber im August 1840 einem schleichenden Brustübel erlag.

Selbstverständlich liegt es mir ferne, ein solches Namenverzeichniß fortführen zu wollen. Rom war begreiflicherweise weit mehr als Florenz der Sammelplatz für Künstler wie für Gelehrte. Indem ich nur letzterer gedenke, ist in erster Linie das Institut für archäologische Correspondenz zu nennen, welches unter Bunsens energischer Leitung sich rasch zu großer Blüte entwickelt hatte. Als ich zuerst nach Rom kam, war Eduard Gerhard, der die durch sein schwaches Gesicht verursachten Schwierigkeiten mit seltener Willenskraft und unermüdlicher Thätigkeit überwand, wieder dort, mit

den Vorbereitungen zu seiner griechischen Reise beschäftigt. Wenige haben sich in Rom so eingelebt wie er und so mannigfaltige Eindrücke und Anschauungen auch von andern als gelehrten Dingen empfangen. O. Kellermann, den die Cholera des folgenden Jahres hinwegraffte, Richard Lepsius, Wilhelm Abeken, Ludwig Urlichs, nachmals Otto Jahn, Emil Braun u. A. waren thätig. Heinrich Wilhelm Schulz, schon von Dresden her in freundschaftlichen Beziehungen zu Rumohr und Otto Magnus von Stackelberg, war im Herbst 1831 nach Italien gekommen, wo er sich namentlich der Geschichte von Kunst und Altertum in den südlichen Provinzen zuwandte und die Materialien zu dem großen Werke sammelte dessen Herausgabe er nicht erlebt hat. Karl Otfried Müller, auf der Reise nach Griechenland von wo er nicht heimkehren sollte, F. G. Welcker, Ludwig Roß, P. W. Forchhammer, mehre Andere kamen zu längerem oder kürzerem Besuch. Theodor Heyse und Albert Dressel arbeiteten in der Vaticana für philologische Zwecke, Ersterer sowol im Fache classischer Literatur wovon seine Ausgabe und Uebersetzung des Catull Zeugniß ablegt wie in dem der Kirchenväter und ältesten Bibelübertragung, ein Fach dem der Zweite, der Herausgeber des Prudentius und der apostolischen Väter sich ganz widmete. Neben den Archäologen arbeiteten vor Allen die Historiker. Die Bekanntschaft mancher unter ihnen verdanke ich meinen römischen Jahren. Felix Papencordt hatte ich in Berlin flüchtig kennen gelernt, trat aber jetzt erst zu ihm in freundschaftliche Beziehungen. Er hatte sich durch die von der französischen Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift über die Vandalenherrschaft in Afrika, die er in Rom vollständig umarbeitete, rasch einen guten

Namen gemacht und war nun zu dem Zwecke gekommen die Geschichte Roms im Mittelalter zu erforschen, eine Arbeit an deren Vollendung ihn ein früher Tod verhindert hat, sodaß nur die Monographie über Cola di Rienzo wirklich abgeschlossen ovrliegt, während die größere Arbeit von einem Andern manche Jahre später in weiterem Umfang und mit großem Geschick wieder aufgenommen worden ist. Zu verschiedenen Zeiten kamen Dönniges, Gervinus, Giesebrecht, Hegel, Höfler, Andere noch, wie die Württemberger Adelbert Keller und Herrman Reuchlin. Die Urkundensammlung zur Geschichte des Römerzugs Kaiser Heinrichs VII., die Geschichte der florentinischen Historiographie, die Untersuchungen über die Anfänge des Wiederauflebens der Wissenschaften in Italien, die Geschichte der italienischen Städteverfassung und diejenige der deutschen Päpste, tüchtige Arbeiten der jüngeren Jahre dieser namhaften Historiker, sind überwiegend Früchte ihres italienischen Aufenthalts. Das Capitol fuhr fort Gastfreundschaft zu üben, auch nachdem Bunsens kundige Leitung aufgehört hatte. Friedrich von Raumer, G. F. Waagen, der verdienstvolle Pädagog L. Wiese, Vogel von Vogelstein, Ferdinand Hiller waren gerne gesehene Gäste. August Platen lernte ich in Toscana kennen, wo er, wie seine Gedichte verkünden, viel und gerne verweilte und umherzog.

Der römischen Fremdenwelt verdanke ich auch für meine späteren heimatlichen Beziehungen viel. Mit mehren Mitgliedern und nahen Verwandten unseres Könighauses wurde ich bekannt. Zu diesen gehörten Prinz Wilhelm Bruder Friedrich Wilhelms III. mit seinen beiden Söhnen, die Prinzen Albrecht und Friedrich, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, welche für die Gesundheit ihrer älteren

Tochter Hülfe vom südlichen Klima suchen kam, aber den Schmerz hatte diese in Rom zu verlieren, wodurch ein Aufenthalt unterbrochen wurde, welcher für die kunstsinnige und selber kunstthätige Fürstin viel Anziehendes hatte. Ihr ältester Sohn der heutige Großherzog kam zugleich mit seinen nahen Angehörigen, der herzoglich Cambridgeschen Familie, die Großherzogin Marie Herzogin von Leuchtenberg, der Prinz und nachmalige Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, der Erbprinz Adolf Georg von Schaumburg-Lippe und andere deutsche Fürsten fanden sich zum Theil zu längerem Aufenthalte ein und betheiligten sich an dem gesellschaftlichen Leben. König Ludwig von Baiern, welcher in seinen reifen, wie noch nach zwei Decennien in vorgerückten Jahren Rom mit derselben Lebhaftigkeit wie mit gleichem Verständniß genoß wie in seiner Jugend, und seine künstlerischen Beziehungen mit gleicher Liebe pflegte, blieb seiner einfachen aber die schönste Rundschau gewährenden Villa Malta treu. Bei späteren Begegnungen pflegte er mich jedesmal an die bei seinem Gesandten dem Grafen Carl Spaur und dessen schöner römischer Frau verbrachten Abende zu erinnern, wo er seiner Originalität ebensowenig wie in Künstlerkreisen einen Zaum anlegte. Zu seinen vielen Eigentümlichkeiten gehörte auch seine Gleichgültigkeit um nicht zu sagen Abneigung gegen alles, abgesehen vom allernothwendigsten Ameublement seiner Besitzungen und Aufenthaltsorte, wovon so die römische Villa wie das pfälzische Edenkoben Proben darboten. Als sein Sohn König Max erstere einmal bewohnte, mußte man neues Hausgeräth herbeischaffen um das schadhafte oder fehlende zu ersetzen oder zu ergänzen, aber der alte Herr ließ bei seinem nächsten Besuch

alles ihm aufgezwungene wieder wegräumen — eine rechte restitutio in integrum. Man mußte Graf Spaur den Auftritt schildern hören, wie er, als Papst Gregor XVI. an einem Abende den König in seiner Villa besuchen kam, dem Pontifex maximus mit einem Paar ordinärer messingener Leuchter statt der Candelaber in den Händen entgegenlief. Dies waren Seltsamkeiten, aber niemand hat Italien voller und freudiger genossen und diesen Genuß durch eigene große und schöne Schöpfungen selbstthätiger auch Andere theilen lassen als dieser Fürst, eine wahre Dichterseele wenn er auch manchen schlechten Vers gemacht hat, voll schöner Begeisterung und edlen Feuers, das in ihm auch im Alter nicht erlosch. Noch zu Anfang des Jahres 1866, als er im achtzigsten Lebensjahre stand, besuchte er von Rom aus die Abhänge der Volskerberge mit dem malerischen Cori, seinem Hercules-Tempel und seinen cyclopischen Mauern. Lange nach seinem Tode bin ich seinen Erinnerungen auf einer anmutig gelegenen Villa in der Nähe von Perugia begegnet, und wenn es zunächst die einer schönen und geistvollen Dame gespendete Huldigung war, was ihn wiederholt in dies malerische Land Umbrien zog, so haben doch, abgesehen von den reichen Kunstschätzen Perugia's und Assisi's die großartige Schönheit und der poetische Reiz dieser unvergleichlichen, Ernst mit Lieblichkeit vereinigenden Landschaft mächtig auf ihn gewirkt.

Der Sammelplatz für die Landsleute, namentlich die Norddeutschen, war besonders von Anfang 1840 an das Haus des Adjutanten des Prinzen Heinrich, des Majors von Molière, welcher den im Frühling 1839 verstorbenen General von Lepel ersetzte, der sich ebenfalls der Besucher Roms stets freundlich angenommen hatte. Er war ein Schwager Ancillons, in

den Hofkreisen völlig zu Hause, ein tüchtiger Offizier, lebendig und gewandt und von liebenswürdigstem Wesen. Sein Haus, in welchem eine treffliche Frau waltete, wurde bald der Mittelpunkt angenehmster Geselligkeit, welche den Gästen aus dem Norden wie den für längere Zeit in Rom weilenden Literaten und Künstlern in gleichem Maße zu gute kam. Der lange Aufenthalt des preußischen Prinzen, den die neapolitanische Revolution des Jahres 1820 nach Rom geführt hatte, wo er über ein viertel Jahrhundert in einem am Corso gelegenen Hause zugebracht hat, gewährte überhaupt seinen Landsleuten manche gesellige Vortheile, obgleich er selber mehr denn anderthalb Decennien lang allem Umgang sich verschloß und das Zimmer wie Jahre lang das Bett, ohne eigentlich krank zu sein, nicht verließ. Das Haus seines Secretärs Emil Vollard hat diese lange Reihe von Jahren hindurch den Deutschen die herzlichste Aufnahme geboten, von welcher Viele dankbare Erinnerung bewahrt haben. Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur der Mehrzahl derer gedenken wollte, die zu Ende des vierten wie zu Anfang des folgenden Decenniums längere oder kürzere Zeit in Rom verweilten. Da war Graf Hohenthal-Königsbrück mit seiner geist- und gemütvollen Gemalin Prinzessin von Biron-Wartenberg und deren Schwester Prinzessin Fanny; General von Rochow damals Gesandter in Stuttgart mit seiner Familie; Graf und Gräfin Friedrich Pourtales, deren noch oft zu gedenken sein wird. Von anderen deutschen Landsleuten möge Herr von Seebach Graf Nesselrode's Schwiegersohn und nachmals vieljähriger Vertreter Sachsens in Paris genannt werden, mit dem ich manche der pittoresken und merkwürdigen und dennoch verhältnißmäßig wenig

beachteten historischen Orte der Campagna besucht habe. Zu längerem Aufenthalte kam Graf Friedrich Egloffstein Sohn des früheren Obermundschenks am königlichen Hofe, mit seiner Frau einer Schwester des jetzigen Grafen Orlow-Davidow. Er war ein Halbbruder der Gräfin Julie Egloffstein, die einst am weimarischen Hofe in dessen durch die Poesie verklärten Tagen durch Schönheit und Talent geglänzt hatte und wiederholt in Rom war, wo es ihr, die als Malerin eine über das gewöhnliche Dilettantenwesen weit hinausgehende Begabung an den Tag legte, nicht an Beachtung mangelte. Ihr warmer Verehrer war der hannoversche Ministerresident Kestner, dessen noch gedacht werden wird, ein Sohn von Werthers Lotte, der in der naiven Eigentümlichkeit seiner Phraseologie von ihr sagte, sie sei groß als Mensch und Künstlerin. Graf und Gräfin Egloffstein sahen viel Gesellschaft bei sich und erwarben manches schöne Kunstwerk. Bei ihnen bin ich dem Grafen von Chambord vorgestellt worden, welcher im Winter 1839/40 nach Rom kam, um dem Papste seine Ehrfurcht zu bezeigen. Der französische Botschafter Graf Septime de La Tour-Maubourg beging die arge Ungeschicklichkeit, Gregor XVI. an dem Empfange des Prinzen hindern zu wollen, aber es hätte nicht erst eines Briefes der Herzogin von Berry an das Haupt der katholischen Kirche bedurft um ein solches Bemühen zunichte zu machen. Der Botschafter erreichte mit seinem faux pas nichts anderes als daß alle seine Collegen, das ganze diplomatische Corps und der römische und auswärtige Adel sich bei dem rechtmäßigen Erben der französischen Krone aufschreiben gingen. Heinrich von Bourbon war damals nicht zwanzig alt, nur von Mittelgröße, aber wohlgebildet, ein schöner edler Kopf

mit angenehmem Ausdruck, in seiner Haltung und seinem Wesen gleiche Würde und Courtoisie.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich in dieser langen Zeit eine Menge Diplomaten kennen lernte und zu einigen derselben in nähere persönliche Beziehungen trat. Wenn ich die bedeutendsten nenne, so ist's eine Todtenschau, denn keiner ist heute am Leben, wie denn mehre damals schon bejahrte Männer waren. In meiner ersten florentiner Zeit war Oesterreich seit vielen Jahren durch den Grafen Louis Bombelles vertreten, welchen seine Heirat mit Ida Brun, der Tochter der deutsch-dänischen Schriftstellerin Friederike Brun geb. Münter auch deutschen literarischen Kreisen nahe gebracht hat, denen er, in Wesen und Haltung ein Franzose, sonst fern stand. Auf ihn folgte Graf Franz Saurau, der hier im Frühling 1832 eine lange wechselvolle Laufbahn beschloß, welche ihn von des Freiherrn von Thugut Tagen an in einflußreichen Stellungen durch Wohl und Wehe des Kaiserstaates geführt hatte. Bombelles, so hieß es, war seinem Gouvernement wegen der etwas schlaffen Beaufsichtigung der angeblichen gewiß schüchternen liberalisirenden Tendenzen des Großherzogs, dem Großherzog wegen seiner schlaffen Moral und des selbst in dem leichtlebigen Florenz einigermaßen anstößigen Verhältnisses zu der Sängerin Giuditta Grisi (welche nebenbei gesagt ihre jüngere Schwester Giulia weder an Stimme noch an Schönheit erreichte, sie aber an dramatischer Kunst in tragischen Rollen übertraf) unbequem geworden, so daß man ihn durch einen Veteranen ersetzte, einen hochgewachsenen alten Mann, starr und steif aber mit dem Bestreben höflich zu sein, welchem übrigens der von Leopold II. ererbte Minister Graf Fossombroni, der seinem Grundsatz:

„die Welt geht von selber" treu blieb, keinen Einfluß auf innere Angelegenheiten einräumte, während des Botschafters schwindende Kraft die Last von mehr denn sieben Decennien und die Folgen vieler Kämpfe und Mühen verklagte. Was immer man von österreichischem Einfluß in dem von einer habsburgischen Secundogenitur regierten Toscana gesagt, so hat doch nie ein kaiserlicher Repräsentant in Florenz eine Stellung gehabt, wie z. B. Graf Lützow in Rom. Auch Graf Senfft von Pilsach Saurau's Nachfolger hatte in stürmischen Zeiten Geschickeswechsel erlebt, welche ihn, wie es später seinem Landsmann Beust begegnet ist, aus dem sächsischen in den österreichischen Dienst übergehen ließen, und Graf Adam Reviczky ist Gesandter in Florenz geworden, weil seine Stellung in seiner Heimat Ungarn sich schwierig gestaltet hatte. Als Gesandten Englands fand ich Lord Burghersh nachmals Graf von Westmorland, den ich noch wiederholt zu nennen haben werde, durch seine Heirat Neffe Wellingtons, der eifrigste Musikdilettant, den ich je gekannt habe. Auf ihn folgte Sir Hamilton Seymour Neffe des Herzogs von Somerset, später Gesandter in Brüssel und Botschafter in St. Petersburg, von wo er jene Depeschen über Kaiser Nikolaus' Eröffnungen inbetreff des „Kranken Mannes" schrieb, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, aber der Oeffentlichkeit übergeben ein so ungeheures Aufsehen gemacht haben. Sein Nachfolger Ralph Abercromby, später Lord Dunfermline, war Secretär Lord Ponsonby's zur Zeit des Eingreifens Englands und Frankreichs in die Geschicke Belgiens, dann Legationssecretär in Berlin gewesen und hat nachmals die deutschen Angelegenheiten als Gesandter beim Bundestage kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Nachdem

das Louis-Philippesche Frankreich den Gesandten Carls X., den bekannten Baron Vitrolles abberufen, war es nur durch interimistische Geschäftsträger vertreten, denen im Jahre 1833 der Baron Talleyrand, dann Herr Bellocq, längere Zeit hindurch erster Botschaftssecretär in Rom, als bevollmächtigte Minister folgten. Gesandter Sardiniens war ein ehrenwerther Veteran, der Graf von Castell' Alfero, früher in Berlin, der als letzter seiner aus Asti stammenden Familie in Florenz starb. Rußland sandte nur Geschäftsträger, den Fürsten Alexander Gortschakow, dann Herrn Kakoschkin. Ersterem prognosticirte man seine nachmalige glänzende Carriere nicht, obwol man ihm Geist und Ambition zuschrieb, diese selbst in vollem Maße, denn er war außerordentlich geschäftig, sodaß der Herzog Carl Ludwig von Lucca, zu dessen Fehlern übergroße Rührigkeit nicht gehörte, ihn Monsieur le Surchargé d'affaires nannte. Si Vous le saignez, sagte dieser vormalige König von Etrurien, vous aurez de l'encre — si vous l'écorchiez, vous trouveriez des dépêches. Von Florenz ging er 1834 als Botschaftsrath nach Wien. Sein Nachfolger, Schwiegersohn von Madame Catalani, hat seine Laufbahn als Gesandter in Dresden beschlossen. Rom hat nur einmal versucht, seiner Vertretung in Toscana höheren Glanz und Einfluß zu verschaffen, durch die Ernennung Msgr. Brignole's, nachmaligen Cardinals, zum Nuntius. Aber man kehrte bald zu einem einfachen Geschäftsträger zurück. — Wie man sieht, wies das diplomatische Corps an einem kleinen Hofe mehre Namen von Bedeutung auf.

Bei Rom muß ich mich kürzer fassen. Graf Rudolf Lützow hat Oesterreich viele Jahre lang mit Auszeichnung

und großem Einfluß vertreten, bis die Katastrophe von 1848 über den Palazzo di Venezia hereinbrach. Französische Botschafter waren der Marquis und sein Bruder der obengenannte Graf de La Tour-Maubourg, unter welchem letzteren Alphonse de Rayneval seine diplomatische Laufbahn begann. Rußland sandte Herrn von Potemkin, dann Herrn von Buteniew, der sich in Constantinopel erprobt hatte. Graf Ludolf, welcher Neapel vertrat, hat in seinem langen Leben und vielgestaltigen Dienste zahlreiche Peripetien bourbonischer Herrschaft bis zu ihrem Sturze mit durchgemacht. Die Niederlande vertrat viele Jahre hindurch Graf Liedekerke Beauffort, der volle Gelegenheit gehabt hat, la cour et la ville kennen zu lernen, Belgien auf nicht lange Zeit Graf d'Oultremont de Warfusée Bruder der Gräfin von Nassau. Des baierischen Gesandten Grafen Spaur ist schon gedacht worden und wird noch wiederholt Erwähnung geschehen. Nicht dürfen die Vertreter kleinerer deutscher Staaten unerwähnt bleiben, der hannoversche Ministerresident August Kestner, in Literatur und Kunst wohlbewandert und selbstthätig, ein kenntnißreicher und glücklicher Sammler von Altertumsgegenständen während eines vieljährigen Aufenthalts; der sächsische Agent Ernst Platner Verfasser der das moderne Rom betreffenden Theile in der mit Bunsen, Gerhard und Röstell unternommenen Beschreibung der Stadt; der württembergische Consul von Kolb, intimer Freund Thorwaldsens und einsichtsvoller Förderer künstlerischer Arbeiten und Interessen wie überhaupt der Interessen seiner Landsleute — drei Männer die in Rom ihr Leben beschlossen haben. Wenn ich den bereits oben genannten Mitgliedern des diplomatischen Corps in Constantinopel noch die beiden österreichischen Internuntien, die

Barone Ottenfels und Stürmer hinzuzähle, die einander zu Anfang 1833 abwechselten, so ist meine vielleicht zu lange Liste beschlossen.

Bevor ich von dem römischen diplomatischen Corps Abschied nehme, muß ich aber einer demselben angehörigen Dame gedenken, weil sich damit eine jener Erinnerungen an Beziehungen verbindet, die nicht zu denen zu zählen sind welche bei historischen Thatsachen besonders in Betracht kommen, aber immerhin auf einen Einfluß hinweisen der nicht völlig unwesentlich geblieben ist. Die Gemalin des österreichischen Botschafters Grafen Lützow stammte aus einer sardischen Familie und lebte in Turin als verwitwete Marquise de Saint Laurent, als sie sich mit dem damaligen Vertreter Oesterreichs beim Könige Carl Felix wiederverheiratete. Von ihren drei Töchtern erster Ehe heiratete die älteste Herrn Gutierrez d'Estrada vormaligen mexicanischen Minister des Auswärtigen und einen der Chefs der Partei, welche eine monarchische Umgestaltung ihres Heimatlandes anstrebte. Die Blicke dieses Mannes waren lange auf einen spanischen Infanten gerichtet gewesen, und nachdem er sich von der Erfolglosigkeit solcher Bestrebungen überzeugt hatte, lebte er in Rom, wo er in diplomatischen und aristokratischen Kreisen viel verkehrte. Der mexicanische Krieg von 1861 belebte natürlich seine Hoffnungen wieder und er ist nicht ohne persönlichen Einfluß auf den Entschluß Erzherzog Maximilians geblieben. Nach dem im Jahre 1858 erfolgten Tode des Grafen Lützow versah seine Witwe das Amt einer Oberst-hofmeisterin bei der Erzherzogin Charlotte Gemalin des Erzherzogs, der am 10. April 1864 die auf Betrieb Napoleons III. ihm angebotene mexicanische Kaiserkrone an-

nahm. Als der neue Kaiser auf der Reise nach seinem Reiche nicht lange darauf in Rom anlangte um sich mit seiner Gemalin dem Papste vorzustellen, stieg er in der Wohnung Gutierrez d'Estrada's dem Palast Marescotti ab. Die Römer trauten von vornherein dem Dinge nicht, und eine jener Satiren, woran die römische Volkspoesie so reich ist, warnte Maximilian. Sie schloß mit den zu trauriger Wahrheit gewordenen Worten:

Il „timeo Danaos" chi non ricorda,
Sotto la clamide trova la corda.

Ich bin von dem hoffnungsreichen geistvollen Erzherzog im Mai 1864 in Rom empfangen worden — ich habe nicht viel über drei Jahre später Kaiser Napoleon in den Champs Elysées an dem Tage gesehen, an welchem er die Nachricht von der Tragödie von Queretaro empfangen hatte.

Aber ich habe mich durch historische Erinnerungen viel zu weit führen lassen!

II.

König und Königin.

Der Monat Juni des Jahres 1843 war schon vorgerückt als ich Rom verließ. Ueber Florenz und Bologna ging es zunächst nach Rovigo, von wo ich die Euganeischen Hügel und Petrarca's Haus und Grabstätte in Arquà besuchte, und von Padua bis an die Lagunen zum ersten Mal in Italien auf der Eisenbahn fuhr. In Venedig, wo ich Bekannte und Freunde wiedersah und neue Verbindungen, unter andern mit dem trefflichen Emmanuele Cicogna, dieser lebendigen Bibliothek heimatlicher Erudition, und dem gleich ihm unermüdeten Forscher venetianischer Geschichte und Altertümer Rawdon Brown anknüpfte, verbrachte ich angenehme Tage. Mailand hatte ich seit meinem Eintritt in Italien nicht wiedergesehen und fand somit manches Neue und Erfreuliche, wozu ich einen Besuch in der Certosa von Pavia rechne. Ueber den Gotthard ging ich nach Basel und von dort nach Straßburg, welches mir auch unter französischer Herrschaft und mit französischem Militär gefüllt wie eine deutsche Stadt erschien. In Frankfurt vernahm ich, daß der Minister des Auswärtigen Baron Bülow in Schlangenbad verweile, wohin ich fuhr um mich ihm vorzustellen und

zugleich um Urlaub zum Besuch in meiner engern Heimat zu bitten. Nach sieben Jahren war ich im letzten Drittel des Juli wieder in Aachen, von wo ich Anfang August einen kurzen Ausflug nach London und nach Edinburg machte. Seit meiner frühen Kindheit hatte ich von Schottland, wo mein Vater seine Universitätsstudien zur Zeit des größten wissenschaftlichen Glanzes der Hochschule vollendet hatte, reden gehört, so daß alles was ich von Edinburg selbst und dem südlichen Schottland sah — das Hochland lernte ich leider nicht kennen — mein lebendigstes Interesse erregte, wie denn überhaupt schottische und Stuartische Geschichte mich zu allen Zeiten mächtig angezogen hat. Am Ende der ersten Septemberwoche war ich in Berlin.

Es war eine stille Zeit für die Hauptstadt. Der Hof war abwesend, die Gesellschaft zerstreut. Bald nach meinem Eintreffen wurde ich in meine neue Stellung oder richtiger Stellungen eingeführt; den trefflichen und wohlwollenden Chef des Civilcabinets des Königs Geh. Cabinetsrath Müller fand ich in Potsdam, wo ich auch Alexander von Humboldt im königlichen Schlosse meinen ersten Besuch abstattete und aufs freundlichste empfangen Beziehungen anknüpfte die nur mit dem Tode des berühmten Mannes geendigt haben. Verschiedene Umstände, unter anderm militärische Festlichkeiten in Gegenwart der russischen Herrschaften, verzögerten meinen Empfang beim Könige, sodaß ich währenddessen Zeit hatte ältere und jüngere Bekannte aufzusuchen und neue Bekanntschaften zu machen, sowie in Dresden und Halle alten Freunden Besuche abzustatten. Nach der Uebersiedelung des Hofes nach Charlottenburg wurde ich am 23. November dorthin zur Tafel befohlen. Es war eine zahlreiche Ge-

sellschaft, Prinz Albrecht, Prinz Friedrich der Niederlande mit seiner ältern Tochter der nachmaligen Königin von Schweden, die Minister von Thile, Graf Arnim, Eichhorn mit mehren anderen hochgestellten Beamten und Geistlichen, Leopold Ranke, die Gräfin Bohlen geborne von Walsleben, der ich schon vorgestellt worden war, neben den zum Hofstaat gehörenden Personen. König und Königin empfingen mich mit größtem Wohlwollen. Nach der Tafel überreichte ich dem Könige, der sich über meine literarischen Arbeiten sehr freundlich äußerte, außer einem eben gedruckten ausführlichen Aufsatz über die letzten Zeiten des Johanniterordens, der dessen Geschichte vom vorletzten Großmeister Emanuel de Rohan bis auf die jüngsten Tage enthielt, verschiedene aus Italien für ihn mitgebrachte Werke, von dem gelehrten römischen Architekten und Archäologen Luigi Canina über die alten christlichen Kirchen, von dem Grafen Orti Manara in Verona über dortige Monumente und mehres andere. Einige Tage später wurde ich eingeladen den Abend bei der königlichen Familie zu verbringen. Es war im kleinsten Kreise, Prinz Albrecht und Prinz und Prinzessin Friedrich, sonst nur der kleine Hofstaat, mit dem Grafen Brühl, der nach seiner Rückkehr aus Italien als Oberst und Flügeladjutant in nächste persönliche Beziehungen zum Könige getreten war, und dem Oberstlieutenant von Molière, der mit seiner Familie zum Jubiläum seines Vaters von Rom eingetroffen war und einige Zeit in Berlin verweilte. Die Abendunterhaltungen im Schlosse waren ganz einfach und ohne Ceremoniell. Die Königin saß auf dem Sopha vor dem runden Tische zur Seite ihrer Schwägerin, neben dieser der König in einem Lehnstuhl, die beiden Prinzen zur Seite,

die wenigen Gäste rings um den Tisch. Eine Tasse Thee, ein leichtes gewöhnlich kaltes Abendbrod, so ist es immer geblieben. Kunstblätter und Literarisches, was eben angekommen, wurde angesehen und besprochen. Der König richtete zahlreiche Fragen an mich über italienische Dinge, über Geschichte, Topographie, Kunst, Familie; die Königin, in geschichtlichen und genealogischen Dingen ungewöhnlich bewandert, nahm vielfach an der Conversation Theil. Nachmals besprach sie eine Angelegenheit mit mir, die ihrem Antheil empfohlen worden war, diejenige einer Nonne aus einer westfälischen Adelsfamilie, einer Tochter des Freiherrn von Schellersheim, der sich in der Napoleonischen Zeit als Altertumsforscher einen Namen gemacht und unter anderm die Ausgrabung des antiken Theaters von Fiesole unternommen hatte. Von seinen drei einer in Italien geschlossenen Ehe entsprossenen Kindern war einer der Söhne Dominicaner in Rom, ein anderer Nobelgardist in Florenz geworden, während die Tochter in ein frascataner Kloster gesteckt worden war, wo sie, auch von ihren später nach Deutschland gelangten Brüdern verlassen und vergessen, dürftig lebte und nun durch Vermittlung des baierischen Gesandten beim h. Stuhl Gelegenheit gefunden hatte sich dem Schutze der Königin zu empfehlen, was auch nicht ganz ohne befriedigende Ergebnisse geblieben ist.

Oben habe ich des Prinzen Friedrich der Niederlande gedacht und wird seiner in den gegenwärtigen Erinnerungen noch oft Erwähnung geschehen, da ich ihm auch in spätern Jahren wiederholt so in Berlin wie am Rhein begegnet bin, Begegnungen die mich stets erfreut haben. Der jüngere Sohn König Wilhelms und der Schwester König

Friedrich Wilhelms II. war ein durchaus tüchtiger, verständiger, redlicher Mann, von ruhigem besonnenem Urteil und trefflichem Herzen. Die Geschicke der Staaten wie die der Individuen liegen in Gottes Hand. Aber man kann sich der Betrachtung nicht erwehren, daß wenn ein Mann von Prinz Friedrichs Charakter die Zügel der Regierung der Vereinigten Niederlande in der Hand gehalten hätte, der Bruch von 1830 nicht erfolgt wäre. Die beiden Hälften der nach so langer Trennung wiedervereinigten Provinzen, die in ihrer glänzendsten Zeit ein Ganzes bildeten, haben im Laufe der Jahre die schlimmen Folgen der neuen Zerreißung überwunden und sich, jede in ihrer Eigentümlichkeit, zu hoher Blüte entwickelt und freundnachbarlich mit einander vertragen. Aber die Zerstörung eines großen Ganzen, dessen Theile einander wechselseitig unterstützten, Belgien in der Industrie, Holland in Schifffahrt und Handel überwiegend, und die aus der Trennung entspringende politische Machtlosigkeit ist doch eben ein Unglück gewesen. Ich habe mich solchen Betrachtungen oft hingegeben, wenn ich mich mit diesem trefflichen Sprossen des nun aussterbenden Hauses Nassau-Oranien unterhielt.

In diese Zeit fiel mein erster Besuch in Neustrelitz, wo ich später wiederholt gewesen bin. Wie ich erzählt habe, war ich der Großherzogin, sowie dem Erbgroßherzoge, der sich unterdessen mit seiner Cousine der Prinzessin Auguste von Cambridge vermält hatte, in Rom bekannt geworden, im Molièreschen Hause, dessen Bewohner eben jetzt zum Besuche in Mecklenburg, der Heimat der Frau von Molière einer gebornen von Plessen anwesend waren. Die in der kleinen Residenzstadt verbrachten Tage verstrichen auf das

angenehmste. Der Großherzog Georg Bruder der Königin Luise war ein feingebildeter und kunstsinniger Herr von großer Herzensgüte und angenehmsten Formen. Er war in seiner Jugend in Frankreich und Italien gereist und nahm lebendigen Antheil an der Kunst, namentlich an der Musik, sodaß seine zunehmende Schwerhörigkeit für ihn eine harte Prüfung war. Wenn bei Hofe musikalische Unterhaltung war, was nicht selten vorkam, pflegte er sich in die Nähe der Vortragenden zu begeben, was jedoch begreiflicherweise den Gesammteffect für ihn stören mußte. Die Musik, der er den Vorzug gab, war die italienische, und er war ein großer Bewunderer der Gesangeskunst Henriette Sontags gewesen, welche er bei seinen Besuchen in Berlin nie zu vergessen pflegte. Die Großherzogin geborene Prinzessin von Hessen, eine Frau von trefflichem Herzen und frischem, lebendigem Geiste nahm an der Malerei großen Antheil und hat sich bis in ihre spätesten Jahre mit derselben selbstthätig beschäftigt. An dem Hofe, dem es an geselligen Elementen nicht fehlte und welchem der lebendige Geist der Erbgroßherzogin neue Bewegung brachte, walteten ganz angenehme Verhältnisse vor. Meine persönlichen Erinnerungen sind nur zu Gunsten der kleineren über Deutschland verbreiteten fürstlichen Hofhaltungen geblieben, welche mit wenigen Ausnahmen ein gutes Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen geschaffen, persönliche Anhänglichkeit gefördert und manchen kleineren Städten so in materieller wie in geistiger Beziehung eine Bedeutung verliehen haben an welche sonst nicht zu denken gewesen wäre.

Das Jahr 1844 war angebrochen. Wenn ich nicht irre hatte zuerst in dem vorhergehenden Winter Friedrich von Raumer

den Gedanken eines Cyclus freier wiſſenſchaftlicher Vorträge verwirklicht, welche allwöchentlich im Saale der Singakademie gehalten werden ſollten. Die Idee hatte großen Beifall gefunden, und von der königlichen Familie an bildeten alle höheren geſellſchaftlichen Stände eine zahlreiche Zuhörerſchaft, ſodaß der ganze große ſchöne Saal gefüllt zu ſein pflegte. Die Sitte ſolcher Vorträge, in denen zahlreiche Gelehrte und Literaten mit der Zeit große Gewandtheit in Bezug auf die räumliche Beſchränkung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände gewannen, welche Gewandtheit ſonſt Manchen abzugehen pflegte, hat ſich ſeitdem über ganz Deutſchland verbreitet, und heute noch iſt die Anziehungskraft derſelben, welche immerhin ein leichtes Mittel zur Gewinnung von mancherlei Anſchauungen und Kenntniſſen ſind, keineswegs geſchwunden. Damals hatte die Sache noch den Reiz der Neuheit, und ſolche Vorträge haben dazu beigetragen die Aufmerkſamkeit auf Perſonen wie auf Dinge zu leiten, wie es bei Ernſt Curtius der Fall geweſen iſt, deſſen treffliche Schilderungen der atheniſchen Akropolis und der Inſel Naxos an den Tag legten, wie gelehrte Forſchung und geſchmackvolle Darſtellung zu vereinigen ſind. Herr von Raumer hatte mich um Betheiligung erſucht, und am Abende des 13. Januar hielt ich einen Vortrag über die poetiſche Literatur Italiens von dem Ausgange des letzten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Der Stoff war den Meiſten größtentheils neu. Der Regenerator der lyriſchen und didaktiſchen Poeſie in Oberitalien Giuſeppe Parini war der Mehrzahl kaum dem Namen nach bekannt, und von Manzoni hatten die Meiſten nur die „Verlobten“ geleſen, denn ſeine Tragödien waren ungeachtet des von Goethe ihnen gewidmeten Antheils und

der Ueberſetzungen nicht durchgedrungen, was ſie auch ihrer Natur nach nicht konnten, und auf die Inni sacri, welche der italieniſchen Poeſie eine neue Welt erſchloſſen, iſt man in Deutſchland erſt vier Decennien ſpäter durch Paul Heyſe's Uebertragung wieder hingewieſen worden, ohne daß auch dieſe in weitere Kreiſe gelangt wäre. Von Ugo Foscolo kannte man nur den Ortis, der jedoch die halbe Vergeſſenheit der Werther-Epoche theilte. Der Arnaldo da Brescia, das bedeutendſte dramatiſche Werk des Florentiners Niccolini, war eben erſchienen und von der Art, daß es auch in Deutſchland Aufmerkſamkeit erwecken mußte. Mein Vortrag erſchloß ſomit zum Theil neue Regionen und wurde aufs beifälligſte aufgenommen. Das Auditorium war ſo zahlreich wie glänzend. Der König, Prinz und Prinzeſſin von Preußen, die Prinzen Carl und Albrecht, Prinz Wilhelm Oheim mit ſeiner Gemalin, alle, nebſt der beinahe vollſtändigen Literaten- und Künſtlerwelt und einem anſehnlichen Theile der Hofgeſellſchaft, waren anweſend.

Kaum nach Hauſe zurückgekehrt wurde ich zum Thee nach dem Schloſſe befohlen. Die Königin war unwohl, der König empfing in ſeinem oben geſchilderten Arbeitszimmer. Die Geſellſchaft beſtand aus Leopold von Gerlach damals Oberſt, Olfers, dem Bildhauer Rauch und dem dienſtthuenden Adjutanten Major von Bonin, nachmaligem Commandirenden des I. Armeecorps. Der König äußerte ſich mit dem wärmſten und liebenswürdigſten Antheil über den eben vernommenen Vortrag, namentlich über die Charakteriſtik Manzoni's, der eine ſo große Umwälzung mit anſcheinend ſo einfachen Mitteln, mit der Poeſie der heiligen Schrift und ihrer Moral bewerkſtelligt hatte. Giacomo Leopardi, den

ich als Gegenfüßler Manzoni's geschildert, war dem Könige von Niebuhr und Bunsen her in lebendiger Erinnerung, aber ungeachtet seiner großen Gaben wegen seiner trostlosen Richtung nie recht nahe getreten, ebensowenig wie Foscolo, auch einer der Vertreter der glaubenslosen Poesie. Der König lenkte die Conversation, wenn sie ja abschweifte, so beharrlich wieder auf diese Stoffe, daß Olfers, welcher für die Kirche des Grauen Klosters Geld haben wollte, Mühe hatte, Aufmerksamkeit für seine Wünsche zu gewinnen und festzuhalten. Uebrigens war der König sehr heiter, und am Ende kamen denn auch mancherlei Erinnerungen an die Reihe namentlich in Beziehung auf Sanssouci, wo eben damals große Arbeiten im Gange waren, welche Olfers' und Rauchs Betheiligung veranlaßten. Unter anderm war von einem alten Schloßgärtner die Rede, der, so erzählte der König, eine Grandezza entwickelt habe, als habe er zehn Excellenzen im Leibe. Es war gut, wenn der König sich in solchem Falle heiterer Dinge erinnerte, denn Sanssouci's Vergangenheit stand ihm auch mit einer Menge Verkehrtheiten von der Zeit Friedrich Wilhelms II. an im Sinne, über welche er sich nicht zufrieden geben konnte und die allerdings zum Theil von der schlimmsten Art waren. Bis nach elf Uhr saßen wir um den kleinen runden Tisch, auf welchem auch das kurzwährende Abendessen servirt wurde.

Friedrich Wilhelm IV. stand damals zu Anfang des vierten Jahres seiner Regierung, des neunundvierzigsten seines Lebens, in voller Kraft und Fülle der Gesundheit, obgleich er in Folge seiner zum Starkwerden neigenden Körperbeschaffenheit älter schien als er war. Wenige haben einen solchen Einklang von Eigenschaften des Geistes und Herzens

aufgewiesen. Schärfe des Verstandes und Tiefe des Gemüthes, Lebendigkeit der Phantasie und Ausdauer der Ueberlegung waren bei ihm in wunderbarem Maße vereinigt. Er war ein Mann königlicher Gedanken und königlicher Empfindungen. Die lebensvollste Frische, die raschefte Auffassung, die innigste Durchdringung, verbunden mit dem natürlichsten Wohlwollen, dem regsten Mitgefühl, der nachsichtigsten Freundlichkeit. Bei großer Beweglichkeit des Geistes und Gefühls standhaftes Festhalten an dem als wahr Erkannten; bei ungewöhnlicher geistiger Spannkraft unverwandtes sittliches Bewußtsein; bei fürstlichem Hochgefühl wärmste Schätzung des Menschenwerthes; mit der liebevollsten Anhänglichkeit an die Seinen und der treuesten Fürsorge für dieselben vereint eine seltene Zuverlässigkeit in der Freundschaft; bei dem schlagendsten Witz eine sensitive Scheu vor Kränkung; bei lebendigem, zu leicht aufbrausendem Temperament versöhnende Güte. Er war eine durchaus edle Natur, voll Zartgefühl, gleich voll von reger Empfänglichkeit für das Verwandte wie von unüberwindlicher Abstoßung gegen Heterogenes und Verletzendes. Nie, man darf es sagen, hat eine unedle Begierde Herrschaft über ihn gewonnen. Ja es fehlte ihm in gewissem Sinne das Vermögen, das Unreine zu begreifen, sodaß er innerlich unberührt davon durchs Leben gegangen ist, in der Jugend wie in späteren Jahren, in der Hoffnungszeit wie unter bitterer Enttäuschung. Sowie der leiseste Hauch seinen Seelenspiegel trübte, suchte er sich Einflüssen zu entziehen, mit denen Abfindung und Wechselwirkung unmöglich war. Die Sehnsucht nach dem Siege des ewig Wahren und Schönen kam in ihm stets zum Durchbruch, und kein falscher

Schein konnte ihn lange täuschen, denn sein innerstes Gefühl war der sichere Probirstein für Echtes und Falsches; wenn er wol stille schwieg, nachdem er einen Irrthum erkannt hatte, so geschah es meist aus jener schonenden Rücksicht, welche, indem sie Uebelstände entfernte, Persönlichkeiten nicht fallen lassen wollte, in die er das, was ihn anzog, vielmehr hineingesehen denn als ihr Eigentum gefunden hatte.

Von seiner frühen Jugend an war es so gewesen. Die bei aller seltenen Verstandeskraft innerlich unedle Natur des Mannes, der sein Haus und sein Vaterland knechtend zu vernichten beschlossen, hatte bei dem heranwachsenden Knaben einen unauslöschlich widerwärtigen Eindruck zurückgelassen, der in den Jahren der Erhebung der deutschen Nation und der freudigen persönlichen Theilnahme an derselben bei dem königlichen Jüngling mit dem lebendigsten Gefühl der Kampfeslust gegen fremde Anmaßung und dem gerechtesten Selbstbewußtsein verschmolz. Hinwider zogen ihn hochgeborene Naturen an und Hoheit mit Milde verbindende Charaktere. So gab der reife und geprüfte Mann sich mit vollem Herzen der anziehend bedeutenden Persönlichkeit Pius' IX. hin, dem er durch die Mißgunst des Geschickes erst in den Tagen seiner gebrochenen Kraft zu begegnen bestimmt war, nachdem das wüste Treiben einer wirren Zeit des guten und edlen Papstes Wollen und Wirken vielfach gehemmt, vielfach getrübt hatte die Freudigkeit seines warmen Herzens. So umfaßte er mit treuester Anhänglichkeit einen deutschen Fürsten, mit welchem, mehr noch als die engsten Familienbande, ein seltener Einklang von Empfindungen und Ansichten und Uebereinstimmung in Lieblingsstudien und Richtungen ihn verband, von denen König Johann von Sachsen selbstthätig ein schönes

Denkmal hinterlassen hat. Mit der Sehnsucht nach dem Siege des Edlen und Sittlichreinen war bei ihm der lebendigste Schönheitssinn vereinigt. Er äußerte sich in der höheren Auffassung alles dessen, was das Menschenleben adelt und schmückt, wie in der schöpferischen Kunstbegabung, welcher kein Zweig und keine Seite ästhetischer Thätigkeit fremd und ferne blieben, den Gehalt ebenso wie die Form umfassend und nur in der innigsten Harmonie und Vermälung beider, wie in der Verbindung von Ideal und Wirklichkeit rechte Befriedigung findend. Ein Streben von Jugend an klar und offenbar, gefördert und gehoben durch einen seltenen Einklang von Erfindungsgabe und Studium, von Geschmack und Kenntnissen, von poetischer Auffassung und technischem Urteil. Die lebendige Empfänglichkeit für dichterische Schönheit ging Hand in Hand mit der selbstthätigen Freude an der bildenden Kunst. Denn die Poesie umfaßte für ihn zur selben Zeit und in demselben Maß Schrift und Bild als zwiefachen gleichberechtigten Ausdruck derselben geistigen Thätigkeit, als Doppelstral desselben Lichts. Die Wenigen in gleichem Maße verliehene Plastik der Gedanken, welche sich im großen und ganzen nicht nur, sondern im Detail selbst auf die concrete Form erstreckte, wurde durch die Raschheit und Sicherheit des allseitig umfassenden Erkennens künstlerischer Eigenschaften und Erforderniſſe umsomehr beurkundet, als das äußere Hilfsmittel des ferntragenden Blickes fehlte, als die Kraft des körperlichen Auges nicht der des geistigen, nicht der wunderbaren Schnelligkeit der Combination, nicht der erstaunlichen Schärfe des Gedächtnisses entsprach. Die, welche entweder eigene künstlerische Conceptionen dem Könige vorgelegt oder seine Ideen ver-

körpert haben, oder, wie es häufig der Fall, in solcher Wechselbeziehung zu ihm gestanden sind, daß die Grenze des Gebens und Empfangens oft nicht zu unterscheiden war, erkannten eine künstlerische Thätigkeit, deren schöpferische Gedanken und geistiger Zusammenhang mit der Fähigkeit mannigfaltigster Formbildung wetteiferten. Wie in der bildenden Kunst, von welcher er den reinen und feinen Geschmack auf die Musik übertrug, zeichneten ihn in der Kunst der Rede dieselben Eigenschaften aus. Die Harmonie, in welcher die architektonischen Linien unbemerkt und mühelos in abendlicher, vertraulicher Geselligkeit gewidmeter Stunde unter seinem Griffel entstanden, veredelte den Bau der Worte und Sätze, welche in großartig ergreifendem und dabei natürlichem Wohllaut von seiner Lippe flossen. Königsberg, Cöln, Berlin, die Zollerburg, mancher andern Orte und Anlässe nicht zu gedenken, haben bei der Huldigung, bei der Grundsteinlegung zum Fortbau des Doms wie der Rheinbrücke, bei der Besitznahme des ältesten Stammlandes den mächtigen Strom dieser so zum Herzen gehenden wie die Phantasie elektrisirenden Beredsamkeit vernommen. Seine echt künstlerische Natur gestaltete alles zum Bilde und fand für alles bald die entsprechende Form; eine Fähigkeit, die zugleich ein Bedürfniß bedingte und die Selbstthätigkeit in solchen Fällen erklärt, wo man sich über die Betheiligung der höchsten Hand an den Einzelheiten der Ausführung gewundert hat.

Friedrich Wilhelm IV. war ein gerechter Fürst. Nicht umsonst war das Suum cuique seine Devise. Sein hohes Rechts- und Pflichtgefühl beruhte auf derselben Grundlage mit seiner erhabenen Ansicht von dem eigenen Recht, von dem Princip, dessen Repräsentant er war. Denn das Recht

war ihm nicht ein zufälliges und willkürliches Agglomerat von Titeln, an denen man nach Belieben und Laune modeln, mäkeln, zusetzen, wegnehmen kann; es war ihm ein organisches Ganze, dessen Theile mit einander und durch einander standen und fielen. In diesem Sinne erfaßte er das göttliche Recht der Obrigkeit, die im echt historischen Geiste des Christentums beruhende Basis jeder lebensfähigen Organisation menschlicher Dinge. Je tiefer seine Ueberzeugung von der Heiligkeit und Nothwendigkeit dieses Rechts, um so lebendiger war sein Gefühl für die Heiligkeit und Nothwendigkeit der daraus entspringenden Pflichten. Denn es gab für ihn kein einseitiges Recht noch ein Recht ohne Pflicht. Je mehr er sich bewußt war, die Rechte Anderer zu erkennen, zu achten, wo's noth that zu schützen, um so entschiedener wies sein innerstes Bewußtsein jeden Eingriff in dasjenige ab, was ihm zustand, was er nie im persönlichen Sinne auffaßte, sondern als heiliges Vermächtniß, für welches er einstand mit seinem fürstlichen Gewissen, mit seiner fürstlichen Ehre. In den verhängnißvollen innern Zuckungen Deutschlands um die Mitte seiner Regierung, inmitten aller Irrungen des Moments ist seine Ueberzeugung von der Solidarität aller Rechte gleich klar hervorgetreten, wie ein späterer für sein Gefühl schmerzlicher Vorfall seine Ansicht von seiner Verantwortlichkeit für die Erhaltung jedes Fleurons der Krone an den Tag gelegt hat. Im einen wie im andern Fall haben Viele seine Empfindung und Ueberzeugung falsch beurteilt und nicht beachtet, daß der Geist, welcher falsche Theorien zurückwies, in der Anwendung der wahren nicht irren konnte, daß die Hand, welche nicht nach Fremdem greifen wollte, Eigenes schützen mußte. In ihm war das

Rechts- und Pflichtgefühl mit Großmuth und Hochsinn vereint. Die Hand, welche den Besitz wahrte, gab gerne; das Herz, welches Unrecht tief empfand, verzieh leicht, während es Treue warm anerkannte. Seine ganze Regierungszeit hat es bewiesen, nicht die ersten freudigeren Jahre nur, auch die späteren, von denen der Schleier trüber Eindrücke nicht wieder ganz entfernt werden konnte. Sein Herz verzieh leicht, wo es Irrtümern und Fehlern begegnete: verstockter Bosheit durfte es nicht verzeihen.

In allen Einrichtungen des Staates fand dieses Rechts- und Pflichtgefühl, gestützt auf ernste und tiefe Religiosität, seinen Ausdruck. Bei aller geistigen Regsamkeit und lebhaften Phantasie hatte Friedrich Wilhelm IV. nichts an sich vom leichtsinnigen Experimentirer. Er war in alle administrativen Angelegenheiten, namentlich in alle ständischen und Verfassungsfragen längst eingeweiht, theoretisch wie praktisch, als er zum Thron gelangte. Wie ernst und gewissenhaft er in und bei der Arbeit war, wie keine Anstrengung ihn verdroß, er selbst die Rücksicht auf seine Gesundheit dem inneren Drang hintansetzte, hat seine ganze Regierung bewiesen. Er hatte die Bildsamkeit der germanischen Staatsformen ebenso erkannt, wie ihre Mannigfaltigkeit. Sein Festhalten am historischen Recht beruhte ebenso wie auf dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Rechtscontinuität, auf der Ueberzeugung von dieser vielseitigen Bildungsfähigkeit eines lebendigen Organismus, im Gegensatz zu dem todten Einerlei beliebter Schablonen einerseits, andererseits der nihilistischen Zerfahrenheit und Auflösung, zu dem Anspruch der Kopfzahl, worin ebensowol die Gefahr der Despotie wie der Massenherrschaft liegt, die eine Despotie in anderer Form ist.

Friedrich Wilhelm IV. war ein christlicher Fürst. Ernstgemeint und tiefgefühlt war der Ausspruch des Mannes und Königs: er und sein Haus wollten dem Herrn dienen. Tiefgefühlt das Bewußtsein, daß er die Krone zu Lehen trage von Dem, dem er Rechenschaft schulde; ernst und tief wie des Vaters Wort: Meine Zeit in Unruh, meine Hoffnung in Gott. Wie der Vater war auch er durch das Leben und seine Schmerzen gestählt und befestigt und mehr und mehr auf den Grund aller Dinge hingewiesen worden. Er war ein frommer Christ, aber er war kein beschränkter Formalist. Wie aller wahren und festen Ueberzeugung war ihm Unduldsamkeit fremd, aber seine Duldsamkeit war nicht jene schlaffe Toleranz, der Wechselbalg der Gleichgiltigkeit und Bequemlichkeit. Fest im Glauben, erkannte er die Ueberzeugung Anderer als gleichberechtigt an. Fest im evangelischen Bekenntniß, stand er über den Unterschieden der Confessionen, wo es sich um den gemeinsamen christlichen Grund handelte, den Boden der Freiheit, nicht der Willkür. So hat er treu gehandelt als Herrscher über ein Volk gemischter Bekenntnisse. Die Verfassung, welche er, allem Formlosen abhold und wohl wissend, daß die echte Form nichts als der Ausdruck des inneren Lebens ist, der evangelischen Kirche in seinen Landen theils verlieh, theils für sie anstrebte; die Behandlung der Zerwürfnisse, zu denen die durch die Union nicht getilgten Gegensätze der beiden protestantischen Confessionen den Anlaß gegeben, sprechen seine Grundsätze ebenso klar aus wie die freie Bewegung im nothwendigen Zusammenhang mit ihrem unwandelbaren Centrum, die er der katholischen Kirche wiedergab, nach der Tilgung von Mißständen, die wesentlich aus einem Verkennen der zwingenden Macht des religiösen Bewußtseins

und falscher Beurteilung der Stellung des katholischen Clerus zu seinem Oberhaupte entsprungen waren. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Weckung und Wahrung christlichen Sinnes in Haus und Familie bedingte bei ihm die gleichmäßige Weckung und Wahrung desselben in Stadt und Staat, denn ohne Gottes Gunst und Wache schienen Arbeit und Hut in Stadt und Staat ihm vergeblich. Wie er einerseits die Heilighaltung der Ehe anstrebte, so andrerseits aus demselben Gesichtspunkte die Heilighaltung des Sonntags. Ob manche seiner Ideen für die Gestaltung der evangelischen Kirche in dem Boden der seit mehr denn drei Jahrhunderten in Deutschland geschaffenen und befestigten Verhältnisse, beim Widerstreit von Anschauungen, Stimmungen, ja Leidenschaften Wurzel schlagen konnten; ob das Ideal des christlichen Staates, wie er es sich gebildet, in der Wirklichkeit ausführbar war, kann hier nicht erörtert werden. Wie immer man darüber urteilen möge, man wird Friedrich Wilhelms IV. Ueberzeugung ehren, eine thätige und fruchtbare Ueberzeugung, zu der er sich vor dem Herrn und seinem Volke freudig bekannte, die er vor dem Herrn und seinem Volke bewährte, eine Ueberzeugung, für welche der Gang der Weltgeschichte ihm den thatsächlichen Boden lieferte, für welche sein eigenes Leben Zeugniß ablegte, ein wohlthuendes Bild reiner Sitten, schöner Häuslichkeit, ungeheuchelter Frömmigkeit auf dem Thron.

Jahre hindurch, auch noch nach seiner Thronbesteigung, pflegte er um die Zeit des Genusses des heiligen Abendmals seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen und solche Blätter in seine Bibel zu legen, ohne sie irgend jemandem zu zeigen, sodaß sie selbst der Königin erst kurz vor seinem Heimgange

bekannt geworden sind. Wie warm und fromm, wie einfach und demüthig er fühlte, möge das Gebet zeigen, welches er am 20. März 1845, ein Fünfzigjähriger, niederschrieb, ein lebendiges Zeugniß des Glaubens und christlichen Sinnes. „Berlin, Gründonnerstag (20. März) 1845. Die Glocken verkündigen die morgende Feier des großen Erlösungstages. Ich sinke auf die Knie vor Dir nieder, Herr Jesu Christe, der Du in Gethsemane — auch für mich! mit dem Tode rangest unter blutigem Schweiß. O vereinige mich im Geist, wie kein armer sündiger Mensch es vermag — o hilf Du mir dazu —, mit dem hochheiligsten Geheimniß der Menschenerlösung, welches Du, o Herr, morgen aufs neue wesentlich mir zuwenden und besiegeln willst im hochgebenedeiten Sacrament des Leibes und Blutes. Ich will mich prüfen nach dem Gesetz. Richte Du mich nach der Gnade, die Du, König der Ehren, Allerheiligstes Lamm Gottes, unterm Fluch der Menschensünde zusammenbrechend im unausdenk- und unausdankbaren Siegeskampfe für Adams sündiges Geschlecht errungen hast. Hilf mir nun, o Herr, wenn ich mich jetzt selbst prüfe — hilf mir mit Deiner Antwort — hilf mir, daß alles durch Deine Gnade mir Vorbereitung werde, Schweigen, Reden, Beten, Schlafen und Wachen. Ja hilf mir, Herr! an Leib und Seele und führe Du mich selbst zum heiligen Tische, daß ich unter dem Dreimal-Heilig-Rufen meiner Seele im Sacrament Deines Tod und Hölle besiegenden Lebens theilhaftig werde. Erhöre mich, Herr Jesu, um Deines lebengebenden Namens Herrlichkeit willen. Amen."

So hat er, welchen, als er noch ein Jüngling war, des Dichters Seherblick in späteren Jahren ein frommes Scepter führen sah (Max von Schenkendorf), gestärkt im Durchgang

durch eine Zeit, die den demokratischen Materialismus der Kirche wie dem Staat einzupfropfen bemüht war, wohlthätig eingewirkt auf die Regeneration des geistigen Lebens innerhalb der Kirche, auf das kirchliche Interesse wie auf die Herzenserweckung und religiöse Haltung des Volks, die unzertrennbar ist von dem sittlichen Charakter. Er erkannte sehr wohl, daß die Bande zwischen Volk und Kirche nichts Aeußerliches sind, mögen sie auch in den vom Staate geschützten Formen zu beruhen scheinen. Er hat wohlthätig eingewirkt auf seine wie auf andere Confessionen, und wenn Contraste geweckt worden sind, so waren es fruchtbare, weil hervorgegangen aus lebendigem Bewußtsein, weil es die Gleichgiltigkeit ist, welche tödtet.

Friedrich Wilhem IV. war ein deutscher Fürst. Keiner der Mitlebenden, keiner seiner Vorgänger aus dem erlauchten Zollerstamm, der in den Tagen seiner beginnenden Größe zwei über die Verlockungen selbst des berechtigt scheinenden Particularismus erhabene Muster geboten hat, Kurfürst Friedrich I. und Albrecht Achilles, ist in dieser Eigenschaft über ihm gestanden. Die Traditionen des Hauses verbanden sich bei ihm mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend. Im elften Jahre stehend, als der furchtbarste Schlag das Reich des Vaters traf, halbbewußter Zeuge des Unglücks und der Flucht nach dem Norden und der wachsenden Bedrängniß und der darauf folgenden Unfreiheit, bewußter Zeuge des zweiten Schlags, der durch den Tod der hochherzigen Königin Haus und Land traf, sog seine jugendliche Seele die Vaterlandsliebe ein, in aller Wärme und Frische, deren sie fähig war. Die Begeisterung der Tage, in welchen nach ernster innerer Vorbereitung und Stählung der Kräfte

des Preußenkönigs Hand zuerst das deutsche Panier ergriff, der Jubel der Tage, in welchen Arndts, Schenkendorfs, Körners, Follens Lieder zugleich mit den Heeren Schlachten schlugen, erfaßte und erfüllte den lebensvollen Jüngling. Auch von ihm sangen diese Lieder, vom „raschen lieben Königssohn". Und er sah die Herrlichkeit des Sieges. Er hatte die Schlachten mitgefochten und sich das Ehrenkreuz erkämpft. Er zog mit ein in Paris. Die alte Glorie deutscher Nation war in seiner Seele leuchtend aufgegangen mit der Freudigkeit und der Wehmuth ihrer Eindrücke, und wie oft überwog die Wehmuth die Freudigkeit! Er hatte das alte Reich untergehen sehen, morsch, ruhmlos, in Trümmer geschlagen von den eigenen Söhnen im fremden Frohndienst. Er hatte die Nation wieder erstehen sehen, nicht das Reich, und im Geiste sah er die Raben fliegen um den Kyffhäuser und empfand die Sehnsucht, die in jedem echten deutschen Herzen wurzelte, so oft sie auch auf Irrwegen nach Befriedigung streben mochte. Es war das heilige deutsche Reich, dessen hehres Bild ihm vorschwebte, als er zum Fortbau des größten deutschen Domes den Grundstein legend, die Thore, durch welche nichts Unedles einziehen sollte, schon vollendet sah im ahnenden Geiste. Er empfand, was Deutschland mangelte, hochherzig empfand er es und unselbstisch. Für den Erben des Preußenthrons wie für den gereiften Mann und Herrscher ist es stets „das ganze Deutschland" gewesen, das ihm vor Augen stand, dem er Einheit im Wollen, Kraft im Handeln zu geben wünschte, unabhängig von persönlichen und dynastischen Rücksichten, unbeirrt durch die Wünsche und Anerbietungen einer großen Partei. Was er in der ersten Hälfte seiner Regierung für das gemeinsame Vaterland

gewünscht, geplant, bereitet, hat ein Mann ans Licht gestellt, mit dessen fruchtbarem Geiste sein Geist in belebender Wechselwirkung stand. Was er später versucht hat unter mancherlei Irrungen, eigenen und fremden, aber auch unter manchen schweren Opfern, vermag kein Gesammtbild zu bieten, weil es nicht zum Abschluß gelangt ist.

Friedrich Wilhelm IV. war ein preußischer Fürst. Er stand und fühlte mit Preußen und seinem Volke; er wußte, was Land und Volk groß gemacht hat in vier Jahrhunderten seit der Begründung der hohenzollerischen Macht im deutschen Norden bis zum Siege durch das zum Heer gewordene Volk nicht nur über den Mann, sondern auch über das Princip der Unfreiheit, welches Form und Zustände wieder erwecken wollte, über die einst das Christentum gesiegt hatte. Er erkannte, daß ohne Glauben keine Treue ist, ohne Treue keine Kraft, ohne Kraft kein Muth, ohne Muth kein Fortschritt, ohne Fortschritt keine Dauer. So erkannte er auch Preußens Beruf in der unlösbaren, durch keine Confessionsunterschiede geschwächten Verbindung von Kirche, Schule, Heer; so erkannte er auch Preußens Macht in dem aus schweren Krisen siegreich hervorgegangenen sittlichen Bewußtsein, das Heer und Verwaltung erfüllt, in der deutschen Eigenschaft des Staates, der in seinen Jünglingsjahren von der Ostsee zum Rheine reichend, das Reich der alten Kaiserzeit schützte. Ein Staat, dessen historischer Beruf immer deutlicher geworden im Lauf der Jahrhunderte, seit das Haus Habsburg immer mehr nach Osten Front zu machen genöthigt worden war, während die westlichen Theile des Reiches sich gegenüber dem durch Centralisirung starken und ehrgeizigen Nachbar mit Zerbröckelung bedroht fanden.

Die ernsten Lehren seiner Jugend sind für ihn fördernd und fruchtbar geblieben bis zum späten Alter. Es war nicht blos der gerechte Stolz der Abstammung von einem glorreichen, in die Geschicke Deutschlands tief eingreifenden Regentengeschlecht, was ihn erfüllte; es war das starke Bewußtsein des innigen Zusammenhangs dieses Geschlechts mit dem ihm anvertrauten Volke, eines Zusammenhangs, durch welchen allein das rasche und stete Wachstum von Haus und Land erklärbar ist. Darum ging sein thätiges Interesse an den Altertümern und Monumenten seines Hauses Hand in Hand mit dem tiefgefühlten Antheil an Geschicken und Geschichte des Landes. Er freute sich jüngeren Erwerbs, mochte dieser wie in den Weichselniederungen durch Wiedergewinn des in unheilvoller Zeit dem Deutschen Orden durch das Slaventum Entrissenen erlangt sein, mochte, wie im Rheinthal, das Absterben von politischen Localgestaltungen, die dem inneren Drängen wie dem äußeren Andrang nicht ferner Widerstand zu leisten im Stande waren, und der Sieg über das Fremde ihn dem älteren Staate zugeführt haben. Aber diese Freude wurde bei ihm getrübt durch den Gedanken an das Aufgeben von Gebieten, in denen die frische Jugendkraft der nach Franken verpflanzten Zollergrafen sich gesammelt und entwickelt und zu Größerem befähigt hatte, und wo er die Erinnerung an ihr Wirken noch so lebendig fand. Es war bei ihm kein äußerliches Interesse. Wie er die Jahrbücher der Haus-, Regenten- und Landesgeschichte mit stets regem Eifer durchblätterte, wie er jeden Ast und Zweig des mächtigen Baumes kannte, der schwedischem Boden entsprossen, aus den Stämmen der Luxemburger, Habsburger, Wittelsbacher, Wettiner, Welfen fruchtbare Reiser aufnahm,

so standen ihm die einst lebensvollen Gestaltungen der verschiedenen Stände in den verschiedenen Ländern vor den Augen, in Franken, in den Marken, in Pommern und Preußen wie in den neueren Provinzen. Er hielt sie nicht für todt, er glaubte an ihre Fortdauer unter neuen Lebensbedingungen. Er beklagte den Untergang oder die Herabwürdigung alter Fürstensitze und Stiftungen von demselben Gesichtspunkte aus wie er den Untergang von Manchem beklagte, was zu neuem, frischem Leben hätte erblühen können, wenn man das Princip unterschieden hätte von der vergänglichen, unscheinbar oder hinderlich gewordenen Form, statt Princip und Form zugleich zu vernichten. Derselbe Fürst, dem man so oft unpraktische Pläne schuld gegeben, dessen Blick man so oft mehr dem Vergangenen, als der Zukunft zugewandt gesagt hat, stände heute längst schon, dächte man mehr an ihn, in Manchem gerechtfertigt da, wo es sich um Wiederbelebung älterer innerer Institutionen handelt.

Die Bildung Friedrich Wilhelms IV. war eine nicht minder umfassende als gründliche. Für eine zusammenhängende und nicht blos äußerliche, sondern die Ursachen der Dinge ergründende Geschichtsauffassung hatte Ancillon gesorgt, dessen Stärke eben in der Combination der einzelnen Ereignisse mit den allgemeinen historischen Erscheinungen lag. Des Königs Neigung hatte sich aber auch den Fächern zugewandt, in welchen er von dieser Seite her, wenn auch allgemeine Anregung, doch keine zu tieferem Eindringen führende Belehrung erlangen konnte. Ancillon war mehr Philosoph und Historiker als gelehrter Theologe, und gerade die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums und die Kenntniß seiner Literatur sind es gewesen, worin der König

einen freien Umblick sowie eine tiefe Einsicht erwarb. Seine archäologischen und kunstgeschichtlichen Anschauungen haben nicht minder das kirchliche als das classische Altertum erfaßt, um sich dann auch auf spätere Zeiten zu erstrecken, deren Gutes und Schlimmes er mit seltener Sicherheit des Urteils ermaß. Die Fülle seiner Ideen war in den Jahren verhältnißmäßiger Muße und Ruhe, die seinem Regierungsantritt vorausgingen, stets gewachsen, und da die hohe Meinung von seinen geistigen Eigenschaften und seinem Drange der Thätigkeit überall im Volke, ja man kann sagen in ganz Europa verbreitet war, so ist leicht zu begreifen, wie die Erwartung gespannt war, als er auf eine Regierung folgte, deren Tendenzen in manchen Fällen nicht die seinigen sein konnten, und deren Maß der Bewegung der geistigen Anregung, die man ihm zuschrieb, nicht zu entsprechen schien. Seit Jahren schon hatte eine solche Meinung Wurzel gefaßt auf den verschiedensten Feldern und nach verschiedensten Richtungen, und je mehr man in Friedrich Wilhelms III. letzten Jahren, zum Theil in dankbarer Anerkennung des vielen Guten und Löblichen, welches sie gewährten, sich geduldet, um so lebendiger, ja stürmischer traten jetzt Erwartungen und Ansprüche hervor, Erwartungen und Ansprüche, welche auf politischem Felde wie in den Kreisen des geistigen Lebens nicht immer das Mögliche, noch das wahrhaft Wünschenswerthe verfolgten und für das Gewährte nicht immer Dank wußten. August Platen hatte zehn Jahre früher in den Tagen großer Aufregung und großer Gefahren dem Kronprinzen die Bitte für das Polenvolk ans Herz gelegt, ohne in seinem poetischen Schwunge die factischen Unmöglichkeiten der Klage zu ermessen. Jetzt, als wenn die gemachten trüben Erfahrungen nicht da wären,

wurden solche Bitten wiederholt, oder vielmehr deren Nichterfüllung Demjenigen verargt, der am wenigsten Schuld daran trug. Und als er, den Irrtümern einer über das Maß ängstlich argwöhnischen Epoche ein Ziel setzend arge Mißgriffe zu bessern begann, klagte man, statt zu danken, daß er das Rad der Zeit nicht rückgängig gemacht habe! Es mögen vereinzelte Erscheinungen sein, aber sie haben traurige Mißklänge geweckt.

Während siebzehn Regierungsjahren hat Friedrich Wilhelm IV. redlich gestrebt, der Macht seiner Ueberzeugung Befriedigung zu gewähren, der Fülle seiner Ideen nach verschiedensten Richtungen Ausdruck zu geben, in Kirche und Staat, im geistigen Bildungswesen mittels Universitäten, Schulen, Museen, Sammlungen, Bibliotheken, Bauten, Monumenten, wissenschaftlichen Reisen, Förderungen und Unterstützungen jeder Art. Er hat die innerhalb der Grenzen des Möglichen und Ausführbaren sich haltenden Erwartungen nicht getäuscht, welche seine Jugend und der Antritt der Herrschaft weckte, so sehr auch die Gegenströmungen der Zeit während der größeren Hälfte seiner Regierung und die Folgen der Stürme der Mitte derselben seine Wirksamkeit beeinträchtigen mochten. Der geistige Ruhm Preußens ist durch ihn gewahrt und gehoben, das geistige Erbe, das er angetreten, inmitten schroffer, theilweise unversöhnlicher Contraste und nicht zu befriedigender Ansprüche, wie im Gegensatz zu bedenklichen in das Lehrwesen eingedrungenen Richtungen ist durch ihn gesichert worden. Der organische Zusammenhang zwischen Leben, Wissen und Kunst und der historische Zusammenhang der verschiedenen Epochen ist in allen seinen Schöpfungen immer klarer hervorgetreten und hat dem Einzelnen als Theil des großen Ganzen

seine Berechtigung verliehen. Jene Fülle der Ideen, auf welche schon hingewiesen worden ist, wurde bei ihm durch einen Schatz von Wissen getragen, wie es nur selten vorkommt, unterstützt durch das schärfste, treueste Gedächtniß, verbunden mit dem merkwürdigsten Ortssinn, durch die glücklichste Combinationsgabe, durch die plastische Bildung und lebendige Färbung der Gedanken, durch größte Leichtigkeit des vielgestaltigen Ausdrucks.

Friedrich Wilhelm IV. hat das Glück gehabt, eine Ehe zu schließen, welche alle seine Wünsche und Hoffnungen erfüllte, abgesehen von dem allerdings schmerzlichen Mangel des Kindersegens. Bei der Königin Elisabeth standen Geist und Herz in vollkommenem Einklang, während der Einklang mit dem Fühlen und Denken ihres Gemals ein gleich großer war, sodaß nie die geringste Wolke ihr siebenunddreißigjähriges Zusammenleben getrübt hat. Auch über die Kindheit der baierischen Prinzessin sind Stürme hinweggebraust — welches europäische Herrscherhaus zu Ende des letzten, zu Anfang unseres Jahrhunderts ist Stürmen entgangen? — aber sie war zu jung um davon berührt zuj werden. Ihre Erziehung war in nicht gewöhnlichem Maße eine ernste und umsichtige gewesen. Der allbekannte treffliche Philologe Friedrich Thiersch, von Göttingen nach München berufen um dem höheren Bildungswesen freieren Schwung zu geben, wurde von dem Königspaar ausersehen, auch den beiden älteren Prinzessinnen, der nachmaligen Königin von Preußen und ihrer Zwillingsschwester der Königin Amalie von Sachsen, Unterricht zu geben. Zehn Jahre lang hat dieser Unterricht gewährt und ist auf beiden Seiten ernst genommen worden. Die beiden Prinzessinnen lasen die modernen und die altclassischen Meister-

werke, letztere in Uebertragungen, gewannen viele und richtige Anschauungen von alter und neuer Welt, machten eigene, selbst metrische Versuche und legten den tiefen fruchtbaren Grund zu jenem Schatz von Kenntnissen, zu jener Sicherheit und Ruhe des Urteils, die das spätere Leben mannigfach bereichert und befestigt hat, während es Beiden ihre Eigentümlichkeit ließ. Der Einfluß der Erziehung ist ein durchschlagender und bleibender gewesen. Es war nicht schwer, die Königin zu erkennen, wenn man erkennen wollte, denn wahrer und consequenter ist kein Charakter gewesen; alle Verstellung, aller Schein lag ihr ferne. Unter den Wahlsprüchen aus der heiligen Schrift, welche Friedrich Wilhelm IV. als Knabe aufgezeichnet hat, steht obenan mit dem Datum 1805, wo er somit zehn Jahre zählte: „Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was Recht ist.“ Es ist wie eine Ahnung der Gesinnung Derjenigen, die mit ihm durchs Leben zu gehen bestimmt war. An dem, was sie mit ihrem klaren Blick und ruhigem Urteil ermaß und als wahr erkannte, hielt sie unverbrüchlich fest. Sie war nicht sanguinisch und gab sich nicht leicht Illusionen hin; vor manchen Enttäuschungen ist sie dadurch bewahrt worden. Auch hierdurch hat sie wohlthätig eingewirkt, so auf ihren Gemal wie auf die allgemeine Gestaltung der Dinge, soferne es an ihr lag. Ihr Blick war rasch, aber sie ließ sich Zeit zur Prüfung. Laune kannte sie nicht. Wem sie Vertrauen und Wohlwollen geschenkt, der konnte auf deren Dauer rechnen. Ihre herzliche und einfache Freundlichkeit und wahre Leutseligkeit, die sich in ihren Blicken kundgaben, drangen bei Allen, Großen wie Kleinen, zum Innern. Von ihrem Vater hatte sie den einfachen und geraden Sinn geerbt, welcher auch den für den Thron Ge-

borenen Leben und Menſchen kennen lehrt, von der Mutter die echt vornehme Haltung ohne Stolz noch Prunk, aber mit dem Bewußtſein der Nothwendigkeit der Uebereinſtimmung von Stellung und Erſcheinung mit der inneren Würde. Ihr gerader und gerechter Sinn und ihre tiefinnerliche Wahrheit beſtimmten aber auch ihre Haltung dem gegenüber, was ihr keine Achtung und kein Vertrauen einflößte. Dingen wie Perſonen gegenüber kannte ſie darin keinen Compromiß: man fühlte es durch, Sichvordrängen, Uebertreibung, Indiscretion ſtießen ſie ab; das lebendigſte Sittlichkeitsgefühl theilte ſie mit dem Könige. Sie verlangte Wahrheit und Treue, wie ſie dieſelben beſaß.

Die Königin lebte das Leben ihres Gemals mit. Sie iſt in Manchem ſeine Ergänzung geweſen. Seine oft überſprudelnde Lebendigkeit und Erregbarkeit fanden in ihrer ruhigeren Anſchauung ein Correctiv, ſein Unmuth über Widerſtand und Täuſchung eine Beruhigung. Wo die Phantaſie bei ihm zu überwiegen drohte, verſchaffte ſie der Realität ihr Recht. Ihre gründliche Bildung ſetzte ſie in den Stand an ſeinen geiſtigen Beſtrebungen thätigen durch Uebereinſtimmung in Geſchmack und Neigungen vielfach gehobenen Antheil zu nehmen. Vieles, ſo in der Literatur wie in der Kunſt, hat ſie fördern geholfen. Diejenigen, welche aus überwiegend literariſchen und künſtleriſchen, wie aus literariſch-politiſchen Kreiſen dem Könige nahe ſtanden und großentheils von den kronprinzlichen Tagen her mehr oder minder in die Geſellſchaft des Hofes gezogen wurden, haben den ſtillen aber wirkſamen Einfluß der Königin empfunden. Nicht Allen noch Allem, was an ihren Gemal herantrat, hat ſie beigeſtimmt, in Anſichten wie in Beſtrebungen, und wenn ſie

Bedenken empfand, principielle wie persönliche, hat sie dieselben ebensowenig wie ihre Vorgängerin Sophie Charlotte verschwiegen. Für die verschiedensten Erscheinungen auf geistigem Gebiet hatte sie offenes Auge und reges Interesse. Ihre Bildung war wie gesagt vielseitig und gründlich. Im Geschichtsfache war sie ungewöhnlich bewandert. Sie hat mehr als einem Historiker gelegentliche Versehen corrigirt. Während sie in der reichen französischen Memoirenliteratur vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts ganz zu Hause war, las sie die bedeutenderen neueren deutschen, französischen, englischen Geschichtswerke, Biographien, Briefsammlungen, oder ließ sich aus denselben in still geselligen Abendstunden wie während der Rast auf Spazierfahrten namentlich in späteren Jahren vorlesen, abwechselnd mit Lectüre von Reiseschilderungen und Anderm, wie mit dem Vortrag poetischer Werke, besonders lyrischer Dichtung. Auch mit der italienischen Literatur war sie vertraut, und wenn Carl Witte, auch in dankbarer Erinnerung an das vom Könige seit seinen frühen Jugendjahren ihm bewährte Interesse, ihr seine Uebertragung der Göttlichen Komödie widmete, so war dies kein bloßes Compliment. Sie behielt stets eine allgemeine Umschau auf literarischem Gebiete. Sie hatte in frühen Jahren mit ihrem Gemal zahlreiche poetische Werke gelesen, und lange nach seinem Heimgange erinnerte sie sich wehmüthig des Eindruckes von Lord Byrons Hebrew Melodies, von denen der talentvolle Componist J. C. Gottfr. Löwe mehre für sie in Musik gesetzt hatte, und der in den zwanziger Jahren viel gelesenen heute ziemlich vergessenen anmuthigen Dichtungen Lätitia Elisabeth Landons. In genealogischen Kenntnissen kamen ihr Wenige gleich, und diese Kenntniß war bei ihr

kein Namenspiel noch bloße Nomenclatur, sondern Wegweiser bei geschichtlicher Lectüre. Ihre Conversation war ungezwungen, ruhig, heiter und belebt und berührte in gleichem Maße Tagesvorgänge wie Literatur und Kunst. So die bildenden Künste wie Musik flößten ihr das lebendigste Interesse ein. Ihre innige Vertrautheit mit ersteren hat den Genuß ihrer italienischen Reisen sehr erhöht und bewirkt, daß sie sich überall sogleich zu Hause fand. Des Königs edler und feingebildeter Geschmack so in diesem Fache wie in der Musik wurde von ihr in vollem Maße getheilt. Von würdigen Kunstwerken war sie stets umgeben.

Die vorliegenden Erinnerungen werden noch oft von der Königin zu berichten haben. Welchen Schatz von Eigenschaften sie in sich vereinigte und was sie ihrem Gemal gewesen ist, haben bis zu dem Moment, wo das schwerste Verhängniß ihn und sie traf, nur Diejenigen in vollem Maße erkannt, welche Beiden nahe standen, denn sie hatte eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit, wie denn bei ihr die eine Hand nicht gewußt hat, was die andere gab. An allen großen wohlthätigen Anstalten und Stiftungen der Regierung des Königs hat sie den lebendigsten selbstthätigen Antheil genommen. Sie hat sich nie geschont noch auf sich selber Rücksicht genommen, wo sie Handeln, auch wenn es ihr schwer wurde, als Pflicht erkannte. Ihre Gesundheit war nicht stark. Während der Jahre, von denen in diesen Aufzeichnungen die Rede ist, war sie häufig unwohl, einmal ernstlich krank. Die Bäder von Ischl und Teplitz brachten ihr wiederholt Hilfe, und für ersteren Ort, der sie an die anmuthige Gebirgsnatur ihres durch die Erinnerungen der Jugend noch verschönerten Tegernsee mahnte, und wo sie

wiederholt mit den Schwestern zusammentraf, hat sie bis zu ihrem letzten Tage die größte Vorliebe bewahrt. Die Anhänglichkeit an die eigene Familie, mit deren Mitgliedern sie oft zusammenkam, hinderte nicht, daß sie sich an die neue Heimat fest und treu anschloß. Wohl und Wehe derselben als das ihrige betrachtete, dem Königshause, in welches sie eingetreten war, innige Zuneigung widmete und auch in schmerzlichen Krisen sich ganz als preußische Königin fühlte. Wie für die Personen, gewann sie auch für die Orte das liebevollste Interesse und hat deren Bereicherung und Ausschmückung mit stets gleicher Freude begrüßt. Sie hat namentlich ihren Lieblingssitz Sanssouci unter unabläßiger und intelligenter Pflege mit Hineinziehung seiner Umgebung zu dem werden sehen, was er heute ist.

Des Königs Lebensweise war einfach und geregelt. Im Sommer stand er ziemlich frühe auf und spazierte wol im Park, im Winter gegen acht, sodaß um neun Uhr das Frühstück stattfand, welches er regelmäßig mit der Königin einnahm. Vor wie nach demselben pflegte einer von Beiden ein Capitel aus der heiligen Schrift und auch wol aus einem religiösen Autor vorzulesen; in ruhigen, von Geschäften nicht zu sehr in Anspruch genommenen Zeiten lasen Beide im Laufe des Vormittags auch wol Anderes gemeinschaftlich. Um zehn oder auch nach Umständen später begannen die Vorträge der Herren vom Civil- und Militärcabinet und Minister, deren Dauer selbstverständlich verschieden war. Je nach der Jahreszeit fuhr der König vor der Tafel aus zu Besichtigungen oder anderen Geschäften, wie sie in Menge vorkamen. Die Mittagstafel fand um drei Uhr statt. In Sanssouci speiste man in dem ovalen Mittelsaale, der durch Menzels

Gemälde der Tafelrunde Friedrichs des Großen auch denen bekannt geworden ist, welche die Localitäten selber nicht gesehen haben. Der große König pflegte jedoch nicht in diesem Saale zu speisen, sondern in dem benachbarten zur linken Seite, in welchem in späteren Zeiten auch die Königin Elisabeth wieder regelmäßig das Mal eingenommen hat. Der ovale Saal ist von sehr eleganter Construction, mit welcher das schöne Material der Marmorsäulen sowie das reiche Ornament stimmen. In den beiden Nischen zur Seite des Eingangs von dem Vorzimmer her stehen die Marmorstatuen Apollo's und der Venus Urania von Gaspard Adam, französische Werke der Mitte des vorigen Jahrhunderts und so recht im Geschmack desselben, aber von sorgfältiger und eleganter Ausführung. Im Geschmacke dieser Zeit ist es auch, daß Apollo ein Buch in der Hand hält, auf dessen aufgeschlagenen Blättern die Eingangsworte des Lucrezischen Lehrgedichts zu lesen sind, die er an Urania richtet:

Te sociam studeo scribundis versibus esse
Quos ego de rerum natura pangere conor.

Auf dem aus Marmormosaik bestehenden Fußboden stand am Piedestal der Statue der Venus immer noch die Brocebüste König Carls XII. von Schweden, wie es heißt auf derselben Stelle, wo Friedrich der Große sie in seiner letzten Zeit in Augenschein nahm. König und Königin saßen mit dem Rücken der Terrasse zugewandt, ihnen gegenüber gewöhnlich die männlichen Gäste. Große Diners fanden in den schönen Sälen der Neuen Kammern, im Sommer gelegentlich unter dem Berceau des westlichen Schloßflügels statt. Der König pflegte ziemlich lange bei Tische zu bleiben. Es war für ihn fast die einzige Zeit der Conversation mit Fremden

oder mit solchen, die er sonst zu sehen wünschte. Durch Geburt oder Stellung, sei es in Staat und Heer oder in Wissenschaft und Kunst distinguirte Ausländer, die sich dem Könige vorzustellen oder, wenn ihm schon bekannt, ihre Aufwartung zu machen wünschten, wurden gewöhnlich zur Tafel geladen, und es war die beste Gelegenheit für die Unterhaltung, für welche es sonst zu leicht an Zeit gebrach, während es für die Eingeladenen zwiefache Ehre war. So entspann sich denn bisweilen, namentlich gegen Ende der Malzeit eine lebendige Conversation. Der König hatte in seinen gesunden Tagen guten Appetit, der jedoch über das, was seine Körperbeschaffenheit und die viele Bewegung, die er sich machte, erforderten, nicht hinausging. Er trank verhältnißmäßig viel, aber fast immer Wasser mit Wein; wenn das Diner seinem Ende nahe war, ließ er sich wol noch seine Krystallcaraffine mit Wasser füllen und goß in das fast volle Glas etwa ein Sechstel Champagner. Man hat hiervon so viele Fabeln erzählt, daß ich den wahren Thatbestand, dessen Zeuge ich hunderte Male gewesen bin, constatiren zu müssen glaube. Nach dem Essen wurde die Tafel rasch abgeräumt und je nach der Jahreszeit bei geöffneten Flügelthüren der Terrasse im Innern oder draußen auf den Stufen die Conversation fortgesetzt, bis die Gäste entlassen wurden oder der König sich mit irgend einem derselben zurückzog. In den späteren Nachmittagsstunden wurden häufig längere oder kürzere Fahrten unternommen, der Thee an irgend einer der geeigneten Stellen des Parks oder der Umgebungen servirt, das Abendbrod gewöhnlich in dem erwähnten eigentlichen Speisesaal des Schlosses. Es war äußerst einfach und bestand meist aus ein paar kalten Schüsseln, von denen wenig

genommen wurde. Wie man es hätte anfangen sollen, um sich den Teller mit Speisen zu füllen, wie es wol erzählt worden ist, ist mir nicht recht erklärlich. Der König kam zu dem Abendbrod oft, wenn die Königin, der Hof und die Gäste schon seit längerer Zeit versammelt waren, je nachdem irgendein später Vortrag ihn ungebührlich lange festgehalten hatte oder er auch wol auf der Terrasse umherspaziert war, um frische Luft zu genießen. Man sah ihm dann wol an, daß er sich beim Reden oder Schreiben erhitzt hatte, was seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen ist. Von der Art und Weise dieser kleinen Abendgesellschaften, bei denen die Conversation eine ganz freie war, werde ich noch zu sprechen Gelegenheit haben.

Es ist nicht meine Absicht bei dem Hofstaat länger zu verweilen. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. waren Mehre geblieben, aber noch mehr Wechsel hatten stattgefunden, während die Gegenwart einer Königin verschiedene Verhältnisse geschaffen hatte. Oberkammerherr und Hausminister war noch Fürst Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, damals dreiundsiebzigjährig, ein Zeuge der auf- und abwogenden Geschickesströmungen seit dem Tode Friedrich Wilhelms II., wobei er in den verschiedensten Stellungen thätig gewesen war. Obermarschall war Baron Werther, der den nach Ancillons Tode ihm anvertrauten Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Mortimer von Malzan mehrjährigen Gesandten in Wien abgetreten hatte, welcher, von unheilbarem Gehirnleiden ergriffen, bald für Baron Bülow den Gesandten in London, Wilhelms von Humboldt Schwiegersohn Raum ließ. Man hat oft über ihn gespottet und wol bei Alexanders von Humboldt wieder-

holten Specialmissionen nach Paris gewitzelt, er gehe um Werthers Leiden ein Ende zu machen. Was aber über seine Geschäftsführung in wichtigen Zeiten und über seine Anschauungen namentlich in den Krisen der Julimonarchie aus seinen Depeschen bekannt geworden, zeigt wie gewiegt sein Urteil war und wie er Land und Zustände kennen gelernt hatte. In seiner Haltung und seinem ganzen Wesen lag etwas Steifes und Trockenes, was mit den Jahren zunahm, aber er war von Natur wohlwollend und theilnehmend. Wenn ich von den übrigen Hofchargen nur des Hofmarschalls von Meyerinck erwähne, so geschieht es wesentlich weil er in späteren Zeiten, nachdem er dies mühevolle und nicht immer dankbare Amt an den Grafen Alexander von Keller abgegeben hatte und Oberschloßhauptmann geworden war, dem Könige nahe stand und in dessen letzten schweren Zeiten lange sein täglicher Begleiter war. Unter den höheren Offizieren welche sich der besonderen Zuneigung des Königs erfreuten, nenne ich hier nur den General Grafen Carl von der Gröben, welcher seine lange militärische Laufbahn als Commandirender des Gardecorps beschloß und in dieser Stellung in vielfache Berührung mit seinem obersten Kriegsherrn kam, den er, obgleich um vieles älter, um anderthalb Decennien überlebte. Und damals schon waren lange Jahre vorübergegangen, seit Max von Schenkendorf ihn, den frischen fröhlichen frommen Reitersmann in schönem Liede begrüßt hatte, den nun eine Schaar von Söhnen umstand, die sich alle dem Waffendienste widmeten. Sein allgemeines Wohlwollen verstieg sich leicht in stereotype hyperbolische Prädicate, sodaß die ihm sehr wohlwollende Königin wol scherzend sagte: Gröben kommt uns nächstens mit einem lieben guten trefflichen Nero.

Oberhofmeisterin der Königin war Charlotte Elisabeth Gräfin von Reede Ginkel geb. von Krusemark, die ihrem Amte in würdevollster Weise vorstand. Sie hatte in eine Familie von niederländischer Herkunft hineingeheiratet, was ebenso bei ihrer Tochter der Fall war, der Gemalin des niederländischen Gesandten Grafen Perponcher, einer Frau, welche Würde mit Anmuth im Umgang in hohem Maße verband, deren Söhne in den preußischen Dienst eintraten, der älteste einst Gesandter in Neapel, im Haag, in Brüssel, gegenwärtig Oberschloßhauptmann, der zweite Hofmarschall des Kaisers. Aus der Zeit der Königin Luise war noch die „erste Hof- und Staatsdame" da, die Gräfin von Viereck, welche ich bei ihrem Neffen Grafen Egloffstein kennen lernte; eine alte Dame, deren steifleinene Haltung ihrem Namen Ehre machte und der man es nicht ansah, daß sie in ihrer Jugend sehr heiter gewesen sein soll. Auch der Oberhofmeister der Königin Herr von Schilden gehörte dieser Zeit an, deren Ceremoniell er vollkommen, auch im geselligen Umgange repräsentirte. Die nächsten Jahre sahen sie alle von der Hofbühne und aus dem Leben verschwinden. Die Gräfin Reede starb zu Anfang 1847, Herr von Schilden 1851, die letzte, im Jahre 1854, Gräfin Viereck. Das Amt des Oberhofmeisters wurde alsbald durch den Grafen Eugen Dönhoff wieder besetzt, das der Oberhofmeisterin erst einige Jahre nachher durch die Gräfin von Brandenburg, Witwe des Generals, welcher den Sturm von 1848 bestand. Aber auch diese gingen der Königin im Tode voraus.

III.

Christian Carl Josias Bunsen.

Bevor ich den Versuch mache die dem Könige nahe stehenden Kreise in Wissenschaft und Kunst und die berliner Gesellschaft der vierziger Jahre zu schildern, muß ich die Schritte zurückwenden, um ältere Beziehungen und Verhältnisse zu berühren, welche auf diese Zeit mächtig gewirkt, weit über dieselbe hinausgespielt haben und mit Wohl und Wehe des preußischen Staates lange verbunden geblieben sind. Beim Frühlingsanfang des Jahres 1844 kam der Geheime Legationsrath Bunsen von London nach Berlin, wo er bis in den Sommer hinein verweilte. Er war vom Könige wegen der Angelegenheit der Bildung einer ständischen Verfassung berufen worden, welche diesen zu jener Zeit aufs lebhafteste in Anspruch nahm. Sein Abschied von Rom war ein schmerzlicher gewesen, aber die römischen Erinnerungen seiner besseren Zeiten waren in ihm die lebendigsten geblieben, und zu dem Palilienfeste, dem sogenannten Geburtstage der Stadt, den das Archäologische Institut auf dem Capitol zu feiern pflegt, vereinigte er eine Zahl von Bekannten zu einem Gastmal im Thiergarten, lauter alte Römer, meist Capitoliner. Zu ihnen gehörten: Usedom, Röstell, Gerhard, Panofka,

Marcus Niebuhr, Gustav Kramer, der Architekt Wilhelm Stier und der Curländer von Liphardt, ein heute noch in Florenz lebender ebenso feinsinniger als kenntnißreicher Kunstfreund. Es begreift sich, daß es an Trinksprüchen nicht fehlte; der Festgeber gestaltete seinen Trinkspruch zu einer Rede, welche Roms historische und wissenschaftliche Bedeutung hervorhob, indem sie selbstverständlich Persönliches nicht berührte.

Ueber wenige Männer, mit denen ich zusammengetroffen bin, ja über wenige Männer unserer Zeit sind die Urteile so weit auseinandergegangen wie über Bunsen. Es hat nicht blos an der Verschiedenheit der Standpunkte Jener gelegen die mit ihm in persönliche Berührung kamen, oder seine Thätigkeit sei es als Staatsmann sei es als Schriftsteller betrachteten. Es hat ebensowenig blos seinen Grund in der Vielgestaltung seiner Natur gehabt, in der von Jugend an ihm eigenen geistigen Beweglichkeit die etwas Blendendes aber zugleich etwas Schillerndes hatte welches die Erkenntniß des eigentlichen Wesens nicht immer leicht werden ließ; in den raschen Uebergängen seiner Richtungen und Ziele, in den großen Wandlungen, die im Laufe der Jahre in ihm vorgegangen sind ohne daß er sich davon immer Rechenschaft gegeben oder in manchen Fällen sich dieselben und die aus ihnen sich ergebenden Nothwendigkeiten klar zu machen vielleicht vermocht hätte. Gewiß, ein Mann von glänzenden Eigenschaften des Geistes, von schönen und reichen Gaben des Herzens, von vielseitiger Bildung und stets ihm zur Verfügung stehenden Kenntnissen. Er war mit seltener Kraft der Initiative und mit frischestem Lebensmuth begabt. Schon seine Jugend hatte manche dieser Eigenschaften an den

Tag gebracht und andererseits beigetragen sie zu entwickeln. Von Hause aus, als Sohn kleiner Leute und eines kleinen Ortes, in einem kleinen Staate, mit sehr mäßigen Mitteln ausgerüstet, hatte er zu Göttingen tüchtige Studien gemacht und sich in einem geistig bewegten Kreise befunden. Der Umstand, daß die gewaltige Erhebung Deutschlands an dem Zwanzigjährigen, ohne ihn zur Theilnahme aufzufordern, vorüberging, hat vielfach befremdet. Weitaussehende wissenschaftliche Pläne führten ihn nach Italien, nicht als Reiseziel, sondern als Durchgangsland; seine ganze literarische Beschäftigung mit diesem Lande, obgleich er über zwanzig Jahre in demselben verlebt, hat den Charakter dieses Zufälligen und Provisorischen nicht verleugnen können. Wenn ich in Florenz in der Loggia de' Lanzi stand und den Blick von den mich umgebenden Kunstwerken über den malerischen Platz schweifen ließ, ist mehrfach die Erinnerung an Bunsen in mir lebendig geworden. Hier las er den von der nahen Post ihm eingehändigten Brief, welcher seine bestimmte Aussicht auf die Reise nach Ostindien vernichtete. Wer hätte ihm damals vorhergesagt, daß der Schlag, wie er ihm erschien, der Anlaß zum Glück und zu den Erfolgen, freilich ebenso zu den Irrungen und Prüfungen seines Lebens werden würde!

Es ist nicht Absicht dieser Blätter, ihm im Verlaufe dieses Lebens zu folgen. Reichliches, von vertrautester Hand gebotenes, freilich aus demselben Grunde nicht mit der durchgängigen Objectivität des Biographen gewähltes und gesichtetes Material liegt über dies Leben vor. Auf seinen kurz vor seinem Tode ihr ausgedrückten Wunsch, ein Zeugniß der eigenen Meinung von sich selber wie des Bewußtseins

künftig divergirenden Urteils, hat seine Witwe es geschrieben, und das vielgelesene Buch, welches ihr nachmals selber durch die Hand eines Freundes gewidmet, größtentheils aus ihren Briefen zusammengesetzt ist, hat gedachte Kunde noch bedeutend gemehrt. Lediglich um den Mann, der in Friedrich Wilhelms IV. eigenem Leben und Umgang eine bedeutende Rolle gespielt hat, zu schildern, wie er mir in vielfacher Berührung in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erschienen ist, rufe ich meine Erinnerungen zu Hilfe, ohne Voreingenommenheit, das Gute freudig erkennend, das meinem Urteil zufolge Unvortheilhafte nicht verschweigend. Im Frühling 1834 wurde ich ihm, als er auf einer Reise nach Berlin durch Florenz kam, persönlich bekannt, nachdem schon früher gelegentlicher Briefwechsel inbetreff archäologischer Dinge stattgefunden; vom Herbst 1836 bis Frühling 1838 war ich in Rom die längste Zeit hindurch der Gesandtschaft beigegeben; in den Jahren 1843—1846 war ich wiederholt in England, im Sommer letzteren Jahres mehrere Monate lang vorübergehend mit den Legationssecretärs-Geschäften beauftragt. Ich habe ihn später in Heidelberg wiedergesehen und wenige Monate vor seinem Tode in Bonn besucht. Meine Beziehungen zu ihm sind somit vielfache gewesen.

Eine glückliche Ehe und das Zusammentreffen mit einem Manne von seltener Auszeichnung, beides auf einem Boden wie Rom, verschafften Bunsen bald eine Stellung, wie sie nicht leicht einem jungen Manne, selbst in äußerlich günstigeren Lebensverhältnissen geboten wird. Wer seine Frau gekannt hat, persönlich oder aus ihren Briefen, weiß, welcher Schatz von Gutem und Schönem in ihr vereinigt war. Klarer Verstand, fester Entschluß, frischer Muth, ruhige

Zuversicht, unerschütterliche Fassung bei Schicksalsschlägen, lebendiges Pflichtgefühl, warmes Herz waren mit tüchtigen Kenntnissen ohne eine Spur von Pedanterie oder Ueberhebung verbunden. Es hat keine bessere Gattin und Mutter gegeben. Sie hat ihrem Manne unendlich genützt. Sie hing an ihm mit größter Zärtlichkeit und blickte auf zu ihm, aber sie hatte Eigenschaften, die ihm fehlten, und mit ihrer Festigkeit und Wahrheit hat sie ihn oft unterstützt ohne daß zwischen Beiden das Geben und Empfangen zur Sprache gekommen, ein Einfluß von ihrer Seite sichtbar geworden wäre. Wenn religiöse Unterschiede auf ihre persönlichen Beziehungen Einfluß übten, so ist dies im Umgange nicht eigentlich störend aufgefallen. Es fehlte ihr völlig an Grazie und an Leichtigkeit der Bewegung in der eleganten Gesellschaft wie an Anmuth der Erscheinung, wovon sie ein mehr oder minder klares Bewußtsein hatte, wie sie denn die große Welt nie geliebt, die von derselben ihr auferlegten geselligen Pflichten als eine Bürde betrachtet hat für deren Abnahme sie Gott dankte. Aber sie erfüllte diese Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit und ihre Unterhaltung war angenehm, obgleich wie sie selber völlig prunklos, ja des Flusses ermangelnd wie denn ihre Briefe, sowol in der Schilderung und Erzählung wie in dem Gefühlsausdruck, ihre Conversation weit überragen. Daß sie mit ihren trefflichen Eigenschaften viele Freunde erwarb, namentlich unter ihren Landsleuten, und dieselben treu bewahrte, braucht nach allem diesem nicht erst gesagt zu werden.

Wie in der Ehe, die ihn mit einer in vielfachen Beziehungen ausgezeichneten Frau verband, ihn in eine angesehene Familie einführte und in nicht glänzende aber bequeme

Vermögensverhältnisse brachte, hat Bunsen auch in dem Geschick, das ihn einem seltenen Manne zuführte, ungewohntes Glück gehabt. Barthold Georg Niebuhr hat dem jungen, der Welt völlig unbekannten Landsmann augenscheinlich große Theilnahme bewiesen. Seinem Vertrauen und seiner Empfehlung hat dieser den Eintritt in die Laufbahn zu verdanken gehabt, für welche er nicht vorbereitet war. Die preußische Gesandtschaft am päpstlichen Hofe, welcher in bescheidenen Zeiten und beschränkteren Verhältnissen Uhden der tüchtige Dantekenner und Wilhelm von Humboldt vorgestanden, hatte damals einen gelehrten Anstrich, der ihr noch lange geblieben ist und ihr eine besondere Signatur verlieh. Aber Niebuhr war neben dem Gelehrten der praktische Staatsmann, und wenn man ihm in dieser Beziehung Einseitigkeit vorgeworfen hat, so hatte er doch den weiten Blick, die in ernster Zeit gewonnene Erfahrung, die aus der sicheren Erkenntniß des Wahren und Rechten hervorgehende überzeugungstreue Consequenz, die ihn vor Irrtümern schützten in welche sein Nachfolger verfallen ist. Niebuhr war ein vortrefflicher Geschäftsmann. Das Zustandekommen der billigen und verständigen Vereinbarung mit Rom, welche mittels der Bulle De salute animarum von 1821 die äußere Stellung und innere Verfassung der katholischen Kirche auf eine die Traditionen und Bedürfnisse der Millionen katholischer Unterthanen im ganzen und großen schonende und möglichst anerkennende Weise regelte, ist auch für die preußische Gesandtschaft und ihre Geschäfte maßgebend gewesen. Bis dahin war diese durch eine Menge kleinlichsten Details belästigt, von welchem auch nachmals bis zu Friedrich Wilhelms IV. Regierung noch manches geblieben ist, aber nichts im Ver-

gleich mit demjenigen, welches durch das kirchliche Chaos des aus den wiener Abmachungen hervorgegangenen Staates in den ersten Jahren veranlaßt wurde. Selbst die Bagatellsachen wurden von Niebuhr mit größter, ja peinlicher Gewissenhaftigkeit behandelt und er kann auch hierin als ein Muster bezeichnet werden. Man weiß daß er in Rom nie warm geworden ist. Manches in seiner Stellung war ihm unbequem, seine häuslichen Verhältnisse, namentlich Erziehung und Lebensgewohnheiten seiner kränklichen Frau waren nicht für eine diplomatische Stellung berechnet. Die öffentlichen Zustände wie sie nach der ersten Freude über die Restauration Pius' VII. sich gestalteten, die Unsicherheit bis zu den Thoren Roms welche eine Fahrt nach Albano wie ein Wagniß erscheinen ließ, das greuliche Sectenwesen welches die ganze Romagna füllte, die Aufregung welche nach den Umwälzungen in Neapel und Piemont zurückblieb, alles dies verstimmte.

Mit der ihm eigenen unleugbaren Gewandtheit und großen Thätigkeit wußte Bunsen sich Niebuhr nützlich zu machen und rechtfertigte, nach Brandis' des nachmaligen bonner Professors Abgang an dessen Stelle zum Legationssecretär ernannt, das Vertrauen von Chef und Regierung. Die Anwesenheit König Friedrich Wilhelms III. und der Prinzen Wilhelm und Carl in Rom nach dem Congreß von Verona im Jahre 1822 bot ihm Gelegenheit, sich dem Monarchen, der nicht sein angestammter Landesherr war, und seiner Umgebung vortheilhaft bekannt zu machen. Damals schon wurde zu einer übertriebenen Meinung von seinem Wissen und seinen geistigen Gaben, man sollte es kaum glauben, selbst auf Kosten seines Chefs der Grund gelegt.

Eigentümliche Umstände, ich will nicht gerade sagen geschickte Ausnützung derselben, kamen ihm zu Hilfe. Vonvornherein ging seine Absicht inderthat nicht auf dauernden Aufenthalt in Italien noch auf regelmäßiges Verfolgen der Laufbahn, die der Zufall ihm eröffnet hatte. Auch als die Pläne einer gelehrten, Theologie mit Philologie und Philosophie verbindenden akademischen Stellung, mit denen er sich lange, ich weiß nicht ob in völliger Klarheit trug, ziemlich in den Hintergrund getreten waren, hielt er äußerlich noch an denselben fest. Ob eine gewisse Illusion, ob Berechnung vorwaltete, mag dahin gestellt sein; vielleicht war beides im Spiel. Ein Zweck wurde jedenfalls erreicht: selbst im berliner auswärtigen Ministerium, wo sonst in der Regel eine kühle Anschauung von den Leistungen seiner auswärtigen Beamten herrscht, kam die Ansicht auf, Bunsens Acquisition sei ein Glücksfall für Preußen, sein Abgang werde ein empfindlicher Verlust sein. Nach und nach steigerte sich dies dann zum Begriff der Unersetzlichkeit, wobei es auch geblieben ist, bis das Fahrzeug kenterte. Ich erinnere mich kaum einen Mann gekannt zu haben bei dem die hohe Meinung von sich selber, von seinen Fähigkeiten und Verdiensten und von der ihm gebührenden Stellung sich so entschieden und selbstbewußt ausgesprochen hätte. Daß es mit großer Naivetät geschah, milderte einigermaßen den sonst nicht angenehmen Eindruck. Den nächsten Kreisen kam dies zugute, indem sie an dem Preise der Vortrefflichkeit theilnahmen.

Ob Niebuhrs vortheilhafte Ansicht von seinem jungen Mitarbeiter sich unverändert erhalten hat, vermag ich nicht zu sagen. Sie waren im Grunde zwei sehr verschiedene Naturen. Es giebt von dem Einen positive Urteile über die

Betheiligung des Diplomaten an denjenigen Materien, womit der Andere sich immer zu schaffen gemacht, wozu er sich so recht eigentlich berufen glaubte, wodurch er zu dem schweren Falle gekommen ist, der sein inneres Gleichgewicht auf immer gestört hat. Im Jahre 1817 bei Gelegenheit des Reformationsfestes, das wie man weiß in katholischen Regionen vielfach böses Blut machte, schrieb Niebuhr, ablehnend, auf gewisse Zumuthungen einzugehen: er sei kein Stück von einem Geistlichen und er würde als Minister dadurch das Vertrauen der katholischen Unterthanen verlieren. Dies ist Bunsen, der sich für den geborenen Minister der geistlichen Angelegenheiten hielt, den katholischen Unterthanen Sr. Majestät gegenüber nicht eingefallen. Man weiß welche Weiterungen Letzterer mit seinen liturgischen Plänen und Arbeiten, Theorie wie Praxis umfassend, veranlaßt hat. Mit diesen Dingen war Niebuhr, der Rom schon verlassen hatte, keineswegs einverstanden. „Sie sind nicht berufen eine Separatistengemeinde zu stiften", schrieb er im Jahre 1823 an ihn, den damaligen preußischen Geschäftsträger. Er machte ihm aber zugleich deutlich, wie wenig die Form entscheide. „Wenn es eine geoffenbarte Liturgie gäbe, so würde sie, eingeführt, todt bleiben, wenn ihr nicht lebendige Individualitäten entgegenkämen."

Bunsen war nicht zu beruhigen. Das Liturgiewerk mußte durchgeführt werden und die Durchführung desselben bildet eines der inhaltreichen Capitel in seinem Leben. Zu der Liturgie bedurfte er aber auch einer Gemeinde und diese setzte er ohne weiteres voraus und sprach und schrieb immer von einer „Evangelischen Gemeinde". Es gab aber in Rom keine evangelische Gemeinde: es gab eine preußische Gesandt-

schaftscapelle in einem der Räume der exterritorialen preußischen Gesandtschaftswohnung mit einem Prediger, welcher der päpstlichen Regierung gegenüber ein Attaché der Gesandtschaft war, und an dem Gottesdienst in dieser Capelle nahmen die in Rom lebenden oder zeitlich verweilenden Protestanten Theil — weiter nichts. Es war aber nicht blos das persönliche Interesse an den Dingen, welches ihn zu eingehender Beschäftigung mit denselben veranlaßte. Er wußte daß der König dies Interesse an den liturgischen Fragen theilte, mochten auch ihre Anschauungen oft auseinandergehen. Dies gemeinsame Interesse hatte von vornherein nicht wenig zu der Gunst beigetragen, in die er sich gesetzt hatte und welche durch seine erste Anwesenheit in Berlin im Jahre 1827 bedeutend gesteigert wurde. Eine Anwesenheit, während welcher sich die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und Bunsen anknüpften, welche durch den Besuch des Königssohnes in Rom im folgenden Jahre intim wurden und bis zu dessen Ende gewährt haben. Bunsen war kein Höfling, aber er wußte solche Vortheile der Umstände geschickt zu benutzen, woraus ihm gewiß kein Vorwurf zu machen ist. Die ganze Sachlage hat jedoch auf eine andere Angelegenheit unverkennbaren Einfluß geübt, eine Frage des geistlichen Gebietes, die für ihn verhängnißvoll geworden ist und seinem Namen in der modernen Kirchengeschichte wie in der zunächst davon betroffenen Provinz einen geradezu unheimlichen Klang gegeben hat. Es war die Angelegenheit der Gemischten Ehen. Selbstverständlich kann die Geschichte derselben hier nicht erzählt werden. Sie ist auch zu bekannt als daß dies nöthig wäre. Nur auf die verschiedenen Momente, welche den Gang derselben bestimmt haben, und auf Bunsens persönlichen

Antheil soll hier hingewiesen werden. Dieser Antheil und die in der höchsten Region obwaltende Stimmung sind merkwürdig verschlungen. Das preußische Staatsprincip ist seiner Natur nach antikatholisch, aber diese Tendenz ist durch den ihm inwohnenden Gerechtigkeitssinn und durch das lebendige Bewußtsein der moralischen nicht minder als der politischen Verpflichtung der Schonung der Rechte der katholischen Kirche als der Kirche so vieler Millionen theilweise neuer Unterthanen gemäßigt, stellenweise neutralisirt. Das gedachtem Princip inhärirende Streben nach Reglementirung trat dazu, gewissen Divergenzen zwischen der Praxis alter und neuer Provinzen einen Schein von Bedeutung beizulegen, welche sie im Grunde nicht hatten, und durch Eingreifen in dieselben Uebelstände hervorzurufen, die unendlich schwerer wogen als untergeordnete sich ergebende Unbequemlichkeiten. Die im allgemeinen in Berlin herrschende Unbekanntschaft mit dem Wesen, den Traditionen und den Nothwendigkeiten der katholischen Kirche, die sich manche Jahre später in einem ungleich wichtigeren Falle leider wiederum documentirt hat, that das Ihrige dazu, eine nach und nach unmöglich werdende Lage zu schaffen.

Wie gewöhnlich wurde auch hier die Hauptschuld an dem Ursprung des Conflicts den Jesuiten in die Schuhe geschoben. Wo in unsern Tagen das katholische Bewußtsein sich ermannt, sein Recht fordert oder dem Unrecht widersteht, auch wo es sich keineswegs um confessionelle Differenzen handelt, gleich sind es die Jesuiten, von denen es ausgeht. In der Rheinprovinz gab es keine Jesuiten noch andere Orden; sie waren aber auch nicht nöthig, um manche Maßregeln widerwärtig erscheinen zu lassen. Das seiner über-

großen Mehrheit nach katholische Volk hatte gerade keinen Grund gehabt, sich über die kirchlichen Verhältnisse in den letzten Napoleonischen Jahren zu freuen. Aber die Napoleonische Regierung, wenn sie nach einer Seite hin mit despotischer Willkür verfuhr und unhaltbare Zustände schuf, hatte sich, während sie das Oberhaupt der Kirche schwer traf, andererseits wol gehütet in die religiösen Zustände irgendwie einzugreifen. Die katholischen Rheinländer brachten dem Preußentum, so wie es von altersher durch die Verwaltung der vormals jülich'schen Landestheile und durch Vorkommnisse in den Zeiten der Religionswirren bekannt war, gerade keine Vorliebe entgegen. Einzelne Ungeschicklichkeiten der jüngsten Zeiten steigerten die geringe Vorliebe nicht. Aber das allgemeine Vertrauen zu dem gerechten Sinn des Königs und die Erkenntniß der von seiner Regierung bei der Neugestaltung des katholischen Kirchenwesens an den Tag gelegten Sorgfalt, den Bedürfnissen, wenn nicht immer den Wünschen gerecht zu werden und der Kirche etwas mehr Selbständigkeit zu geben, wirkte wohlthätig und beruhigend. Wenn das religiöse Bewußtsein sich kräftigte, wenn mit der gemehrten Kenntniß, wofür die Regierung selber durch umfassende Vervollkommnung der geistlichen Lehranstalten thätig war, die Lauheit schwand, welche aus den Tagen der Aufklärung auf die der Fremdherrschaft übergegangen, im Verlaufe der Zeit zum Indifferentismus hätte führen müssen, so konnte dies der Regierung, der das Festhalten an einem positiven Christentum in der protestantischen Kirche am Herzen lag, nur erwünscht sein, da kein confessioneller Hader obwaltete.

Die Frage der Gemischten Ehen hatte ihre Schwierigkeiten — sie wird sie immer behalten, mögen weltliche

Regierungen sich einmischen oder nicht, mag diese oder jene Gesetzgebung oder Sitte obwalten. Theilung der Kinder nach dem Bekenntniß der Eltern, Vorschrift der Religion des Vaters für beiderlei Geschlechter, Versprechen der katholischen Erziehung, passive Assistenz oder blos protestantische Trauung — die Schwierigkeiten bleiben immer, denn die Gewissensfrage entzieht sich der weltlichen Gesetzgebung und die Einheit der Familie ist in allen Fällen gefährdet. Für die Rheinprovinz hatte die Frage noch eine besondere Bedeutung. Gemischte Ehen waren bis zur preußischen Zeit selten, die plötzliche Ueberschwemmung mit protestantischen Beamten mehrte deren Zahl in immer steigendem Maße. Man sah in der im Jahre 1825 erlassenen Vorschrift der Religion des Vaters für alle Kinder nicht blos einen Eingriff in die bestehende Ordnung der Dinge, sondern auch die Absicht fortschreitender Protestantisirung.

Man hat dem Könige eine solche Absicht gewiß mit Unrecht zugeschrieben. Sein und seiner Regierung Eifer für Förderung protestantischer Interessen in katholischen Provinzen ließ daran glauben. Der Wunsch einheitlicher Behandlung der Sache war aber bei ihm ohne Zweifel das Hauptmotiv zum Erlaß jener Vorschrift, welche einen in den östlichen Landestheilen bestehenden, obgleich kirchlich nie wirklich anerkannten Zustand auf die westlichen Provinzen ausdehnte und beim Clerus auf so viele Weiterungen, wenn nicht auf positiven Widerstand stieß. Er glaubte eine solche Frage gewissermaßen vom militärischen Standpunkt aus behandeln zu können. Leider behandelte er sie nicht wie die fast unglaubliche Vorschrift des Beiwohnens des protestantischen Gottesdienstes durch die nun ein Drittel des Heeres

bildenden katholischen Soldaten, eine Vorschrift, deren Rücknahme seitens des verständigen und billigen, aber in der Strenge militärischer Traditionen aufgewachsenen und fortlebenden alternden Monarchen erlangt zu haben, Bunsens großes Verdienst ist. Wollte Gott, dieser hätte in der Eheangelegenheit die Umstände gleich richtig beurteilt, gleich guten Rath gegeben. Aber sei es daß der Wunsch, der Absicht des Königs zu entsprechen, bei ihm im Grunde das bestimmende Motiv war, und daß er von einer Behandlung der Sache im eigentlichen Geschäftsgang ein befriedigendes Ergebniß erwartete, sei es, daß er vonvornherein auf das Einschlagen eines Nebenweges gefaßt war: er hat zu den unheilvollen Thatsachen das Hauptsächlichste beigetragen.

Man kannte in Berlin, wie gesagt, ungeachtet der nunmehr doch schon langen Praxis außerhalb eines engen Beamtenkreises katholische Kirche und kirchliche Angelegenheiten grundwenig — Bunsen galt dafür sie zu kennen, mußte sie kennen. Hätte er positiv abgerathen, man würde nicht vorwärts gegangen sein. Ein unbegreiflicher Irrtum war es, daß er eine Sache zu erlangen suchte von welcher er, der überdies kanonistische Routine hatte sich selber sagen mußte oder sein kanonistischer Beirath ihm sagen konnte, daß sie den katholischen Principien geradeswegs zuwiderlief, und bei welcher man sich stillschweigend mit der allmählichen Bildung einer möglichst auskömmlichen Praxis hätte begnügen sollen. Ein wahrhaft sträflicher Irrtum aber war es, daß er, als die von der Curie mittels eines Breve's Papst Pius' VIII. im Jahre 1831 erlangte Resolution in dieser Sache den diesseitigen Wünschen nicht entsprach, nach mehrjährigem Ruhenlassen der Angelegenheit durch eine Uebereinkunft mit dem

Metropoliten der Rheinprovinz vor allen Andern dazu beitrug, dieser päpstlichen Resolution einen Sinn beizulegen den sie offenbar nicht hatte. Denn während das päpstliche Breve an die Bischöfe der Rheinprovinz keine principielle Entscheidung gab und auf die Unverträglichkeit der kirchlichen Lehre mit den gesetzlichen Bestimmungen hinwies, dem Urteil der Prälaten aber die Behandlung der einzelnen Fälle wesentlich anheimgab, erklärte eine im Jahre 1834 von Bunsen mit dem cölner Erzbischofe Grafen Spiegel verabredete Convention und entsprechende Instruction an den Pfarrclerus die Zulassung der von dem königlichen Gesetze vorgeschriebenen Praxis für conform mit den durch das Breve ausgesprochenen päpstlichen Intentionen. Der Widerspruch zwischen dem Breve und der erzbischöflichen Instruction für die Generalvicariate der westlichen Kirchenprovinz war so offenbar, daß als die Verwicklung ihren Höhepunkt erreichte, der heilige Stuhl sieben der Vorschriften für willkürlich und ungerechtfertigt erklärte. Der Gesandte hatte die Convention vorbehaltlich der Gutheißung des Königs unterzeichnet, der Erzbischof ohne eine solche Clausel in Bezug auf den Papst, dem das Vorgehen geheimgehalten werden sollte. Graf Spiegel, ein Mann der sich um die Neugestaltung der kirchlichen Dinge in der Rheinprovinz unleugbare Verdienste erworben und dessen Charakter und Gesinnung durch Publicationen allerjüngster Zeiten in weit vortheilhafteres Licht gestellt worden sind als dasjenige ist, welches diese unglückliche Transaction auf ihn geworfen hat, mochte hoffen, allerdings ein kühnes Hoffen, seine Autorität und die Schwierigkeit der Umstände würden es ihm möglich machen, für das Verfahren zu geeigneter Zeit die Billigung der Curie unter irgendeiner Form zu erlangen.

Aber nach einem Jahre lag er auf der Bahre, und sein Nachfolger Clemens August Droste zu Vischering war nicht der Mann, auf seiner Bahn weiter zu gehen, während überhaupt die ganze Sachlage sich änderte. Dies Bekanntwerden der Convention in nur der Form nach incorrecter Weise führte zur Ableugnung seitens des Gesandten vor dem um die Wahrheit wissenden Cardinal-Staatssecretär und zu dem Zerwürfniß mit dem neuen Erzbischofe. Man weiß daß nach Bunsens Rath dies Zerwürfniß mit der Verhaftung und Entfernung des Prälaten von seinem Bischoffitze endete.

An Bunsen hat die Hauptschuld gelegen, wenn der preußische Staat in die unhaltbarste Position gerieth, die durch manche Nebenumstände noch verschlimmert wurde und auf das Lebensende eines gerade wegen seiner Mäßigung und Besonnenheit und seines strengen Rechtssinnes allgemein verehrten Königs einen düsteren Schatten warf. Der Mann welcher Rom am besten zu kennen erachtet wurde und auf diese Kenntniß pochte, auch dann noch als die Sache schon offenbar verloren, sein persönlicher Ruf vor der Curie beeinträchtigt war, hatte seine falsche Beurteilung in einem Falle von allergrößter Wichtigkeit vor aller Welt documentirt. In seinem geradezu sträflichen Irrtum verharrte er bis zu dem Moment, wo er im Glauben, in dem gefangenen Erzbischof ein Pfand zum Unterhandeln in der Hand zu halten, Rom durch einen Act der Kraft imponirt zu haben, kurz vor Weihnachten 1837 aus Deutschland zurückkehrend auf dem Capitol anlangte und dort die Kunde vorfand, daß Papst und Cardinal ihn nicht empfangen würden.

Es war ein schwerer Schlag für den Mann — es war zugleich, und das war ernster, eine ungünstige Lage für den

Staat. Das so manche Jahre lang gute Einvernehmen zwischen Preußen und Rom, das ungeachtet einzelner Reibungen friedliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche waren gestört. Es konnte nicht fehlen, daß man auf beiden Seiten in den Recriminationen zu weit ging. Aber der Staat war im Nachtheil, sowol weil er in einer Frage dieser Art, wo die zartesten Rücksichten zu nehmen waren, mit einer sonst in Preußen sozusagen unbekannten Anwendung von Gewalt gehandelt, wie weil er Beschuldigungen politischer Natur Raum vergönnt hatte, die sich als grundlos erwiesen. Die Hauptschuld war bei dem, der durch irrige Auffassung der Sachlage, die er kennen mußte, die Dinge so weit gebracht und durch Mangel an Aufrichtigkeit, wo größte Klarheit geboten war, in erster Reihe sich selber, mittelbar den Prälaten, den er überredet, und den Staat, den er irregeführt, in bösen Leumund gebracht hatte. Wo war die Quelle des Uebels? In der Ueberhebung, die sich mehr und mehr bei ihm gebildet hatte, in der falschen Schätzung seiner Gaben wie seines Vermögens. Man hatte inderthat alles gethan, diesen bei ihm natürlichen Hang zu steigern. Längere Zeit hatte es geschienen, als wäre der Vertreter Preußens eine Macht in Rom. Seine tief eingreifende Betheiligung an den diplomatischen Reformprojecten für die Verwaltung des Kirchenstaats, welche den Unruhen von 1831—32 folgten und wobei er seinen Collegen meist durch genaue Kenntniß der localen Zustände überlegen war, ließ ihn als großen Staatsmann erscheinen. Seine philologisch-antiquarischen Kenntnisse und seine allgemeine gelehrte Bildung, durch reges Interesse gehoben, verschafften ihm, auf welchen etwas von dem nicht bestrittenen gelehrten Ruhm seines Vorgängers

zurückstralte, eine gewissermaßen exceptionelle Stellung. Seine gesellschaftlichen Verhältnisse, deren noch gedacht werden wird, und der Name, welchen die zahlreichen Landsleute seiner Frau ihm in ihrer Heimat machten, trug auch dazu bei. Die päpstliche Regierung, welcher daran lag mit dem mächtigsten protestantischen Staate, zu dem sie in regelmäßigen Beziehungen stand, einem Staate, der sich ihr bei der Restauration günstig erwiesen und Millionen katholischer Unterthanen hatte, in guten Verhältnissen zu bleiben, hatte sich immer rücksichtsvoll gegen ihn gezeigt; Papst Gregor XVI. begegnete ihm persönlich noch aufs freundlichste, als die unselige Ehefrage und des Gesandten Verhalten bei derselben schon mit einem kommenden Zerwürfniß drohten. Die Meinung, die man in Berlin noch von seinem Talent, seiner Besonnenheit, seiner Stellung hatte, als er sich allen Ernstes als künftigen Cultusminister sah, hat dann wesentlich beigetragen, seine hohe Meinung von sich selber noch zu steigern. Bis zu einer gewissen Zeit ist er von Berlin stets unklarer über sich zurückgekehrt, als er hingegangen ist.

Nun war die Krisis da: der Boden wich ihm unter den Füßen. Ich erinnere mich nicht, einen bedeutenden Mann so niedergeschmettert gesehen zu haben wie Bunsen war als er alle seine Berechnungen vernichtet sah. Doch es währte nicht lange. Die Elasticität seiner Natur gewann auch in diesem ernsten Moment das Uebergewicht. Als er das Capitol verloren sah, bat er es räumen zu dürfen. Als der Entschluß gefaßt war und während er auf die — nicht zweifelhafte — Entscheidung von Berlin zu warten hatte, war er ruhig und gefaßt. Er nahm sogleich die ägyptischen Forschungen wieder in die Hand, die er im vorausgegangenen

Sommer, als man ihn nach Berlin berief, unterbrechen mußte. Manetho und die Dynastien schienen ihn ebenso lebendig zu interessiren wie die cölner Frage. Die gewöhnlichen geschäftlichen Beziehungen zur päpstlichen Regierung ließ er in der Hand des Legationsraths von Buch, der sie seit dem letzten Sommer führte, beschäftigte sich eifrig und wenigstens dem Anscheine nach heiter mit den häuslichen und gelehrten Dingen und verließ am Morgen des 28. April 1838 mit den Seinigen Rom.

Es ist bekannt, was er zu seiner Frau von dem Suchen eines neuen Capitols sagte — es ist auch bekannt, was er von dem in das alte Capitol von seiner Hand eingetriebenen Nagel schrieb. Das neue Capitol hat er nicht gefunden — man saugt sich nicht zwanzig Jahre lang an einen Boden, namentlich einen welthistorischen fest, um über die Mitte des Lebens hinausgelangt nach gewaltsamer Trennung das Werk wieder zu beginnen. Der Haß aber gegen das katholische Rom, welchen sein geharnischtes Abschiedssonett verkündigt, hat bis zu seinem letzten Athemzuge gelodert. Dieser Haß entsprang aus persönlichen und aus allgemeinen Motiven. Er konnte seine Niederlage um so weniger verschmerzen, weil sie nach zwei Seiten hin zahlreichen Gegnern auf eclatante Weise Recht gab und seinen Nimbus gänzlich schwinden ließ. Er gab Rom schuld, was doch in der That *seine* Schuld war, einen Bruch mit Preußen herbeigeführt und aus Herrschsucht in einer principiell nicht zu lösenden Frage die Beziehungen der Regierung zu den Confessionen und der Confessionen zu einander gestört zu haben. Und doch war er im Vertrauen auf sogenannte nicht besonders würdige Geschicklichkeit der handelnde oder angreifende Theil, der eben erst einen Rückzug

anzutreten versucht hatte welcher die Sache nur verschlimmerte und die Stellung der Regierung noch mehr blosstellte, wenn man sich in Rom überhaupt auf Unterhandeln einließ. Dies erkannte auch der Kronprinz, welchen die ganze Angelegenheit um so peinlicher berührte, weil er den Frieden der Confessionen ebenso wie die größere Unabhängigkeit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete wünschte und beides gefährdet sah, während doch seine vertrauende Freundschaft für Bunsen ihm manches in einem Lichte erscheinen ließ, von dem man nicht gerade sagen konnte, daß es das richtige war. Es hat lange gewährt, bevor Friedrich Wilhelm IV. an manchen Erscheinungen im Denken, Reden und Thun Bunsens irre wurde. Auch dann hat jedoch die Treue seiner persönlichen Anhänglichkeit an den Mann sich nicht verleugnet.

Bunsens Handeln in dieser verhängnißvollen Angelegenheit ist ausführlicher betrachtet worden, als gegenwärtige Skizze, die selbstverständlich eine bloße Charakteristik sein soll, eigentlich zuläßt, weil es das Wesen des Mannes am besten erkennen läßt und weil es in die Geschicke des preußischen Staates am tiefsten eingegriffen hat. Doch auch aus einem anderen Grunde noch. Die Angelegenheit ist der Wendepunkt in Bunsens Leben gewesen. Der Mann nach 1838 war in mancher Beziehung ein anderer als der vor diesem Jahre, das mit seinem fünfundvierzigsten zusammenfiel. In einem Punkte jedoch blieb er auch in den noch folgenden zweiundzwanzig Jahren seines Lebens derselbe. Der tiefe Sturz schmälerte sein Selbstvertrauen ebensowenig wie seine ungewöhnliche Energie. Dies übermäßige Selbstvertrauen hat endlich die Katastrophe herbeigeführt, die seiner staatsmännischen Thätigkeit auf immer ein Ziel setzte. Bunsen,

ich wage es unverholen zu sagen, ist mir immer zum praktischen Staatsmanne ungeeignet erschienen. Nicht als hätte es ihm an Ideen, nicht selten an großen und schönen, an edlen Inspirationen und weitreichenden Anschauungen gefehlt: er hatte deren bisweilen nur zu viele. Er hatte Herz und freudigen Muth zur Ausführung und war bereit seine Person einzusetzen, während er mit voller Seele bei der Sache war. Aber er wußte nicht mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen, er unterschied die Grenzen zwischen Gedanken und Wirklichkeit nicht gehörig, was alles mit den Illusionen zusammenhing, die er sich über das eigene Vermögen machte. Es mit wenig Worten auszudrücken, würde ich sagen, daß er bei abendlichem Nachsinnen sich eine Vorstellung machte, über Nacht die Vorstellung zur Thatsache wurde und er am nächsten Morgen auf Grund dieser imaginären Thatsache handelte. Die Leichtigkeit seiner Combinationen hat manchen seiner Schriften sehr geschadet: in der geschäftlichen Praxis lag in derselben eine Gefahr, um so mehr, als die Grenze zwischen Wahrem und Falschem keineswegs klar genug hervortrat. Wer aber seine Briefe und Lucubrationen ansieht, wird sich der Betrachtung nicht verschließen können, wie er von einer Selbsttäuschung zur andern voranschritt, wie oft er eine große That vollbracht, einen entscheidenden Moment herbeigeführt, einen glorreichen Sieg erkämpft zu haben glaubte und Gott dankte, daß er dessen gewürdigt worden, und wie dann das Ganze gleich einer Seifenblase zerplatzte und die Welt ruhig weiter ging, bis irgend ein neues Project auftauchte, um auf gleiche Weise zu enden.

Nach einem Besuch in England zum Gesandten in der Schweiz ernannt durch denselben König, welchen er, der

Kronprinz hat es richtig bezeichnet, compromittirt hatte, und der ihn, während er ihn von Berlin fernhielt, doch nicht fallen lassen wollte, wurde er nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. mit einer besonderen Mission nach London betraut. Zweck war die Gründung des Bistums Jerusalem. Die Idee des Königs war eine schöne und großartige, die factischen Voraussetzungen, unter denen sich auch andere Confessionen mit derselben hätten einverstanden erklären können, erwiesen sich als illusorisch. Das praktische Resultat, obwol es als ein nicht geringer Erfolg Bunsens erschien und in gewisser Beziehung auch war, ist im Verlauf der Zeit immer mehr hinter dem glänzenden Bilde zurückgetreten, das einst dem Könige vorgeschwebt hatte. Und wenn einerseits die politische Grundlage, auf welcher dieser den Bau aufzuführen dachte, nicht vorhanden war, so weckte andererseits die aus den Einleitungen hervorleuchtende Tendenz in der preußischen Landeskirche Zweifel, Bedenken, Antipathien, die sich durch Friedrich Wilhelms IV. ganze Regierungszeit hindurchgezogen haben. Die thatsächliche Entwicklung, die sich zu dessen Idee ungefähr ebenso verhält, wie Papst Julius' II. Grabmal in San Pietro in vincoli zu Michelangelo's erstem Entwurf, gehört natürlich nicht hierher. Die Verhandlungen trugen dazu bei, Bunsen dem Könige noch näher zu bringen, und ihn in dessen religiöse und politische Ideen, Pläne, Vorkehrungen hineinziehen zu lassen, da es sich nun um concrete Fälle, Fälle von größter Bedeutung handelte.

Die Zeit der schweizerischen Mission, der Landaufenthalt in der Nähe Berns mit seiner beruhigenden Einwirkung nach den Stürmen der vorausgegangenen Tage war namentlich der Vollendung literarischer Arbeiten gewidmet gewesen, die ab-

gesehen von den ägyptischen Forschungen, Kirchliches in Bezug auf Architektur wie auf Musik betrafen. Allerdings war es nach dem vielseitigen Reichtum des römischen Lebens ein gewaltiger Abstich. Sein Haus auf dem Capitol, dieser Palazzo Caffarelli, dessen Erwerbung für Preußen man ihm verdankt und auf immer danken sollte, bot einen Mittelpunkt dar, wie eine Gesandtschaftswohnung einen ähnlichen vielleicht nie gehabt hat. Nicht für die elegante Welt — diese fand hier nicht Raum noch Stoff, aber für Wissenschaft, Literatur und Kunst. Nicht Landsleute nur, Fremde aller Nationen erfreuten sich der Aufnahme, der Unterstützung in ihren Anliegen, des Rathes. Von der Gelehrtenwelt und der für deren Interessen und Zwecke von hier ausgegangenen Stiftung ist bereits die Rede gewesen und wird ferner noch gelegentlich gehandelt werden. Den bildenden Künsten und der Musik wurden ähnliche Pflege und Ermunterung zu Theil, und des Hausherrn geläuterter Geschmack bürgte dafür, daß das Verdienst zur Geltung kam. Mancher hat Bunsen sein Glück zu verdanken, und nächst Alexander von Humboldt wüßte ich keinen, der in ähnlichem Maße, vielleicht in noch weiterem Umfange als dieser, Vorwärtsstrebende ermuntert und mit Rath und That gefördert, durch sein Verhalten zu ihnen verpflichtet hätte.

Der Aufenthalt in England, als er dort an Stelle des an die Spitze des auswärtigen Amts berufenen Freiherrn von Bülow die Gesandtschaft übernahm, knüpfte an ältere Beziehungen aus verschiedenen Zeiten an. An die zahlreichen aus Rom stammenden Bekanntschaften schlossen sich die neuerdings im Lande selber gemachten. Es ist nicht zum Verwundern, wenn er gut aufgenommen wurde. Rom

war eine Weltbühne, seine dortige Stellung war eine sehr glückliche gewesen, er hatte England kennen gelernt, ohne dort gewesen zu sein, mit der Aristokratie und mit der politischen wie mit der Gelehrtenwelt war er in fortwährender Berührung gestanden. Der Umstand, daß England in Rom keinen officiellen Vertreter hatte, da der hannoversche Ministerresident ungeachtet seiner guten persönlichen Verhältnisse und seiner vielfachen literarischen wie künstlerischen Interessen doch nur in beschränktem Maße eine solche Stellung auszufüllen vermochte, war für den preußischen Gesandten ein Grund mehr gewesen, sich den Landsleuten seiner Frau nützlich und angenehm zu machen. Er hatte manches, was ihn gerade den Engländern empfehlen mußte. Eine glückliche Mischung von Ernst und Heiterkeit, Fülle mannigfaltigster Kenntnisse bei leichter Anwendung derselben, eine gewisse Autorität, die nicht frei von schulmeisterlicher Haltung, doch nicht in eigentliche Pedanterie verfiel, sodaß er nicht wenige begabte Frauen angezogen hat, unermüdliche Thätigkeit, Beherrschung der Sprache. Seine beste Zeit war nach dem Abgang von Rom dennoch vorüber. Ich weiß nicht, ob er dies selber empfunden hat, denn die große geistige und geschäftliche Thätigkeit, in welche er gerieth, mochte etwas Betäubendes haben. Die Frische der Empfindungen und Anschauungen war geschwunden, ohne durch größere innere Sammlung in gleichem Maße ersetzt zu werden. Abspannung und Erhitzung, schon in der letzten römischen Zeit sichtbar, mehrten sich. So trat auch der Wechsel in seinem Aeußern mehr hervor. Bunsen hatte edle schöne Züge mit geistvoll lebendigem Auge und einnehmendem Ausdruck. Seine treffliche Marmorbüste, von Emil Wolff in Rom gearbeitet,

zeigt ihn in voller Männlichkeit. Körper und Haltung entsprachen dem Kopfe nicht, namentlich als er stärker wurde und das Mißverhältniß des kurzen Halses mehr hervortrat, während zugleich die Gesichtsfarbe, in ein Violettroth übergehend, auf beginnenden Mangel im Blutumlauf schließen ließ. Die aufregende Lebensweise, die späten Stunden, die häufigen großen Gastmale Londons waren für ihn Uebelstände, denen wiederholter Landaufenthalt nicht entsprechend steuern konnte.

Als er zum ersten Male im Jahre 1838 nach England kam, walteten dort auf kirchlichem Gebiete Zustände und Regungen ob, welche seinem Erscheinen in gewissen Kreisen Bedeutung verliehen. So die katholisirenden Tendenzen bei einem geistig hochstehenden Theile des anglicanischen Clerus, wie die wachsende Wichtigkeit der Frage von den Beziehungen zwischen Kirche und Staat boten Bunsen eine Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen, die er nicht verschmähte. Wenn die Opposition gegen Rom und die katholische Kirche und der Argwohn wegen römischer Uebergriffe, die in England stets sicher sind Anklang zu finden und Boden zu gewinnen, sich in gewissen Kreisen wieder steigerten, nachdem wenige Jahre zuvor verschiedene Tendenzen die Oberhand zu gewinnen geschienen hatten, so ist Bunsens Einfluß darauf nicht gering anzuschlagen. Seine heftige Abneigung gegen katholische Kirche und Papsttum ist damals immer unverholener an den Tag getreten und zeigt sich namentlich in seinen Briefen zu einem grimmigen Hasse gesteigert, der selbst den Gebrauch von Ausdrücken und die Kundgebung von Stimmungen und Urteilen nicht verschmäht, wie sie in den Tagen der heftigsten Kämpfe der Reformationszeit gäng und gäbe waren, ein Haß,

der sich nicht scheut, gewissermaßen zum Angriff auf katholische Institute zu ermuntern. Und es ist sehr charakteristisch, wie er sogar die Verwirklichung der großen und edlen Idee des Königs, welche der Wiederbelebung des Schwanenordens im Sinne einer über den Bekenntnissen stehenden Institution christlicher Wohlthätigkeit zu Grunde lag, alsbald als eine geistige Macht gegen Rom auffaßte und begrüßte, als eine Idee, welche Rom vernichten müsse, wenn sie in das Leben der Gegenwart eintrete!

Seine Stellung in England war eine gute. Er hatte den geistlichen und ernsten literarischen Theil der Nation für sich, während er, ungeachtet gewisser Unverträglichkeiten, zu der Aristokratie in Beziehungen stand, wie sie für den Vertreter eines großen Staates paßten. Sein intimes Verhältniß zum Oberhaupt dieses Staates und dasjenige zum preußischen Königshause, welches sich in den zum Theil nicht bedeutungslosen Besuchen von Mitgliedern dieses Hauses aussprach, fand ein Corollar in seinen Beziehungen zum Prinzen Albert und dadurch zur Königin. Seine Wohnung am Eingange des Westminster Park, auf Carlton Terrace, anfangs das Haus Lord Stuarts de Rothsay, dann ein benachbartes größeres welches für Preußen erworben wurde, entwickelte nicht den Glanz mancher Ambassaden — dazu paßten weder die Verhältnisse noch seine persönlichen Traditionen — aber es entsprach der Stellung. In kleinen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er nichts Kleinliches in Geldsachen. Er war generös für öffentliche, wohlthätige, literarische Zwecke. Man lebte einfach aber gut; schon in Rom, wo Localität und Haushalt und pecuniäre Dinge beschränkt waren, herrschte vollkommene Gastfreiheit; wer eintrat setzte sich mit zu Tische

so lange Raum da war, und nahm fürlieb mit dem, was das sehr einfache Menu bot. In London waren immer Gäste da, auch auf längere Zeit. Es war ein äußerst geselliges Haus, in welchem alles sich behaglich fühlte. Der gewöhnliche Kreis war ein nicht kleiner und stets wechselnder, je nachdem von Kindern, Schwiegertöchtern, dann Enkeln und anderen Angehörigen und von Besuchern die Einen oder die Andern anwesend waren. Bunsen war im geselligen Verkehr liebenswürdig. Er hielt an seinen Meinungen fest, aber er war nicht streitsüchtig, factische Belehrung nahm er gerne an. Alle, die in gelehrten Dingen mit ihm gearbeitet, können ihm dies Zeugniß geben. Der ungewöhnliche Umfang seines Wissens und seine vielseitige Erfahrung machten die Conversation mit ihm angenehm. Sein Urteil mochte gelegentlich scharf sein, böswillig war es nicht. Seine akatholische Gesinnung ist im persönlichen Umgange soviel ich beurteilen kann (nach dem Jahre 1846 bin ich freilich nur gelegentlich mit ihm zusammengetroffen) nicht hervorgetreten. Abgesehen von dem religiösen Standpunkte bin ich vielfach ganz verschiedener Meinung gewesen, was ihm vollkommen bekannt war. Aber er ist im Umgang immer freundlich und theilnehmend geblieben, hat mich nie zu beeinflussen gesucht, sodaß es mir namentlich in London in seinem Hause behaglich gewesen ist, mochte ich auch fühlen daß eine Scheidewand da war.

Die verschiedenen großen Interessen, Fragen, Vorgänge, welche einander während der späteren Hälfte von Bunsens Mission in England drängten, ohne daß er, obgleich vielfach in dieselben hineingezogen, eigentlich durchschlagenden

Einfluß geübt hätte, können hier nur kurz berührt werden. Sie sind der erste Anlauf zum Constitutionalismus in Preußen, die Februarrevolution mit ihren Folgen für Deutschland, die Bestrebungen zur Bildung einer deutschen Reichsverfassung mit dem Antrag der Kaiserkrone an den König, die preußische Verfassung, das Napoleonische Kaiserreich, der Krimkrieg. Die Gegensätze zwischen dem Könige und seinem Gesandten sind in allen diesen Fragen mehr und mehr hervorgetreten. Wirklich einverstanden sind sie nie wieder gewesen — die Ablehnung der Kaiserkrone hat Bunsen dem Könige nie vergeben. Man verstehe mich nicht unrecht, er hat sie für einen großen politischen Fehler gehalten, während Friedrich Wilhelm IV. unzweifelhaft in der Wahrheit und im Rechte war. Auch die nach beiden Seiten hin streng neutrale Stellung Preußens im Krimkriege hielt er für einen politischen Fehler. Man weiß, wie seine stark nach Eigenmächtigkeit schmeckenden Versuche, diese Stellung zu Gunsten des Anschlusses an England zu ändern, das Ende seiner diplomatischen Thätigkeit herbeiführten. Zum zweitenmale mußte er, im Verlaufe von sechzehn Jahren, um seine Abberufung einkommen. Er verließ England im Juni 1854. Es liegt etwas unendlich Tragisches in der Wahrnehmung, wie der König immer noch fortfuhr, sein Herz mit seinen Wünschen und Anliegen vor dem Diplomaten zu öffnen, während dieser, der in dem von seinem Souverän verabscheuten Sonderbundkriege von 1847 den Sturmbock gegen die katholische Kirche angejubelt und in der berliner Märzrevolution ein „wahres Himmelskind“ begrüßt hatte, wohlgemuth mit vollen Segeln mit dem englischen Premier auf

den Wassern jenes Liberalismus fuhr, von welchem Friedrich Wilhelm IV. vonvornherein geurteilt hatte, daß er dem Greuelkinde der Revolution, dem Radicalismus als Verleugnung von Gott und Christus den Weg bahne. Noch trauriger jedoch und geradezu unerklärlich ist es, wenn wir den König, der treu festhielt an seinem protestantischen Bekenntniß, in seinen Entwürfen für Umgestaltung des Kirchenwesens noch in seinen letzten Zeiten Hilfe suchen sehen bei dem Manne, dessen Christentum sich vollständig verflüchtigt hatte, der in der Dogmengeschichte keine organische Entwicklung, sondern die Krankheitsgeschichte einer theologischen Narrenzeit sah und nebenbei aus lauter Friedensliebe die Gegner seines neuen Evangeliums und altgläubigen Lutheraner nicht besser behandelt wissen will als Ultramontane und Jesuiten.

Ich werde seiner in Bezug auf den König noch einmal im weitern Verlauf dieser Darstellung erwähnen. Hier aber ist noch seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu gedenken, welche zwei Hauptfelder gehabt hat, das theologische und das antiquarische, beide in engen Beziehungen zur Geschichte. Bunsens Vorzüge und Fehler im amtlichen Leben wiederholen sich auf literarischem Felde. Er besaß gleich großen Reichtum an Wissen wie an Ideen, Leichtigkeit der Conception und der Gestaltung wie der Arbeit überhaupt, Lebendigkeit und Gewandtheit der Form, wenngleich ohne Präcision wie ohne eigentliche Beredsamkeit. In vielen Fächern war er zu Hause; was ihm hie und da an Gründlichkeit abging, ersetzte er scheinbar durch glückliche oder wenigstens plausible Combination, worin aber auch wieder eine Gefahr für ihn

lag. Sein ursprüngliches Fach war, wie schon angedeutet, das philologische mit besonderer Beziehung auf orientalische Linguistik und Wissenschaften, in Verbindung mit theologischen Studien. Erst in Rom wandte er sich, theils durch den Boden angezogen, theils durch Niebuhr angeregt, römischer Geschichte nebst Antiquitäten zu. Jahrelang schienen sie seine literarische Hauptbeschäftigung zu bilden, und dennoch dürfte, seinen eignen Worten wie seiner Richtung in spätern Zeiten zufolge, sein Interesse an denselben nur ein secundäres gewesen sein. In der That hat er in der römischen Geschichte selbstthätig nichts geleistet, in den Antiquitäten nichts von bleibender Bedeutung. Seine Arbeiten bezogen sich vorzugsweise auf die Topographie des alten Rom, ein Boden, von welchem man weiß, wie er in dem letzten halben Jahrhundert und drüber umgewühlt und wieder umgewühlt worden ist, und wie geringe Stabilität sich herausgestellt hat. Das Werk, von welchem ein Haupttheil Bunsen zufällt, die „Beschreibung der Stadt Rom", auf mangelhafter Grundlage ohne festen Plan noch Berechnung von Umfang und Mitteln unternommen und ohne Einheit in der Ausführung, entspricht heute, etwa mit Ausnahme der archäologischen Beschreibung der vaticanischen Sammlungen und einiger Theile der Regionarbeschreibung, wissenschaftlichen Anforderungen nicht mehr, was keinen wundern wird, der da weiß, wie seitdem auf allen hier in Betracht kommenden Gebietstheilen gearbeitet, geschafft, gegraben, ein Urkundenfeld gleichsam entdeckt worden ist. Bunsens bedeutendste topographische Arbeit, die über die Foren, von Anfang an (1837) theilweise problematisch, hat begreiflicherweise im Verlauf der Zeit große

Veränderungen erlitten, aber sie hat doch Sätze festgestellt, die noch kurz zuvor mit nicht geringem Aufwande literarischer Gelehrsamkeit und fleißiger Autopsie verneint worden waren.

Mehr aber, unendlich mehr als durch seine Schriften, obgleich sie für ihre Zeit nicht ohne Bedeutung waren, hat Bunsen durch die That für die Altertumskunde erreicht. Die Gründung des Instituts für archäologische Correspondenz wird seinen Namen bei allen denen in Ehren halten lassen, denen der Fortschritt der Wissenschaft, die Verallgemeinerung und damit die Fruchtbarwerdung der Beziehungen und ihrer Resultate, und in Verbindung damit der Ruhm des preußischen Staates auf dem großen Culturboden etwas gelten. Es kommt hier nicht darauf an, wie viel nicht blos von dem Gedanken sondern auch von der Grundlegung Andern angehört. Ohne Bunsen würde Eduard Gerhard unvermögend gewesen sein, irgend etwas zu schaffen, was über den Kreis eines beschränkten, von den mit den römischen Verhältnissen zusammenhängenden Zufälligkeiten abhängigen literarischen Privatvereins hinausgegangen wäre. Auch Bunsens kühne Phantasie konnte den Umfang und die Bedeutung nicht ahnen, welche das im Jahre 1829 gegründete Institut im Laufe der Zeiten, zum Theil erst nach seinem Tode erlangt hat. Aber sein richtiger Blick hat sogleich die rechte Form erkannt, welche im wesentlichen, nach einer übelberechneten und nicht durch ihn veranlaßten, zum Glück kurzlebigen Aenderung für die Publicationen bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben ist. Wer aber die ersten Verzeichnisse der Theilnehmer des Instituts ansieht, wird gewahren, wie

er seine glückliche äußere Stellung benutzte, der neuen Stiftung vom ersten Moment an den Charakter der Universalität aufzudrücken, welcher ihr geblieben ist und, mochte anfangs etwas Klingklang mit unterlaufen, ihr so große Bedeutung gesichert hat.

Zu Bunsens Gaben und Verdiensten hat es gehört, daß er so manche, namentlich jüngere Gelehrte an sich zu ziehen wußte, die in lebendiger Wechselbeziehung seine wissenschaftlichen Pläne förderten und von ihm gefördert wurden. Seine öffentliche Stellung kam ihm dabei selbstverständlich sehr zu statten, sein lebendiger Antheil an der Wissenschaft und seine nicht minder lebendige Theilnahme an den Personen ließen ihn diese Stellung ausgiebig benutzen. In den späteren römischen Jahren, Jahre vielfacher Thätigkeit, welche ohne den fressenden Krebs der Mischehenfrage zu den glücklichsten gehört hätten, zog sich um ihn ein stets sich erneuernder und modificirender Kreis, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, aber durch seine Einwirkung mit einer gewissen Convergenz der Bestrebungen. Eduard Gerhard, sein vornehmster Mitarbeiter bei der Gründung des Instituts wie an dem antiquarisch-kunsthistorischen Theile der Beschreibung Roms, Wilhelm Röstell, für die canonistischen Arbeiten und Geschäfte der Gesandtschaft beigegeben, zugleich mit einer Untersuchung über die unterirdische Todtenstadt beschäftigt, welche eine treffliche Anschauung des vor den großen neueren Entdeckungen bestehenden Zustandes giebt, Julius Ambrosch und L. Urlichs, Beide vorzugsweise topographischen Forschungen gewidmet, O. Kellermann, welcher die Inschriftensammlung begann, die längere Zeit nach seinem frühen Tode

von der berliner Akademie mit großen Mitteln wieder aufgenommen wurde, Wilhelm Abeken, der sich die Erforschung der Culturzustände in Mittelitalien bis zu der Ausbreitung der Römerherrschaft zur Aufgabe wählte. Im Jahre 1836 trat Richard Lepsius in diesen Kreis als einer der Secretäre des archäologischen Instituts, in dessen Bereich neben dem griechisch-römischen Altertum nun auch das ägyptische hineingezogen wurde, wovon man später wieder abgekommen ist. Andere Richtungen verfolgten Heinrich Abeken, mehr durch intime Beziehungen zur Bunsenschen Familie als durch eigentlichen Beruf zum Gesandtschaftsprediger geworden, in kirchlicher Archäologie erfahren, Lepsius' Reisebegleiter in Aegypten, von vielseitiger Bildung und geschäftlicher Gewandtheit, die ihm später in ganz verschiedenem Berufe und unter stark wechselnden Conjuncturen zu nicht unbedeutender Stellung verholfen haben. Carl Meier von Rinteln, mit archäologischen und etymologischen Forschungen beschäftigt, Albert Dressel u. A. Felix Papencordt gelangte durch Bunsen zum Genuß einer durch ihn wieder belebten ermländischen Stiftung, welche ihm mehrjährigen Aufenthalt in Italien ermöglicht hat. Wenn zu der langen Liste dieser meist schon früher erwähnten römischen Beziehungen von den englischen noch Max Müller gefügt wird, so zeigt es, wie vielfach und mannigfach Bunsen auf die jüngere Welt eingewirkt hat.

Der Umgang mit Lepsius hat wesentlich auf das Werk „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" Einfluß gehabt, das in der letzten römischen Zeit begonnen, erst in London 1852 vollendet worden ist. Man hat an demselben sowol mangelhafte Grundlage wie namentlich in dem historischen

Theile Willkür der Combinationen getadelt, und wenn es kaum ein Vorwurf ist, daß heute, nach so vielen neuen Resultaten auf diesem Felde, kaum irgend eine Partie des Buches noch wirkliche Brauchbarkeit bewahrt, so war der Mangel an Gründlichkeit vonvornherein offenbar. Aber es wäre ein Unrecht, die Fülle des Thatsächlichen und den Reichtum an Anschauungen in diesem Buche zu verneinen, welches mehr Wirkung hervorgebracht haben würde, wäre es nicht inmitten der stufenweisen Bereicherung der Aegyptologie durch bedeutende Entdeckungen und sprachliche Forschungen ans Licht getreten, die manche seiner Resultate sogleich in Frage stellten, wenn sie dieselben nicht umstießen. Eine Frucht des londoner Aufenthaltes ist der Hippolytus, dessen Haupttheil im Jahre 1852 erschien. Hier befand sich Bunsen auf dem ihm homogensten Terrain, Kirchengeschichte im Zusammenhang der Doctrin mit der Verfassung und den Formen des Cultus. So viele Kritiken das Werk hervorgerufen hat, die zum Theil dessen ganzes Fundament verneinten und somit zu anderen Ergebnissen kamen, die auch die Frage der Papstgewalt berührten, so hat doch keine derselben Gelehrsamkeit und Scharfsinn des Verfassers in Abrede gestellt. Die an Formlosigkeit streifende Weitschweifigkeit theilt dies Werk mit anderen seiner Schriften. Er war ein rascher und unermüdlicher Arbeiter, und die Gedanken flossen ihm mit größter Leichtigkeit und Continuität in die Feder. Aber er ließ sich durch diese Leichtigkeit von gründlicher Prüfung derselben abhalten, während er sich nicht die Zeit gönnte, die Form zu glätten und namentlich zu condensiren. Gleich seinen amtlichen Schriftstücken, die nicht selten von ermüden-

der und verwirrender Breite und Ueberhäufung mit unwesentlichem Detail sind, leiden seine literarischen Arbeiten an und unter diesem Mangel, und auch dieser Umstand hat neben andern dazu beigetragen, Bedeutung und Wirkung ernsterer Werke zu schmälern, ja zum Theil zu vernichten. Vielleicht würde größere Präcisirung der Form ihn selbst auf bedenkliche Mängel in der Entwicklung der Gedanken und der aus denselben gezogenen Folgerungen, die mit der Willkür der Prämissen Hand in Hand gehen, aufmerksam gemacht haben. So ist es gekommen, daß von seinen zahlreichen Schriften, mag immerhin das Verdienst des Einzelnen Anerkennung finden, mögen sie noch so fruchtbare Gedanken enthalten, nicht eine als Ganzes bleibende Bedeutung bewahrt. Seine ganze politisch-kirchliche literarische Thätigkeit seit 1848 zeigt nicht sowol die Entwicklung als die unablässige Wandlung seiner Ideen und erklärt die immer zunehmende Divergenz zwischen denselben und denen des Königs, auf welche noch hingewiesen werden wird. Friedrich Wilhelm IV. hat dasjenige Werk, welches Bunsen als Schlußstein seines literarischen Wirkens, ja seiner ganzen Laufbahn ansah, das „Bibelwerk für die Gemeinde" nicht erlebt; der Autor selbst hat Vollendung und Mißerfolg dieses Werkes nicht erlebt, an welches er nach dem Aufhören seiner diplomatischen Thätigkeit all seine Kraft setzte. Wer weiß ob er, dem Ende seiner Tage nahe, Sammlung genug gewonnen hat, um den Unterschied zwischen seinen Anschauungen, ich möchte sagen zwischen seinem Ich vergangener Tage und dem Standpunkt zu erkennen, auf welchem er, in trauriger aber unabweisbarer Consequenz angelangt war. Derjenige Theil dieser umfassenden Arbeit, welcher deren Abschluß bilden sollte,

das Leben Jesu, war entworfen aber nicht überarbeitet, als er abberufen wurde. Selten hat die Lectüre eines Buches mich so traurig gestimmt, wie die der letzten Gabe eines Mannes, dessen Geist und Herz mir, ungeachtet aller Gründe zur Disharmonie, Anerkennung auflegten und Zuneigung einflößten. An den Schluß gelangt, habe ich ihm schmerzlich fragend nachgeblickt, auf dem Nebelpfade, auf dem er seinen gekreuzigten und nicht gestorbenen, somit nicht auferstandenen Weltheiland verschwinden läßt.

IV.

Römiſche Miſſion des Grafen von Brühl.

Vom erſten Moment ſeiner Regierung an iſt König Friedrich Wilhelm IV. entſchloſſen geweſen, alles was an ihm lag, zu thun, um dem Hader zwiſchen dem Staate und der katholiſchen Kirche ein Ende zu machen. Seiner ganzen Natur nach mußte dieſer Hader ihm höchſt peinlich ſein, und er hat deſſen ſchlimme Einflüſſe während der beiden letzten Jahre ſeines Vaters zu ermeſſen volle Gelegenheit gehabt. Er hat ebenſo ermeſſen, wie die Anfänge des Streites auf größtentheils irrigen Vorausſetzungen beruhten. Er hatte in kirchlichen Dingen eine großartige Anſchauung. In ſeinem ganzen Leben hat er dieſelbe documentirt, und wenn in ſeinen Ideen Unausführbares war, ſo beruhte daſſelbe doch auf liebevollem und tiefem Eingehen wie auf der klaren Erkenntniß der Mängel in Weſen und Conſtitution ſeiner Kirche, Mängel, denen er bis an das Ende ſeiner noch freien Thätigkeit abzuhelfen bemüht geweſen iſt. Während er feſt in ſeinem proteſtantiſchen Bewußtſein ſtand, welches er zu Zeiten, neueren Vorkommniſſen in der katholiſchen Kirche gegenüber, mit großer Schärfe ausgeſprochen hat, hatte er doch ein Herz für dieſe Kirche. Eben die Erkenntniß der Gebrechen der

unsichern und unfreien Stellung des Protestantismus würde ihn die feste Grundlage derselben auch dann haben schätzen lassen, wenn er nicht ein so gründlicher Kenner der Geschichte des Christentums von seinen Anfängen an gewesen wäre und zwischen wahren wie vorgeblichen Schäden späterer Zeit so gut unterschieden hätte; wenn ihm nicht die durch den im 16. Jahrhundert vollendeten Bruch mit der Tradition erzeugte Schwäche lebendig vor der Seele gestanden wäre, mochte er auch im einzelnen eine Auffassung an den Tag legen, welche den ihm von manchen Seiten her gemachten Vorwurf des Kryptokatholicismus geradezu lächerlich erscheinen läßt. Und dann, er wollte mit seinem Volke in Frieden leben: nicht mit den Anhängern der einen Confession, mochten sie auch die numerisch stärksten sein, nein, mit dem ganzen Volke. Er durchbrach den beengenden Kreis eines unter dem Einfluß der sowol der alten Kirche wie dem alten Reich feindseligen Reformation, namentlich vom 17. Jahrhundert an entwickelten Princips, soferne es sich um Unabhängigkeit der katholischen Kirche in ihren innern Angelegenheiten handelte. Der Jubel, mit dem ihm bei seiner Thronbesteigung auch von den Millionen Katholiken gehuldigt wurde, mußte ihn in seinen Anschauungen bestärken. Die von dem katholischen Rheinland während der beiden letzten durch die Wirren getrübten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. bewiesene Treue und gesetzliche Haltung hatten ihren Eindruck nicht verfehlen können und, schon ehe er König wurde, jene Eindrücke verwischt, unter denen er zeitweilig zu Ende 1837 gestanden sein mag. Er verhehlte sich nicht, daß man einen schweren Irrtum begangen hatte, und war entschlossen, die Versöhnung anzustreben.

Der König hatte erkannt, daß die politischen Besorgnisse, denen man, Gott weiß durch welche Täuschung verleitet, bei der gewaltsamen Behandlung der Frage der Gemischten Ehen seitens der Regierung so weiten Spielraum gestattet hatte, und der Argwohn eines Zusammenhanges mit auswärtigen revolutionären Plänen aus der Luft gegriffen waren. Er hatte mit der Wahrheit und Aufrichtigkeit, die einen Grundton seines Wesens bildeten, ebenso erkannt, daß man von gouvernementaler Seite bei der Behandlung der Frage einen falschen Weg eingeschlagen, den Boden der römischen Abmachungen, auf dem man zu stehen vorgab, verlassen, Rom zur Klage Grund geboten hatte. Seine Anschauung vom Wesen der Kirche sagte ihm, daß es sich um eine Angelegenheit handelte, in welcher das kirchliche Gesetz maßgebend sein mußte, welches den nicht verpflichtete, der ihm Anerkennung versagte, aber seinerseits weltlichem Gesetze nicht unterliegen konnte, während nur offenbare Verkennung der Sachlage zu der Behauptung führte, daß es den confessionellen Frieden störte.

Dennoch war die Stellung des Königs nicht leicht. Er durfte die Autorität des Staates nicht gefährden. Er hatte mit einer großen protestantischen Partei zu rechnen, welche aus sehr verschiedenen Motiven den katholischen Standpunkt nicht gelten lassen wollte. Er wich von dem ab, was unter seinem Vater gewissermaßen zum System geworden war, indem man in einer die beiden Confessionen betreffenden Angelegenheit mit derselben Consequenz verfahren zu können oder verfahren zu müssen glaubte, mit welcher man z. B. die Union durchzuführen suchte. Dies war in solchem Maße der Fall gewesen, daß derjenige, welcher die Geschichte der un-

seligen Frage aufmerksam verfolgt, unschwer erkennt, wo Anfang und Ende der freiwilligen Schuld des Diplomaten liegen, der in derselben die Hauptrolle gespielt hat, wo andrerseits eine von ihm unabhängige Action ihr Feld gehabt und ihren mächtigen Einfluß, nicht am wenigsten auf ihn selbst geübt hat. Wer die Umstände und Zustände erwägt, wird es Friedrich Wilhelm IV. um so höher anrechnen, daß er so entschlossen und so rasch die Dinge in die Hand nahm. Es waren nicht anderthalb Monate seit seiner Thronbesteigung verflossen, als er den Mann zu sich beschied, den er mit einem vertraulichen Auftrag nach Rom zu senden beschlossen hatte.

Friedrich Wilhelm Graf von Brühl war am 16. Juni 1791 zu Berlin geboren. Sein Vater Carl Adolf war der zweite der vier Söhne des sächsischen und polnischen Premierministers Heinrich Grafen Brühl, an dessen Namen und Wirksamkeit man sich auch heutigen Tages noch zuerst erinnert, wenn man der Kämpfe Friedrichs des Großen mit seinem nächsten südwestlichen Nachbar gedenkt. Der Sohn des Mannes, welcher den Antagonismus zweier deutschen Staaten in Person repräsentirte, und in dessen Park zu Pförten in der Niederlausitz ich noch vor fünfundzwanzig Jahren das ausgebrannte Schloß als trauriges Wahrzeichen dieses Antagonismus gesehen habe, wurde General der Cavallerie in preußischem Dienste und stand in vertrauten Beziehungen zum Hofe des jungen Königs Friedrich Wilhelm III., der ihn zum militärischen Gouverneur des Kronprinzen wählte. Dieser hatte an dem um vier Jahre ältern Fritz Brühl einen Genossen seiner Kinderspiele. Graf Carl Adolf starb als der Sohn erst elf Jahre zählte, und hinter-

ließ außer ihm eine Tochter, welche Gemalin des genialen Carl von Clausewitz wurde. Der junge Brühl begann seine militärische Carriere im preußischen Heere, trat in schwerer Zeit in den österreichischen Dienst, war jahrelang Adjutant des Erzherzogs Carl, kehrte nachmals in die heimatlichen Verhältnisse zurück und nahm, mit einer Tochter des Feldmarschalls Grafen Gneisenau verheiratet, als Oberstlieutenant den Abschied, um auf einem in der Lausitz erworbenen Gut seine späteren Jahre dem Landleben zu widmen. Diesem Vorsatze machte, ihm völlig unerwartet, das Jahr 1840 ein Ende.

Graf Brühl ließ sich den Auftrag, den der König ihm gab, nicht träumen. Er gestand seinem hohen Herrn seine äußerste Ueberraschung wie seine gänzliche Unbekanntschaft nicht blos mit diplomatischen Dingen sondern speciell mit der hier in Betracht kommenden schwierigen Angelegenheit. Der König erwiderte, er habe ihn zu dem Auftrage ausersehen, eben weil er der bisherigen Behandlung der unglücklichen Frage ferne stehe und in keine Beamten-Kategorie gehöre, sodann weil er als Katholik in Rom auf größeres und entgegenkommendes Vertrauen rechnen dürfe, während dies Vertrauen ihm von seiner, des Königs Seite, vollkommen gesichert sei. Es handele sich überdies vorerst auch nur darum, Terrain und Dispositionen kennen zu lernen und eine Basis für künftige Unterhandlungen vorzubereiten. Der König traf eine glückliche Wahl. Graf Brühl war ein Mann von klarem Verstand, obgleich nicht von glänzendem Geiste, und von dem wärmsten, trefflichsten Herzen, edel und feinfühlend, offen und gerade; ein Mann von Welt, der stets in den ersten Kreisen gelebt, ruhig, heiter und gemüthlich, mit einem

Anfluge von Weichheit, die später dem Druck öffentlichen Unheils in aufgeregter Zeit nicht standgehalten hat. Er hat sich immer als wahrer Sohn der katholischen Kirche gezeigt, aber seine Anschauungen waren durch die herrschenden Meinungen des vorigen Jahrhunderts beeinflußt, und der, welcher von dem Grafen Brühl gesagt hat, er sei seiner Parteistellung nach den Kreisen des Erzbischofs von Droste nahegestanden, befindet sich im völligen Dunkel über seinen Charakter. Auch seine Familientraditionen weisen auf das Gegentheil solcher Parteistellung hin, da er, der Sohn einer Protestantin, mit einer Protestantin vermält, in dem eigenen Geschlechte beide Confessionen vertreten sah. Seine Freundschaft mit dem Grafen Leopold Sedlnitzky, dem nur zu bekannt gewordenen Fürstbischof von Breslau, mag auch auf seine religiösen Anschauungen eingewirkt haben, wenn dieser überhaupt der Mann war, irgend welchen Einfluß in solcher Beziehung zu üben. Ich habe den Grafen Sedlnitzky im Brühlschen Hause kennen gelernt und gestehe, daß ich ähnliche Unbekanntschaft mit kirchlichen Dingen bei einem Manne von seiner Stellung, gegen dessen Charakter ich übrigens nicht das Geringste sagen will, nicht für möglich gehalten hätte.

Im Spätsommer 1840 kam Graf Brühl in Rom an, völlig unerwartet auch dem königlichen Geschäftsträger, welcher wie ich bereits erzählt habe nach Bunsens Abgang zu Anfang 1838 die laufenden Geschäfte, zu denen damals alle geistlichen Ausfertigungen gehörten, in der Hand behalten hatte. Während jedoch diese laufenden Geschäfte in gewohnter Weise erledigt wurden und Herr von Buch, ein ruhiger, verständiger, in allen diplomatischen Dingen wohlbewanderter

Mann, persönlich eine gute Stellung hatte, war die Streitfrage auf demselben Standpunkte geblieben. Die Aufnahme, welche Graf Brühl von vorneherein beim Cardinal-Staatssecretär Lambruschini fand, konnte zu Verhandlungen zum Behuf des Ausgleichs der Differenzen nur ermuthigen. Die Instruction vom 22. Juli hatte nur im allgemeinen die Gesichtspunkte angedeutet, unter welchen eine Basis für solchen Ausgleich gefunden werden sollte. Nach kurzem Aufenthalt kehrte Graf Brühl nach Berlin zurück, wo nun die eigentlichen Besprechungen begannen, welche die den Verhandlungen mit Rom zu Grunde zu legenden freiwilligen Concessionen des Königs an die katholische Kirche seiner Staaten und hinwiderum die an die Curie zu stellenden Forderungen zu präcisiren hatten. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten, der vielverdiente Eichhorn, hat den nicht selten schwierigen und mehrseitigen Fragen gegenüber ein Verständniß und eine Billigkeit an den Tag gelegt, welche den Intentionen des Königs entsprachen und zur Beseitigung der unvermeidlichen Bedenken und vielfachen Hindernisse wesentlich beitrugen. Es sind darüber mehre Wochen vergangen. Als man bei der Arbeit war und diese vorrückte, wurde Herrn von Buch ein Urlaub ertheilt, indem es nöthig erschien den Grafen Brühl die Unterhandlung völlig selbständig führen zu lassen, Herrn von Buchs Position aber nicht zu beeinträchtigen. Am 19. December kam Ersterer wieder in Rom an, wo er bis zum 1. Mai 1841 verweilte. Bis dahin waren die betreffenden Fragen vielmehr ventilirt als erledigt worden und alles war noch in der Schwebe, ungeachtet ein günstiger Ausgang sich vorhersehen ließ. Diese Fragen waren vielmehr persönliche als principielle, indem der

König von dem richtigen Gesichtspunkte ausging, das was er gewähren konnte als freie Emanation seines Willens erscheinen zu lassen. In Bezug auf die persönlichen Fragen ist man jedoch ebenso in Rom wie in Berlin lange schwankend geblieben.

Am 14. Juli traf Graf Brühl zum drittenmal in Rom ein. Am 23. bis 24. September wurde durch zwei ihrem Inhalt nach identische Noten des Cardinals und des preußischen Unterhändlers die Uebereinkunft abgeschlossen, welche nicht nur die durch den cölner Streit veranlaßte persönliche Frage erledigte, sondern die Punkte feststellte, deren streitige Auffassung zu dem unseligen Hader Anlaß gegeben hatte. Dieselben bestimmten, daß 1. dem zur Zeit in seiner Vaterstadt Münster verweilenden Erzbischof von Cöln in der Person des Bischofs von Speier ein Coadjutor mit dem Recht künftiger Nachfolge, als freier Administrator der Erzdiöcese ohne Präjudiz für künftige Bischofswahlen vom Papste an die Seite gestellt, 2. dem Erzbischofe sein Einkommen unter Abzug einer dem Coadjutor zu zahlenden Rente von 3000 Thalern verbleiben, 3. die Ernennung und Installation des Coadjutor-Administrators durch päpstliches Breve stattfinden sollte. Nach erfolgter Installation würde 4. eine königliche Erklärung die im November 1837 gegen den Erzbischof erhobene Beschuldigung der Betheiligung an revolutionären Umtrieben widerrufen und demselben in Betreff seines künftigen Wohnorts volle Freiheit gewährt werden. Durch Artikel 5 wurde der vom Könige den Bischöfen bereits bewilligte freie Verkehr in kirchlichen Sachen mit dem heiligen Stuhl einfach constatirt, durch Artikel 6 die Bestimmungen der Bulle De salute animarum inbetreff des Modus der

Bischofswahlen bestätigt, durch Artikel 7 die Behandlung der Gemischten Ehen der geistlichen Obrigkeit anheimgegeben, endlich durch Artikel 8 die Behandlung der Frage der von dem heiligen Stuhl reprobirten Hermes'schen Lehre, welche schon seit dem Jahre 1835 so viele Schwierigkeiten veranlaßt hatte, gemäß dem damals publicirten päpstlichen Breve den Bischöfen überlassen. Am 24. September zeigte der Cardinal dem königlichen Unterhändler den Empfang seiner substantiell seiner eigenen entsprechenden Note an und wünschte ihm herzlich zu seiner bevorstehenden Rückkehr in die Heimat Glück. Am Abende des 26. September reiste dieser von Rom ab.

Dem Grafen Brühl, wie ich schon bemerkt habe, während seiner Mission beigegeben, kann ich nur Zeugniß der Befriedigung ablegen, welche derselbe im Verlaufe dieser Verhandlungen gefunden hat. Vom ersten Moment an ist man ihm mit vollem Vertrauen entgegengekommen. Von dem Charakter des Cardinals Luigi Lambruschini sind so viele Carricaturen in die Welt gesandt worden, daß mir namentlich daran liegt zu constatiren, daß Graf Brühl eine Meinung von ihm mitgenommen hat, welche derartige Vorstellungen Lügen strafte. Der Staatssecretär Gregors XVI. war ein wahrhafter und einfacher Mann. Es war nicht möglich sich über seine Meinung zu täuschen — wo man sich getäuscht hat, ist es nicht seine Schuld gewesen. Man mag ihm vorwerfen er sei ein schlechter Diplomat gewesen, weil er heftig war und zornig werden konnte; aber er kannte die Geschäfte, wie er, einst Nuntius in Paris, die Welt kennen gelernt hatte, und die auswärtigen Geschäfte, d. h. die Verhandlungen mit fremden Mächten sind unter seiner Leitung wahrlich nicht ungeschickt geführt worden. Nur diese kommen

im gegenwärtigen Falle in Betracht. Graf Brühl ist durch ihn nicht in Ungewißheit gehalten worden, auch nicht durch den Papst, der die Angelegenheiten sehr wohl kannte und für den in diesem Falle die in ihrer Vorgeschichte so künstlich und dabei so ungeschickt verwickelte Sachlage im Grunde eine einfache war. In der Angelegenheit der Gemischten Ehen handelte es sich für Gregor XVI. lediglich um Ausführung des Breves seines Vorgängers, welches man in Berlin angeblich zur Grundlage der Behandlung dieser Frage gemacht hatte — die Frage der Hermes'schen Lehre war für den heiligen Stuhl längst entschieden. Die persönliche Angelegenheit aber hat in dem Falle des Erzbischofs von Cöln Schwierigkeiten dargeboten, welche nur durch gegenseitigen guten Willen gelöst werden konnten. Diesen guten Willen hat man römischerseits in vollem Maße an den Tag gelegt. Momentane Schwierigkeiten sind vielmehr als von Rom von Berlin ausgegangen, wo man verschiedene Combinationen ventilirte, bevor man zu derjenigen kam, welche glücklicherweise angenommen wurde. Daß in Rom allerlei Einflüsse sich geltend machten, vielleicht Intriguen gesponnen worden sind, um dem beiderseitigen Verständniß Hindernisse zu bereiten, darf nicht Wunder nehmen. Aber sie sind völlig untergeordneter Natur gewesen. Ich habe es sehr bedauert, daß mehr als vier Decennien nach dem Abschluß dieser Unterhandlungen Aeußerungen des Grafen Brühl veröffentlicht worden sind, welche solchen untergeordneten Velleitäten ein gewisses Gewicht beizulegen scheinen und seinen constanten Aeußerungen über seine Befriedigung gewissermaßen Abbruch thun. Mit römischen Verhältnissen und Dingen völlig unbekannt, hat er sich dazu verleiten lassen ordinärem Klatsch

Gehör zu schenken und sich vorübergehend Eindrücken hinzugeben, welche zu sehr an alte banale Anklagen erinnern.

Es ist begreiflich daß man in Rom gerne gesehen hätte, wenn Graf Brühl als preußischer Gesandter zurückgekehrt wäre. Davon ist jedoch niemals die Rede gewesen. Wenn auch, was nicht der Fall war, die diplomatische Carriere seinen Neigungen entsprochen hätte, so wären seine schon berührten Familienverhältnisse für eine solche Stellung ein Hinderniß gewesen. Jede öffentliche Anerkennung seitens des heiligen Stuhls lehnte er ab, zufrieden mit derjenigen Anerkennung, welche der Papst und sein Minister ihm zollten. Auf den Wunsch seines Königs trat er aber wieder in den Militärdienst als Oberst und Flügeladjutant, in welcher vertrauten Stellung, dann in der eines Generals à la suite, er verblieb, bis er als Generallieutenant den Abschied nahm. Von Niemandem habe ich namentlich in den ersten Zeiten nach meiner Uebersiedelung nach Berlin so viele thätige Förderung erfahren wie von ihm, und er hat mir seine Freundschaft bis ans Ende bewahrt. Seine letzten Zeiten waren die traurigsten. Die trüben Ereignisse des Jahres 1848 machten auf ihn den tiefsten Eindruck. Er erholte sich wieder zu gleichmäßigerer Stimmung und lebte zu Potsdam im glücklichen Familien- und Freundeskreise, bis ihn nach Jahren ein schweres Gemüthsleiden ergriff, dem er nach langem Siechtum am 17. Juni 1859 während der langen Krankheit seines Königs achtundsechzigjährig erlag.

Des weitern Verfolgs der Kirchenangelegenheit kann hier nur in der Kürze gedacht werden. Auch nach der Erledigung des zunächst liegenden Theils der persönlichen Frage hat Graf Brühl an der Schlichtung der noch übrig gebliebenen

Schwierigkeiten thätigen Antheil genommen. Am 4. November 1841 überbrachte er dem zum Coadjutor des Freiherrn von Droste ernannten Bischof von Speier, Johannes von Geissel, das betreffende päpstliche Breve nebst einem Schreiben des Königs. Wie viele Bedenken und Sorgen auch dann noch für den zu einer so schwierigen Stellung Berufenen obwalteten und wie wenig den Schwierigkeiten durch den Erzbischof selber abgeholfen wurde, ergiebt sich aus der umfangreichen Correspondenz, aus welcher gleichfalls hervorgeht, wie thätig und hilfreich der, welcher die Unterhandlung geführt hatte, sich nachmals bei der Ausführung zeigte. Des Königs edle und hochherzige Gesinnung war ganz von der Art die Wege zu ebnen, indem sie dem Erzbischofe die Ehrenerklärung gab, welche den ihm einst gemachten Vorwurf zurücknahm. Indem er am 15. October demselben das im Jahre zuvor von ihm gegebene Wort, die ihm wiedergeschenkte Freiheit nicht zur Rückkehr nach Cöln benutzen zu wollen, zurückgab, fuhr er fort: „Der Gedanke, daß Sie an politisch revolutionären Umtrieben theilgenommen, ist von mir nie getheilt worden und auch meine Behörden haben schon früher Veranlassung genommen, denselben zu widerlegen. Da ich aber weiß, daß Sie und Ihre so ehrenwerthe Familie den dringenden Wunsch hegen, daß diese Erklärung von mir selbst ausgesprochen werde, so benutze ich diese Gelegenheit mit Vergnügen zu der Versicherung, daß sich nirgends der geringste gegründete Anlaß zu dem Verdachte findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch revolutionärer Umtriebe oder wissentlicher Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgten, gemißbraucht hätten.“ Die Verhandlungen zwischen Clemens August von

Droste und seinem designirten Nachfolger haben es klar gemacht, wie wenig er dazu geeignet war selbst in ruhigeren Zeiten eine Verwaltung zu führen, die nur unter Beobachtung vielseitiger Rücksichten zu gedeihlichem Fortgange gelangen kann, und wie die Festigkeit, welche dem klaren Unrecht in den Weg tritt, auch wieder unlösbare Verwicklungen ins Leben zu rufen droht, wo ein billiger Compromiß nothwendig wäre. Er ist zu kurzem Besuch nach Rom gegangen, wo der Papst ihm größte Ehre erwies, aber er hat wol nicht einen Augenblick daran gedacht, dort wie einst für ihn beabsichtigt seinen Aufenthalt zu nehmen. Am 19. October 1845 ist er in seiner westfälischen Heimat gestorben.

Die Erinnerung an den Austrag mit Clemens August von Droste veranlaßt mich zu der Erwähnung eines Actes der Güte und Rücksichtnahme des Königs, der mit diesen Ereignissen zusammenhängt. Graf Ferdinand von Galen, dessen Familie mit den Droste zu Vischering verschwägert und eng befreundet, und der persönlich dem Prälaten nahe stand, war Geschäftsträger in Brüssel als der traurige Conflict ausbrach. Er weigerte sich dem belgischen Hofe die von seiner Regierung ihm aufgegebenen Mittheilungen zu machen, welche den Erzbischof schwer gravirten — er war im Unrecht, er mußte thun was ihm befohlen war und zugleich um seinen Abschied einkommen. Begreiflicherweise wurde er sogleich abberufen und entlassen; Friedrich Wilhelm IV. nahm ihn wieder in die Diplomatie auf. Er kannte die ihm und seinem Hause gewidmete persönliche Ergebenheit und Loyalität des Mannes zu gut, um nicht auf dessen schmerzliche Gefühle in einem solchen Falle Rücksicht zu nehmen, und Graf Galen hat auf langer ehrenvoller Laufbahn, zuletzt

eine Reihe von Jahren hindurch in Madrid, seinem Könige mit derselben Wärme und Anhänglichkeit gedient, die er als treuer Sohn seiner Kirche jederzeit an den Tag gelegt hat.

Johannes von Geissel hat nach Clemens Augusts Tode den Titel eines Erzbischofs von Iconium abgelegt und ist in die Reihe der Erzbischöfe von Cöln eingetreten. Welchen Schwierigkeiten er entgegengegangen war und mit welcher richtigen, ruhigen, gewissenhaften Berechnung er sie gehoben hatte, mit welcher Standhaftigkeit und sichern Voraussicht er die für die Erfüllung seiner oberhirtlichen Pflichten nothwendigen Bedingungen zu erlangen bemüht gewesen war, wie große Unterstützung das Vertrauen und Wohlwollen seines neuen Herrschers und die eingehende und billige Behandlung der in Betracht kommenden Fragen durch den Cultusminister ihm gewährten, ist aus der neueren Geschichte der Erzdiöcese bekannt. Man hat nachmals gegen die Regierung Friedrich Wilhelms IV. den Vorwurf erhoben, dem neuen Erzbischofe Concessionen gemacht zu haben, „welche zum Theil das bisherige preußische Staatskirchenrecht preisgaben und von der Regierung selbst zum Theil nicht ohne schwere Compromittirung ihrer Ehre erfüllt werden konnten". Dieser Vorwurf betrifft größtentheils das, was dem Erzbischofe in Bezug auf die Bildung des Clerus und die in Verbindung damit stehenden Anstalten gewährt wurde. Wenn die Regierung mit Recht den Anspruch erhob, Garantien für die wissenschaftliche Ausbildung des katholischen Clerus zu haben und denselben zu dem Universitätsstudium zu verpflichten, eine Verpflichtung, die unter allen Umständen für den Zusammenhang dieses Clerus mit der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung der Nation nothwendig erscheint, so war

andererseits der Erzbischof in seinem Recht, als er verlangte, daß die Universitätslehrer der Theologie nur mit seiner vorgängigen Zustimmung ernannt werden, von ihm die Ermächtigung zum Lehramt erhalten und seiner Beaufsichtigung unterstellt bleiben sollten. Er war ebenso in seinem Recht, wenn er die freie Verfügung über sein Priesterseminar in Anspruch nahm, die Ernennung der Religionslehrer an Gymnasien und Lehrerseminarien forderte, den Diöcesanclerus in Bezug auf Lehre, Sitten und Seelsorge von dem Bischofe abhängig wissen wollte. Wenn die Regierung, indem sie ihm diese Forderungen welche die wichtigsten der urgirten Punkte waren, zugestand, das preußische Staatskirchenrecht verletzte, so zeigt dies nur daß dasselbe die Verfügung über Materien beanspruchte, welche der katholischen geistlichen Behörde zustanden. Der Staat schützte die bürgerliche Stellung der Personen: die Entscheidung über die Lehre gehörte nur dem Episkopat. So war man in der Angelegenheit des Hermesianismus zu einem billigen Ausgleich gekommen. Andere Punkte, so in Bezug auf einen bei den Bischofswahlen durch die Capitel in Uebereinstimmung mit der Bulle De salute animarum zu adoptirenden veränderten Modus und auf die Verleihung der Capitelswürden und Aemter, wurden durch königliche Entschließung geregelt. Daß die Berufung von dem bischöflichen Disciplinarurteilsspruch an den Staat (appellatio tamquam ab abusu) welche in Kraft blieb, keine bloße Förmlichkeit ist, zeigt das Beispiel des benachbarten Frankreich.

Die cölner Frage war nicht die einzige welche in diesem Jahre zu den ernstlichsten Schwierigkeiten Anlaß bot. Der Erzbischof von Gnesen und Posen Herr von Dunin war wegen

der Behandlung der Gemischten Ehen in dieselbe Lage gerathen wie Herr von Droste; der Fürstbischof von Breslau Graf Sedlnitzky war um derselben Angelegenheit willen im Jahre 1840 vom Papste zur Resignation auf sein bischöfliches Amt aufgefordert worden. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte der König die Differenzen mit Ersterem durch einen Vergleich erledigt, welcher seine Rückkehr nach Posen ermöglichte. Letzteren wünschte Friedrich Wilhelm IV. seinem Sprengel erhalten zu sehen, aber der Fürstbischof war ehrlich genug die Unhaltbarkeit seiner Stellung zu erkennen und verzichtete auf seine geistliche Würde. In Trier hatte die Regierung die Wahl eines neuen Bischofs wegen angeblicher Formmängel nicht anerkannt, doch wurde auch diese Angelegenheit noch während des Verlaufs der Unterhandlung des Grafen Brühl in ein besseres Geleise gebracht, indem eine Anerkennung des Gewählten in Aussicht gestellt wurde, falls bei einer Neuwahl die Stimmen des Capitels nochmals auf ihn fallen würden. Durch eine Entschließung des Königs wurde im Cultusministerium die Behandlung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten einer lediglich aus katholischen Mitgliedern bestehenden Section anvertraut. Und während man sich über die Berufung des Bischofs von Speier auf den cölnischen Stuhl einigte, wurde unter thätiger Betheiligung desselben Monarchen, welcher diesen für das hohe und schwierige Amt in Vorschlag gebracht hatte, des Königs Ludwig von Baiern, für den breslauer Stuhl der regensburger Dompropst Melchior von Diepenbrock ausersehen, an welchen man einen Augenblick für Cöln gedacht hatte.

Papst und König hatten den Frieden redlich gewollt und der Friede ist vollständig erlangt worden. Die beiden

Gewählten haben dem von zwei Seiten in sie gesetzten Vertrauen vollkommen entsprochen. Die letzten Regierungsjahre Papst Gregors XVI. haben keine kirchlichen Conflicte mehr aufzuweisen, sein Nachfolger hat die Verdienste der beiden Männer auf glänzende Weise geehrt. Bald nach der Rückkehr Pius' IX. aus dem Exil von Gaëta, von wo ich als preußischer Geschäftsträger mit ihm wieder in Rom angelangt war, theilte mir bei Gelegenheit eines diplomatischen Diners in dem spanischen Botschaftshotel am 18. Juni 1840 der Cardinal-Staatssecretär Antonelli mit, Seine päpstliche Heiligkeit hege die Absicht, dem Erzbischof von Cöln und dem Fürstbischof von Breslau den Cardinalspurpur zu verleihen, indem er mich zugleich ersuchte, die Willensmeinung des Königs in Erfahrung zu bringen. Begreiflicherweise war ich ebenso überrascht als erfreut. Ich meldete nach Berlin, was mir mitgetheilt worden. Die Aufnahme konnte mir von vorneherein nicht zweifelhaft sein. Am 30. September wurden die Cardinalsernennungen im Geheimen Consistorium verkündet. Von den dreizehn damals creirten Cardinälen, unter denen sich der eben ernannte Erzbischof von Westminster Nikolaus Wiseman befand, ist heute keiner mehr am Leben. Was Herr von Diepenbrock, einer der edelsten und erleuchtetsten Geister, seiner Diöcese der er nur zu bald entrissen worden ist, unter überaus schwierigen inneren Verhältnissen nach längerer schwankender Behandlung der religiösen Angelegenheiten gewesen ist, hat die Welt anerkannt. Wenn ich bei Herrn von Geissel länger verweile, so geschieht es weil ich den Vorzug seiner persönlichen Bekanntschaft genossen und die Früchte seiner Thätigkeit lange vor Augen gehabt habe. „Ich habe", schrieb ihm der König am 30. März

1842, „aus Ihrer Anzeige mit Vergnügen die erfolgte Uebernahme der Verwaltung der Erzdiöcese Cöln ersehen und in dem beigefügten Pastoralschreiben den Ausdruck derjenigen Gesinnungen erkannt, welche in mir die Ueberzeugung befestigen können, in Ihrer Person für meine katholischen Unterthanen der westlichen Provinzen den würdigsten Oberhirten gewonnen zu haben. In dem Vertrauen daß es Ihrem lebendigen Eifer für die heilige Sache der Religion gelingen werde Ihre Diöcesanen fern von todter Glaubenslosigkeit wie von Fanatismus und Schwärmerei auf der richtigen Bahn wahrhaft christlicher Frömmigkeit zu leiten, wünsche ich Ihnen zu dem Antritt Ihres hochwichtigen Amtes von Herzen Glück und bitte Gott, Ihnen zu Ihrem Wirken seinen reichen Segen zu verleihen."

Johannes von Geissel hat an dem Könige immer eine Stütze gefunden inmitten der Schwierigkeiten, deren sein Amt nicht wenige darbot. Das Vertrauen Friedrich Wilhelms IV. ist aber auch durch ihn gerechtfertigt worden. Der Cardinal ein Mann voll Besonnenheit und Einsicht, ermaß sehr wohl was erreichbar war, wo die Willensmeinung des Herrschers ihre Grenze hatte, welche die Stellung des paritätischen Staates, welche die Macht alter Traditionen war. Wenn einzelne Differenzen in Jurisdictions-, Verwaltungs- und Personenfragen auftauchten, so darf man keinem der beiden Theile eine eigentliche Schuld beimessen, sondern muß der unendlichen Schwierigkeit der Bestimmung der Grenzen der beiderseitigen Competenzen Rechnung tragen. In einem Staate von so fester und durch die Praxis erprobter Gestaltung und so regelrechter Verwaltung wie der preußische, kann manches vorkommen, was nach irgend einer

Seite hin unbequem und lästig, ja hemmend ist, und doch keineswegs aus dem sogenannten bureaukratischen Gelüste hervorgeht, sondern nothwendige Folge der staatlichen Formen ist, namentlich wo verschiedene Gebiete einander berühren. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß es sich zum Theil um Dinge handelte wobei die Regierung auf Ansprüche verzichtete welche sie einst ohne Widerrede ausgeübt hatte und die Manchem als Hoheitsrechte galten, während man kirchlicherseits ihr nicht immer den Dank gezollt hat der ihr gebührte.

Eben weil er sich von Uebertreibung frei hielt und der Erwartung des Königs entsprach, hat der Erzbischof viel erreicht über das hinaus, was er zu Anfang für möglich gehalten haben mochte. Seiner Festigkeit ist es zu verdanken, aber nicht minder seiner Mäßigung, und ich glaube nur ein einziges Mal haben seine auf Grund der die freie Bewegung der Kirche gewährenden Verfassungsbestimmungen ergriffenen Maßregeln einen Zwiespalt veranlaßt, wobei jedoch der heilige Stuhl über die Vereinbarungen der Bulle De salute animarum hinauszugehen nicht rathsam erachtete. Während er für die Herstellung der Eintracht zwischen Kirche und Staat thätig wirkte, hat der Erzbischof für die Hebung christlichen Sinnes und Lebens in seiner Diöcese und durch das Beispiel weit über dieselbe hinaus nicht minder wohlthätig gewirkt. Wie die würzburger Bischofsconferenz vom Herbste 1848, deren Präsidium er führte, eine Uebereinstimmung der Ansichten und der Behandlung kirchlicher Fragen, auch in Beziehung auf den heiligen Stuhl seitens des deutschen Episkopats förderte, so haben die Berufung der Bischöfe der westlichen preußischen Kirchenprovinz vom Jahre 1852 und

das cölner Provincialconcil vom Jahre 1860 die Fragen der inneren Gestaltung und Verwaltung sich zur Aufgabe gestellt. Von reifer und gründlicher theologischer, historischer und literarischer Bildung, hat er auf das geistliche Erziehungswesen günstigsten Einfluß geübt. Die theologische Facultät der Universität Bonn ist gewissermaßen reconstruirt, das derselben zur Seite gestellte theologische Convict, welches einen Theil des der Universität eingeräumten vormaligen kurfürstlichen Schlosses einnahm, bedeutend erweitert und in seiner Einrichtung verbessert worden. Wie auf den nothwendigen Einfluß der Pfarrgeistlichkeit auf den Volksunterricht, ist seine Fürsorge auf die mit verschiedenen Gymnasien mehr oder minder verbundenen Knabenconvicte hingerichtet gewesen. Die Erkenntniß der Pfarrbefähigung durch gründliche Prüfungen war nur ein Ausfluß derselben Sorgfalt für den Ernst der Studien. Die Heranbildung eines tüchtigen, den Erfordernissen der Zeit und den allgemeinen wissenschaftlichen Fortschritten entsprechenden Clerus wirkte zugleich auf die kirchliche Zucht wie auf die sittliche Haltung des Volkes.

Inmitten der allgemeinen vielfach bedrohlichen und überschäumenden Aufregung, ja drohenden Auflösung des Jahres 1848 hat die mögliche Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung an der Einwirkung der katholischen Geistlichkeit die festeste Stütze gewonnen, ja in gewissen Fällen ist gerade dieser die Vermeidung ernstlicher Gefahren zu verdanken gewesen. Die Förderung der geistlichen Orden und Genossenschaften ist in Beziehung auf den christlichen Sinn unter allen Ständen, und bei den arbeitenden Classen im besonderen, segensreich gewesen. Unterweisung durch häufige Predigten, Unterstützung des der unendlich gesteigerten Volkszahl nicht genügenden

Pfarrclerus in der Sacramentsspendung, Leitung von Wohlthätigkeitsanstalten und von Instituten namentlich für das erste Lebensalter mit uneigennützigster Entsagung aller Entschädigung, haben einander hier die Hand gereicht. In der Hebung technischen, bis zu wahrer Kunstindustrie gesteigerten Gewerbfleißes haben weibliche Orden Ausgezeichnetes geleistet. Dem Weltclerus und den Orden ist die Förderung des christlichen Vereinswesens unter den arbeitenden Classen zuzuschreiben, und ihrer allgemeinen Einwirkung ist es wesentlich zu danken, wenn in großen Städten der Rheinprovinz, unter einer zu vielen Tausenden angewachsenen Fabrikbevölkerung, von dem in so manchen andern Theilen Deutschlands grassirenden Communismus und Socialismus kaum oder gar nicht die Rede ist, während der Handwerkerstand sich im allgemeinen durch gute Haltung auszeichnet. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden daß ein so gebildeter Mann wie der Cardinal von Geissel auf christliche Kunst und Altertum in seiner an Monumenten und großartigen Erinnerungen reichen Kirchenprovinz aufs wohlthätigste gewirkt hat. Dies hat sich auf alle Zweige erstreckt und wenn seit Jahrhunderten die kirchliche Architektur nicht so thätig gewesen ist wie zu seiner Zeit, so hat auch der künstlerische Sinn nie solche Stetigkeit an den Tag gelegt. Es war gerade einem Manne von seiner Art zu gönnen, daß er, leider kurz vor seinem Hinscheiden, die Vollendung des Innern des hohen Domes erlebte der seit mehr als zwei Decennien seine Metropole gewesen war.

Die Blüte in welcher Johannes von Geissel seine Diöcese hinterließ, die Anstalten, Stiftungen, Werke die er begründet, gefördert, ausgeführt hat, sind Zeugen seiner Thätigkeit, seiner

Weisheit, seines richtigen Urteils. Auch in seiner äußeren Erscheinung und Haltung ist er, der Sohn von Landleuten aus einem Dorfe der Rheinpfalz, der Mann gewesen, der für seine hohe Würde geschaffen war, der geborene Kirchenfürst, der Allen imponirte und ohne Ueberhebung seine Autorität zu wahren wußte. König Ludwig hat mir wiederholt gesagt: „Ihre beiden besten Bischöfe habe Ich Ihnen gegeben.“ Er deutete auf Diepenbrock und Geissel und hat wahr gesprochen.

Im Jahre 1842 vernahm der bisherige Bischof von Speier in seiner neuen Eigenschaft als Vertreter der Kirche auf einem der ältesten und ehrwürdigsten Stühle Deutschlands die schönsten Worte, die vielleicht je aus Königsmund gekommen sind, und, selbst ein Mann von Geist und Gemüth, von Kraft, Feuer und Fülle des Wortes, erkannte er das große Herz dieses Fürsten, das sich nie verleugnet hat. Neunzehn Jahre später, als dieser edle Geist die irdische Nacht mit der ewigen Klarheit vertauschte, vier Tage nachdem dessen Bande gelöst waren, sprach er zu seinen Diöcesanen: „Wir haben einen gerechten, einen gütigen, milden König verloren. Er hat unserer Kirche wohlgewollt. Seinem hochherzigen Vertrauen verdankt sie in seinen Staaten zuerst die ungehinderte Verbindung zwischen Haupt und Gliedern, und seiner Weisheit und Gerechtigkeit die Anerkennung ihrer angeborenen Rechte und die durch Gesetz und Verfassung gewährleistete freie Lebensentfaltung.“

V.

Beziehungen zu Wissenschaft und Literatur.

Friedrich Wilhelms IV. Bildungsjahre im engern Sinne fallen mit den letzten Stadien der Bestrebungen, man kann nicht sagen der Herrschaft der romantischen Schule zusammen. Die Tendenzen dieser Schule haben ihn nicht beherrscht: dazu war er zu unabhängig im Denken und durch die Richtung ernster Studien schon zu frühe auf das Reale wie auf den Geist der Antike hingewiesen, der nach verschiedensten Seiten hin sein ganzes Leben hindurch mächtig auf ihn gewirkt hat. Dennoch ist ihr Einfluß stets bei ihm erkennbar geblieben, im Gefühl und in den Anschauungen. Die Reaction gegen einseitige Bevorzugung und Nachahmung des Altertums, welche erwärmend und wiederbelebend auf die Literatur gewirkt hatte wie sie nachmals erwärmend und wiederbelebend auf die Kunst wirken sollte, mußte einem jugendlichen, offenen Gemüthe umso berechtigter erscheinen, da sie nach allen Seiten hin Wege eröffnete, während sie sich mit nationalen Aspirationen verband, denen die classische Literatur der eben erlebten großen Zeit in ihrem ruhmvollsten Stimmführer sich zu verschließen schien. In den Tagen der ärgsten Schmach und durch Spaltung erzeugten Machtlosigkeit Deutschlands, wurden

die Ideen der einstigen Stellung eben dieses Deutschland an der Spitze der Nationen und der Glorie des alten Kaiserreichs, welcher ein angeblicher Nachfolger des großen Carl Hohn sprach, wieder lebendig, poetisch in Novalis, der am Eingange, historisch in Görres, der in der Mitte dieser Bewegung stand. Das Mittelalter, namentlich das der deutschen Nation, ist dieser Nation wol nie glanzvoller dagestanden in seiner durch die Phantasie heraufbeschworenen Erscheinung, als in dem Momente, in welchem in der furchtbaren Wirklichkeit der Bruch mit den letzten Resten des Mittelalters vollendet wurde, die alte Krone in Stücke ging, die alte Verfassung der katholischen Kirche zerfiel, die alten Rechte der verschiedenen Stände politischer Nivellirung unterlagen. Das damalige Glanzbild war trügerisch und unwesenhaft, aber die Idee, welcher es entsprang, war dennoch eine wahre, und sie hat ihren Einfluß geübt und ihre Kraft bewährt in den Tagen der Wiedererstehung aus dem tiefen Verfall und der fremden Knechtung. Was Vergängliches, Einseitiges, blos Schimmerndes und Phantastisches war an der ganzen Richtung und Anschauung, ist geschwunden: das Aechte und Nothwendige hat gewirkt und ist geblieben und hat den Sieg errungen. In diesem Sinne ist der Einfluß der Romantik auf Friedrich Wilhelm IV. aufzufassen. Ancillons, Niebuhrs, Savigny's Vorträge haben festen Grund in ihm gelegt, wie die Literatur der großen Zeit ihm nahegetreten ist und ein Gegengift gegen Ueberschwänglichkeit bot. Aber er hat sich gerne dem Reiz der Erscheinungen hingegeben, welche in seiner Jugend die „monderhellte Zaubernacht" belebten, und in reifen, fast späten Jahren noch haben diese Eindrücke und Erinnerungen auf von ihm ausgegangene Berufungen eingewirkt.

Seine literarische Bildung war gleich umfassend und vielseitig wie gründlich. Die altclassische Zeit stand ihm nahe. Die edlen Schöpfungen unserer Dichterheroen sind ihm stets geläufig geblieben. Die Dramen der Romantiker, Zacharias Werners wie später Heinrichs von Kleist, ließen starke Anklänge bei ihm zurück, was sich durch die ihnen innewohnende poetische Wärme und Fülle erklärt, welche ihn jedoch keineswegs blind machte gegen das Wesenlose und Uebertriebene. Schenkendorf, Uhland, Rückert waren nahe an ihn herangetreten, und wie aus seiner Seele klang des Erstern Gesang „Auf der Nogat grünen Wiesen", wie sein Lied von den deutschen Städten. In spätern Jahren nahm er lebendiges Interesse an August Platen, namentlich an dessen aristophanischen Komödien — „Du neigtest einst dich meinen Scherzen" sprach der Dichter der „Verhängnißvollen Gabel", als er ihn aus der Ferne um Hülfe für Polen ansprach. Dies Interesse deutet schon an, was er von der dramatischen Literatur hielt, welche damals die berliner Bühne beherrschte. Manchen hat er Antheil gewidmet und freiere Stellung zu schaffen gesucht, so dem armen kranken Gries, der zum Bekanntwerden des romantischen Epos der Italiener durch seine Uebertragungen wol am meisten gewirkt und sich, nach August Wilhelm von Schlegel um Calderon verdient gemacht hat, so zwei jüngern Männern, Emanuel Geibel und Ferdinand Freiligrath, deren noch Erwähnung geschehen wird. Was er von der Richtung des „Jungen Deutschland" hielt, braucht nach allem diesem nicht erörtert zu werden. Sein warmes Interesse an dem alten lateinischen Kirchengesange, von den Zeiten des spätrömischen Kaisertums bis auf den Beginn des 14. Jahrhunderts herab, hing mit seinen

ernsten Studien der altchristlichen Literatur und Kunst zusammen, und er hat die theilweise sehr gelungenen Uebersetzungsversuche zweier Rheinländer, Gustav Adolf Königsfeld und Carl Simrock, herzlich begrüßt.

Bei einem Geiste von so lebendiger und fruchtbarer Thätigkeit und so vielseitiger Bildung konnten die fremden Literaturen nicht leer ausgehen, nicht die griechische und römische, denen er auf bisher nicht versuchte aber höchst wirksame Weise zu der späten Nachwelt zu reden Gelegenheit geboten hat, nicht die modernen. Von frühe an hat er sich dem großartigen Eindruck der „Göttlichen Komödie" voll hingegeben, durch Schlegel und Kannegießer gefördert, bis das Original ihm geläufig wurde und sich auch seinem Gedächtniß einprägte. Bis auf unsere Tage herab verfolgte er die späteren Phasen der italienischen Literatur. Die nicht immer glücklichen Versuche Calderonsche Dramen unserer Bühne anzupassen, weckten seinen Antheil, bei weitem näher aber stand ihm England, dessen Sprache ihm ganz geläufig war. Dem Eindrucke Shakespeare's gab er sich mit voller Seele hin, sei es von der deutschen Bühne, welche ihn vielleicht wahrer und edler interpretirt als die seiner eigenen Heimat, sei es bei der Lectüre. Er war ein warmer Bewunderer Byrons, und die Volkslieder der drei Theile Großbritanniens, namentlich Schottlands und Irlands, sei es in ihrer ursprünglichen Gestalt, sei es in Burns' und Thomas Moore's Nachahmungen, verfehlten nie ihre Wirkung. Ueberhaupt war er in der englischen Literatur wohlbewandert, ebenso in der französischen, von der großen Zeit des 17. Jahrhunderts an. So wenig manche Richtungen, auch moderne, ihm zusagten, ebensosehr schätzte er französischen Geist, französische Anmuth und Ge-

wandtheit der Darstellung, französische Klarheit und Präcision. Gleich seinem Vater liebte er die französische Conversation, deren Feinheit, Leichtigkeit, Höflichkeit ihn anzogen. Er unterlag nicht, wie Friedrich der Große, französischem Geist, aber er gönnte diesem Geist die Ehre, wo ihm Ehre gebührte. Seine Lectüre war in verschiedenen Fächern, der Wissenschaften wie der schönen Literatur, eine immense, in manchen dabei allerdings eine sporadische und bisweilen zufällige, wie es nicht anders sein konnte; sein Gedächtniß ein treues. In spätern Jahren, als sein Gesicht gelitten hatte und Geschäfte ihn nicht selten übermäßig in Anspruch nahmen, war er in der Lectüre mehr von äußern Umständen oder auch wechselnden Einflüssen abhängig, die ihn gelegentlich mehr als wünschenswerth zersplitterten, während sie nicht mehr die alte Theilnahme hervorriefen.

Es liegt auf der Hand daß Anschauungen und persönlicher Einfluß eines Herrschers wie Friedrich Wilhelm IV. auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete vielfach bestimmend, in mancher Hinsicht sozusagen dominirend sein mußten. Wie ihm die freiere Bewegung in Literatur und Wissenschaft am Herzen lag, documentirte er alsbald durch die große Erleichterung der Censur, welche dieselbe für ernstere Arbeiten inderthat aufhob; wie er Wissenschaft und Kunst ehrte, bewies die Stiftung der Friedensclasse des Ordens pour le mérite für hervorragendes Verdienst. Es ist nicht die Absicht gegenwärtiger Erinnerungen seine Thätigkeit auf diesem Felde nach allen ihren Richtungen darzustellen, denn sie wollen nur das Persönliche besprechen, wie es sich in den Beziehungen des Königs und in seinem Umgange herausgestellt hat. Er hatte ein schönes Erbe angetreten. Die Regierung

seines Vaters war in der Pflege des geistigen Lebens längst allen anderen vorausgegangen. Die im ganzen haushälterische Weise, womit diese Regierung geführt wurde, hatte solcher Pflege keinen Abbruch gethan. Der Freiherr von Altenstein, welcher so viele Jahre hindurch dem Cultus- und Unterrichtsministerium vorgestanden war, hatte mit eigener hoher wissenschaftlicher Bildung lebendigen Sinn für gleichmäßige Förderung der ihm anvertrauten Fächer an den Tag gelegt, wovon der blühende Zustand der Universitäten und der übrigen Unterrichtsanstalten bis zu dem Elementarschulwesen hinab vollgültiges Zeugniß darbot. Der neue König fand somit alle Wege geebnet, so wenig ihm manche Richtungen in Kirche und Schule homogen sein mochten. Der bald erfolgte Tod des bejahrten Ministers, dessen vielfache Verdienste er warm anerkannt hat, machte es ihm leichter, seinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben und Wirksamkeit zu verleihen, und die Wahl seines Nachfolgers ließ erkennen, welchen Gang er einzuhalten die Absicht hatte. Diese Wahl war eine glückliche. Eichhorn, zuletzt Director im auswärtigen Ministerium, hatte seit den Befreiungskriegen von seiner Kenntniß des Organismus und der inneren Lebensbedingungen des Staates, von seinen freisinnigen Anschauungen und seinen wissenschaftlichen Interessen, wie von seiner tüchtigen Gesinnung Zeugniß abgelegt, und wenn er in Bezug auf religiöse Angelegenheiten und auf deren Zusammenhang mit akademischen Lehrsystemen von seinem Vorgänger abwich, so erkannte man schon darin die eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen des Königs.

Der Hochsinn und die großartige Auffassung Friedrich Wilhelms IV. hat sich auf allen Gebieten kundgethan.

Wissenschaftliche Reisen in allen Weltgegenden, durch welche die heimatlichen Sammlungen aller Art theils bereichert, theils sozusagen neu begründet wurden, Berücksichtigung solcher Zwecke bei den diplomatischen und handelspolitischen Beziehungen zu fremden Staaten, Erwerbungen von ganzen Bibliotheken wie von einzelnen Monumenten des Altertums und der jüngeren Zeiten, wissenschaftliche Institute verschiedener Art, große Publicationen sind während seiner ganzen Regierungszeit Hand in Hand gegangen, großartige Localitäten zum Zweck der Aufnahme der erworbenen Schätze geschaffen worden. Wenn ich von den Reisen nur die Lepsius'sche nach Aegypten, von den Publicationen nur die der literarischen Werke und freundschaftlichen Correspondenz Friedrichs des Großen, Salzenbergs altchristliche Kirchen Constantinopels, die großartige Sammlung der altrömischen Inschriften aller Länder und das Urkundenwerk zur Geschichte seines eigenen Hauses nenne, so bezeichnet dies schon die verschiedenen Richtungen dieser Förderung. Das römische archäologische Institut, schon in seinen Anfängen dem Interesse des damaligen Kronprinzen empfohlen, hat sich zu seiner Zeit zu einer Blüte und erfreulichen Thätigkeit entwickelt, welche den nachmaligen umfassenderen Ausbau ermöglichten und erleichterten. Das große nach den Befreiungskriegen von dem Freiherrn vom Stein ins Leben gerufene Unternehmen der Sammlung der Geschichtsdenkmale des Deutschen Reiches hat durch die Verlegung des Sitzes der Direction nach Berlin die rechte Stabilität gewonnen, und durch Mehrung der pecuniären Hilfsmittel seinen Wirkungskreis erweitert, während die deutsche Bearbeitung der für solchen Zweck geeigneten Werke der Historiker, Biographen und Annalisten diese Denkmale

auch dem nicht zu den eigentlich gelehrten Kreisen gehörenden Theile der Nation näher zu bringen bestimmt war. Die mächtige Förderung der öffentlichen Lehrthätigkeit in allen ihren Zweigen braucht hier nicht im einzelnen erörtert zu werden. An Allem nahm der König persönlichen, zum Theil äußerst lebendigen Antheil, und diesem sind wesentlich die raschen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Annalen seiner Regierung verzeichnen. Unter denen, die ihm hierbei namentlich zur Seite gestanden sind, müssen Alexander von Humboldt, Carl Ritter, Bunsen, Ranke, Schelling vor Allen genannt werden.

Leopold von Ranke hat das Verhältniß Friedrich Wilhelms IV. zu Alexander von Humboldt so eingehend und vortrefflich geschildert, daß mir über dasjenige, worin die beiden Männer einander begegneten, und das, worin sie gewissermaßen verschiedene Pole waren, kaum irgend etwas zu sagen bleibt. Der König hatte Humboldt in gewisser Beziehung von seinem Vater überkommen; denn auch Friedrich Wilhelm III., obgleich eine so verschiedene Natur, bezeigte diesem Manne Vertrauen und Anhänglichkeit und hatte ihn gerne um sich. Das Expansive und Gebende war auf Seiten des Königs. Humboldt war eine viel kältere Natur und hat der herzlichen Zuneigung, welche Friedrich Wilhelm IV. zu ihm hegte, ihrem vollen Werthe gemäß wol nie entsprochen. Aber wenn der König ihn in seiner Nähe zu sehen wünschte, weil Humboldt, wie Adolf Trendelenburg ihn richtig bezeichnet hat, das lebendige Band der wissenschaftlichen Vereine auf beiden Erdhälften, ihn mit der großen Welt geistiger Bestrebungen gewissermaßen in Berührung erhielt, so konnte auch Humboldt nicht ohne den König sein. Anlässe und

Ursachen waren der allerverschiedensten Art. Das Hofleben war für ihn eine Nothwendigkeit. Er klagte wol, daß es ihm seine Zeit raube, daß er die Nächte zu Hülfe rufen müsse um zu arbeiten, daß es ihn zerstreue und zersplittere, aber er fühlte sich unglücklich, wenn er nicht dabei war. Es war ihm zur andern Natur geworden. Es diente ihm dazu, eine Menge von dem, was er erforscht und erfahren, Andern als dem Gelehrtenstande mitzutheilen, es diente ihm nicht weniger dazu, für gelehrte Zwecke zu wirken, wobei er wesentlich auf des Königs persönliches Interesse rechnete. In letzterer Beziehung hat er mehr, thätiger, unermüdlicher gewirkt, als Irgendeiner, dem ich begegnet bin. Der König hatte für ihn ein offenes Ohr, auch wenn die Anliegen ihm nicht gerade bequem kommen mochten, und Humboldt hat von dieser Geneigtheit für wissenschaftliche Zwecke den größten Nutzen gezogen. Dafür wird man ihm immer Dank schuldig bleiben müssen. Von eigentlicher tiefer Sympathie konnte zwischen beiden Männern nicht die Rede sein. Humboldt hatte kein Verständniß für das, was dem Könige am meisten am Herzen lag und ihn am lebendigsten bewegte und nicht selten aufregte, während der König außerhalb des allerdings weit umfassenden wissenschaftlichen Kreises, als dessen geistvollen und zuverlässigen Repräsentanten und Dolmetscher er Humboldt anerkannte, dessen Welt- und Lebensanschauungen unbeachtet ließ.

Man hat viel über seine Haltung bei Hofe, namentlich in den Abendgesellschaften, wo er am meisten zu Worte kommen konnte, gesprochen und vielfach übertrieben. Er war nicht immer bequem, auch dem Könige nicht, der jedoch, ohne ihn zu verletzen, sich wol frei zu machen wußte. Eine Zeit-

lang war er unermüdlich im Vorlesen aus dem Journal des Débats, womit er gelegentlich auch dann fortfuhr, wenn der König nicht im geringsten mehr darauf achtete, ruhig architektonische oder landschaftliche Skizzen entwarf oder auch wol in ein Buch hineinsah. Oder er wurde nicht müde, geographisches Detail vorzutragen, was dann, da seine Redeweise namentlich in den letzten Jahren oft einem langsam fließenden und murmelnden Bache glich, geringen Eindruck machte, auch wol halbverstanden blieb. Es war ihm höchst unangenehm, wenn er unterbrochen wurde, wenn er nicht zu seiner Vorlesung kam, wenn er das Gespräch nicht beherrschte. In dieser Beziehung war er unglaublich eifersüchtig. Es geschah nicht oft, daß der Hofrath Schneider Abends herangezogen wurde, aber wenn es geschah, wie z. B. während der Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland, so spottete er über seinen „Collegen Schneider". Der König liebte sehr die Conversation mit der Generalin von Luck, welche lebendigen Geist mit französischer Grazie und Gewandtheit verband. Dafür nannte Humboldt sie die „Hofräthin Luck". Er las übrigens die verschiedenartigsten Dinge vor, gerade wie der Tag es mit sich brachte, und ich erinnere mich kaum, daß er Eigenes vorgetragen hätte, obgleich er in jenen Tagen in voller Arbeit war. Gerne kam er auf französische Dinge zu reden und auf König Ludwig Philipp und seine Familie, womit er dann bei seinem Auditorium geringen Anklang fand, was ihn jedoch nicht fortzufahren hinderte. Im Jahre 1845 war er zum letzten Mal in Paris, von wo er als des Königs Geschenk das große Kupferwerk über das Versailler Museum mitbrachte. Die französischen Zustände, die er doch oft und lange zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, er-

schienen ihm dauerhafter als sie waren, und er hat sie in seinem Innern in den Jahren der Erwartung wol mit den heimatlichen, nicht zum Vortheil dieser letzteren, verglichen. In demselben Jahre war er zugleich mit dem Könige in Kopenhagen; es ist, glaube ich, seine letzte Reise gewesen.

Er nährte heftige Antipathien. Ueber manche der Minister des Königs äußerte er sich mit großer Schärfe, namentlich wo er, wie es wol im Unterrichtsdepartement geschah, auf Hindernisse bei der Erfüllung königlicher Zusagen stieß. Ranke war er nicht gewogen, was sich weniger auf den Historiker, obgleich dessen Stil ihm nicht zusagte, als auf den Politiker bezog. Er konnte es nicht verwinden, daß Ranke in den Staatsrath berufen war und gelegentlich über einzelne Fragen seine Meinung zu äußern hatte, und daß der König auf sein politisches Urteil hielt, während sein eigenes völlig unbeachtet blieb, mochte er es auch ungefragt oft äußern. In den Jahren nach 1848 wurde Marcus Niebuhr seine bête noire und war ihm mit dem General von Gerlach, Professor Stahl u. A. ein Dorn im Auge. Ueberhaupt trat in diesen Jahren eine größere Schärfe bei ihm hervor. Soviel ich aber in dieser Zeit mit ihm umgegangen bin, habe ich doch nie ein eigentlich unfreundliches Wort über den König aus seinem Munde vernommen. Er sagte wol: der König ist nicht amüsabel mehr, oder: der König ist heiter, gelangt aber zu nichts, oder: der König verharrt in unfruchtbarer Liebe zu Personen, denen er wohl will; aber darüber hinaus, und darin lag doch wol nichts Kränkendes, ist er niemals gegangen. Es war als wenn eine gewisse Atmosphäre oder die Berührung mit einem Medium, dessen gehässige Gesinnung eine Art Einfluß auf

ihn äußerte, nöthig gewesen wäre ihn zu den Sarkasmen und dem bitteren Spott zu verleiten, wovon nur leider zu schlimme Proben vorliegen.

Ich selber habe mich stets seiner lebendigen und thätig fördernden Theilnahme zu erfreuen gehabt. Ich will nicht von seinen Briefen und Billeten reden, in denen er mich mit Lobeserhebungen überhäuft hat, die ihm zu geläufig waren, und von denen man starke Abzüge machen mußte, wenn man nicht einen falschen Maßstab für seine Aufrichtigkeit in der Hand behalten wollte. Aber er hat mich während der anderthalb Decennien unserer Bekanntschaft, nahe wie ferne, wiederholt durch die That gefördert und ist stets auf mein Interesse bedacht gewesen. Im Jahre 1847 hat er dem Könige zuerst die Idee gegeben, mich auf seiner venetianischen Reise zum Begleiter zu wählen. Er ist mehr als einmal Vermittler meiner Wünsche bei dem Könige gewesen. Er hat mehre meiner kleinen Schriften dem König und der Königin vorgelesen, und wenn ich später gedruckt gelesen habe, er habe über den Autor gespottet, so darf ich das ruhig hinnehmen und unentschieden lassen, was von dem Spott ihm, was dem boshaften Tagebuchschreiber gehört. Als ich im Jahre 1854 in Florenz mich seiner Nichte, der Baronin Bülow, deren italienische Reise durch die schwere Krankheit und den bald darauf erfolgten Tod ihrer ältesten Tochter unterbrochen wurde, in einfacher Erfüllung meiner Amtspflicht hülfreich zu erweisen suchte, hat er's mir mit den wärmsten Ausdrücken gedankt und nie vergessen. Als durch den Tod Vittorio Fossombroni's im Jahre 1844 in der Friedensclasse des Ordens pour le mérite eine Lücke entstand, besprach er sich mit mir über deren Ausfüllung und freute sich, als ich

Alessandro Manzoni nannte, den er dann auch dem Könige vorschlug, welcher ihm den Orden verlieh, was später zu Weiterungen Anlaß gegeben hat, weil der Verfasser der „Verlobten", der keine österreichische Decoration angenommen hatte, einer preußischen gegenüber sich in Verlegenheit befand. Ich habe viel mit Humboldt verkehrt, namentlich im Sommer in Potsdam, wo er im Stadtschloß wohnte, und wo ich wiederholt sein Stubennachbar gewesen bin. Bis an sein Lebensende hat er mir geneigte Gesinnung bewahrt und mehrfach bewiesen.

Die Königin theilte nicht die Vorliebe ihres Gemals für Alexander von Humboldt, dem sie seinen Bruder Wilhelm vorzog. Sie ermaß bei weitem schärfer die Kluft die ihn von der Gefühlsrichtung und den Lebensanschauungen des Königs trennte, schon aus dem Grunde weil ihr sachliches Interesse an den Studien, die ihn vorzugsweise beschäftigten und von denen er den König unterhielt, ein bei weitem geringeres war. Sie verdachte ihm gewisse Kleinlichkeiten, die seine Abhängigkeit von ordinären Einflüssen bloslegten. Sie hat den Schmerz gehabt, von den Aeußerungen Kenntniß zu erhalten, welche wenn man sie ihrem Wortlaute gemäß verstand, Undank für jahrelange unendliche Güte kund zu geben schienen und, auch wenn man sie abschwächte, immer noch den peinlichsten Eindruck hervorbrachten. Schönerem und edlerem Gefühl gewährte Alexander von Humboldt Raum, indem er Friedrich Wilhelm IV. den Kosmos widmete, worauf dieser mit der Medaille von 1847, einem der ausgezeichnetsten Werke der Glyptik antwortete, deren Vorderseite das treffend ähnliche Porträt des großen Gelehrten zeigt, während der Revers nach einer Zeichnung von Cornelius von dem Zodiakalkreise um-

schlossen die Gesammtheit der schöpferischen Naturkräfte zur Anschauung bringt.

An Carl Ritter schätzte der König außer der umfassenden Beherrschung des gesammten geographisch-historischen Gebietes das lebendige religiöse Bewußtsein und das demselben entsprechende Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft zu Gottes Ehre dienen zu lassen, sowie die Gabe der Combination neben der plastischen Darstellung, die mit der Humboldtschen wetteiferte, obgleich Ritter nicht die Fülle der Local-Anschauungen wie Diesem zu Gebote stand. An Leopold Ranke hatte Friedrich Wilhelm IV. schon seit der Zeit des Erscheinens seiner ersten Werke großen Antheil genommen. Die lebensvolle Charakteristik so von Personen wie von ganzen Zeitabschnitten, die zugleich knappe und anschauliche Darstellung der Thatsachen, der Nachweis des Zusammenhanges der einzelnen Theile der Weltgeschichte hatten ihn ebenso angezogen, wie die Gewinnung neuer Gesichtspunkte durch Benutzung bisher unbekannter oder unbeachteter Quellen, welche tiefe Einblicke in Leben und Wesen von Herrschern und Völkern ermöglichten, und die eindringende Kritik der Geschichtswerke auf deren Autorität die bisherigen Darstellungen der Zeiten vom Uebergange aus der mittleren in die neuere Zeit beruhten. Nicht Viele sind heute noch am Leben, die sich des Eindruckes von Ranke's Erstlingswerk, der Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 an, erinnern; diesen Wenigen aber steht noch lebendig vor der Seele, wie durchschlagend die Wirkung in Zustimmung und Ablehnung war. Eine Wirkung welche das zweite Buch, das über die spanische Monarchie und das Osmanenreich, bekräftigte, worin zum ersten Male von den

großentheils diplomatischen Schriften Gebrauch gemacht wurde die seitdem eine so große Rolle in der Historiographie gespielt haben; ein Werk welchem nach wenigen Jahren das über die römischen Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts folgte, das den Ruhm seines Verfassers fest begründet und eine neue Aera in der Geschichtsliteratur in Darstellung und Kritik eingeleitet hat. Ranke war im Anfang seiner italienischen Reise begriffen als er mit dem aus Italien heimkehrenden Kronprinzen im Jahre 1829 in Venedig zusammentraf. Ein näheres Verhältniß hat sich aus den anfänglichen Begegnungen entwickelt, und der geniale Historiker ist einer der häufig und immer gerne gesehenen Gäste im Schlosse und auf den Landsitzen gewesen, während der ganzen Regierungszeit des Königs und darüber hinaus, als die Königin Elisabeth die Erinnerungen vergangener Zeiten durch den Umgang mit Personen, von denen sie wußte daß sie ihrem verstorbenen Gemal lieb gewesen waren, festzuhalten suchte. Nicht nur Ranke's großes historisches Talent schätzte der König, sondern auch sein reifes politisches Urteil, welches ebenso wie seine maßvolle und besonnene Geschichtsauffassung den festen Boden nicht verließ und den Combinationen Rechnung trug, von denen der Gang der Ereignisse abhängig ist. Friedrich Wilhelm IV. hat Ranke's Beschäftigung mit heimatlicher Geschichte freudig begrüßt, aber er hat nicht mehr die wichtigen Arbeiten erlebt, worin dieser die Anfänge des preußischen Staates ausführlicher geschildert und andrerseits dessen neuere und neueste Geschichte seit den spätern Zeiten Friedrichs des Großen auf meist amtlichen oder sonst handschriftlichen Grundlagen eingehend dargestellt hat. Was er aber erlebt und was seine volle Zustimmung wie seine thätige

Förderung erlangt hat, ist die rasch fortschreitende Entwickelung des neuen Lebens in Erforschung und Darstellung vaterländischer Geschichte überhaupt, welche, bevor er den Thron bestieg durch Friedrich von Raumer, Johannes Voigt, C. A. Mentzel, G. A. Stenzel u. A. eingeleitet, namentlich durch Ranke's eigenes Beispiel und seine um- und einsichtsvolle und meisterhafte Leitung, zunächst an der berliner Universität dann in ganz Deutschland zur schönsten Blüte gelangt ist und den König zur Stiftung eines ansehnlichen Preises für die in diesem Fache hervorragendsten Werke bestimmt hat. Die wesentlich von Berlin, theils unter Ranke's directem oder maßgebendem Einfluß, theils unabhängig von ihm in diesen Zeiten ausgegangenen Arbeiten von Dönniges, Droysen, Dümmler, W. Giesebrecht, S. Hirsch, Jaffé, Köpke, Pabst, Pertz, von Sybel, Waitz, Wattenbach, R. Wilmans u. A., von denen mehre Vorläufer eines umfassenden, aus derselben Quelle wenngleich an anderem Orte hervorgegangenen Unternehmens, sind Zeugnisse solcher erfreulichen Thätigkeit. Auch der Geschichte des Altertums, an deren Darstellung der ihr Studium längst umfassende Ranke erst nach langer Zeit gehen sollte, ist der frische und belebende in die Historiographie eingedrungene Geist zugute gekommen, und sie ist durch Curtius', Droysens, M. Dunckers, Mommsens u. A. Werke größeren Kreisen erst recht nahe getreten.

Friedrich von Raumer war einst vor Allen dazu bestimmt erschienen, auf die historische Bildung Friedrich Wilhelms IV. Einfluß zu gewinnen. Er war der königlichen Familie durch seine Angehörigen und seine frühere amtliche Stellung wohl empfohlen. In der Widmung der Geschichte der Hohenstaufen an König Friedrich Wilhelm III. hat er es ausgesprochen,

wie durch dessen Gnade ihm Muße und äußere Stellung zu Theil geworden, ohne welche er dies Werk nicht hätte unternehmen können, und wie ihn die wissenschaftliche Ausbeute der mit königlicher Unterstützung ausgeführten Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien bei seiner großen Arbeit gefördert. Ich erinnere mich noch lebhaft des freudigen Antheils, womit die beiden ersten im Jahre 1823 erschienenen Bände des Werkes aufgenommen wurden, welches, man kann sagen, zum erstenmal dem deutschen Volke einen wichtigen und trotz aller Schäden und allen Unglücks glänzenden Theil seiner nationalen Geschichte darbot, auf breiter Grundlage und mit für die damalige Zeit sozusagen erschöpfender Forschung, mit patriotischer Gesinnung und edler Sprache, unter Berücksichtigung nicht blos der politischen und kriegerischen Thatsachen, sondern auch der socialen, rechtlichen und kirchlichen Zustände, als farbenreiches Gemälde des Höhepunktes der mittelalterlichen Welt. Allerdings erschienen die „gepanzerten Friedriche" zu oft als das was man heute „moderne Menschen" zu nennen beliebt, aber sie traten der Nation nur um so näher. Wenn heute noch, nach vollen sechzig Jahren, und nach den durch vielseitigste und eingehendste Studien auf allen Gebieten herbeigeführten Wandlungen der Ansichten und bei gesteigerten Anforderungen, dies im wesentlichen unverändert gebliebene Werk große Anziehungskraft übt, so bezeugt dies zur Genüge seinen bleibenden Werth. Einst hatte Raumer dem Kronprinzen geschichtliche Vorträge gehalten, und seine vielseitige sowol historische als staatswissenschaftliche Bildung, zum Theil in mehrjähriger Praxis erworben, schien ihn dazu besonders zu befähigen. Aber, wie Ranke in den im Jahre 1873 in der münchener historischen Commission ihm gewid-

meten Worten mit Recht sagt, er war keine Natur, die Friedrich Wilhelm IV. befriedigen konnte. Obgleich seine beste Arbeit einem mittelalterlichen Stoffe gewidmet ist, war er seinen Anschauungen, Neigungen, Gefühlen nach durchaus modern, ein Gemisch von einem Liberalen nach der französischen Schablone und von dem altpreußischen Bureaukratismus, welcher den alten deutschen Staatsorganismen gegenüber auch eine Art Liberalismus ist. Leichtlebig, beweglich, auch äußern Wechsel liebend und dadurch zu häufigen, noch in sehr reifen Jahren fernen Reisen angetrieben, war er stets vom Moment beherrscht, und obgleich bis ans Ende literarisch außerordentlich thätig, ermangelte er doch rechter Ruhe. So kam es daß von seinen zahlreichen nach den Hohenstaufen erschienenen Werken verschiedensten Inhalts, abgesehen von den vielen Broschüren, ungeachtet vielfachen und werthvollen neuen historischen Materials und geistvoll anregender Ideen auf manchen Feldern, in Staats- und Gesellschaftswissenschaft wie in der schönen Literatur, keines vollständige Durcharbeitung zeigt und durchschlagenden Erfolg gehabt hat. Seit dem Aufblühen einer vielfach von der seinigen verschiedenen neuen historischen Schule und andern kritischen Methode (ich erinnere daran, daß Ranke's erstes Buch, allerdings nur ein Vorläufer aber ein weckender, nur ein Jahr jünger ist als die beiden ersten Bände der Hohenstaufen) war Raumers Bedeutung für die Universität geschmälert, und eine Schule hat er überhaupt nicht gebildet. Von einer persönlichen Stellung zum Könige war nicht die Rede, wenn auch erst mehre Jahre nach dessen Regierungsantritt, durch offenbare Tactlosigkeit eines sonst welterfahrenen Mannes herbeigeführt, die vollständige Entfremdung eintrat, welche dann sein auch für

ihn selber zu bedauerndes Zerwürfniß mit der Akademie der Wissenschaften veranlaßte, für welche er, bei seiner Vielseitigkeit, in seiner anregenden Thätigkeit und vieljährigen Kenntniß der einheimischen literarischen Verhältnisse, ein schätzbares Mitglied war. Daß er sich im Jahre 1848 von der provisorischen Reichsgewalt nach Paris senden ließ, war ein Mißgriff, den der improvisirte formlose Diplomat selbst dem improvisirten formlosen Minister der neuen Republik gegenüber empfunden haben muß, welchen er aber seiner alten Reisegewohnheit zufolge zu einem Paar Bände Briefe benutzte, worin Bemerkenswerthes und Flüchtiges wie immer bunt wechselt. Es war schade, daß dem geistvollen und kenntnißreichen Manne und angenehmen Gesellschafter im Leben rechter Ernst und Würde der Haltung mangelten, was begreiflicherweise seiner ganzen Stellung Abbruch that, obgleich ihm seiner wissenschaftlichen Verdienste und persönlichen Eigenschaften wegen stets ein ansehnlicher und anhänglicher Freundeskreis geblieben ist. Die Verschiedenheit zwischen Raumer und Ranke ist eine sehr prägnante. Ranke ließ sein Erstlingswerk von 1824 liegen, weil er fand daß für die Fortsetzung von der Mitte des zweiten Decenniums des 16. Jahrhunderts an Methode und gedrucktes Material nicht mehr zur Begründung einer festen Ansicht ausreichten. Raumer begann im Jahre 1832 den Druck seiner Geschichte Europa's seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, nachdem er eben nur kurz vorher in Paris archivalische Studien unternommen und deren Resultate etwas rasch veröffentlicht hatte. Das Werk ist unvollendet geblieben und hat, man kann sagen mit jedem neuen Bande immer weniger Beachtung gefunden.

In Friedrich Wilhelms III. und IV. Tagen hat die

Raumersche Familie dem Staate und der vaterländischen Literatur noch mehr als einen tüchtigen Mann geliefert. Hier ist Georg Wilhelm von Raumer zu nennen, welchen der zweite dieser Monarchen an die Spitze der Staatsarchive stellte, denen schon sein Vater vorgestanden hatte. Der historische Forscher und der Beamte verbanden sich in ihm in einem nicht gewöhnlichen Maße (er war einer der vornehmsten Räthe im Hausministerium), ebenso wie sein einfach anspruchloses Wesen den Eindruck seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit erhöhte. Seine Arbeiten im Fache preußischer Geschichte und Landeskunde ließen eine reiche Nachfolge hoffen, als sein tragisches Ende dessen Anlässe geahnt aber nicht bekannt geworden sind, ihnen ein unerwartetes Ziel setzte. Die Trennung des berliner Archivs in das des Königlichen Hauses, welchem Dr. Märcker, der das Material zu den Monumenta Zollerana hauptsächlich herbeischaffte, vorgesetzt wurde, und in das Staatsarchiv, ist Raumers Werk, aber bessere Veranstaltung und Maßregeln für letzteres, auch für die Möglichkeit der freieren wissenschaftlichen Benutzung vermochte er nicht herbeizuführen. Noch nach Jahren vernahm ich die bittern Klagen des Prof. von Lancizolle, der in Friedrich Wilhelms IV. letzten Zeiten die Direction führte, über die Mangelhaftigkeit aller Einrichtungen, als schon die Archiv-Verwaltungen anderer meist weit kleinerer Staaten, Belgiens, Sardiniens, Venedigs, Neapels, namentlich Toscana's mit gutem Beispiel vorangegangen waren.

Einen Autor dessen Bedeutung an diejenige Friedrichs von Raumer auch nicht von ferne heranreicht obgleich er nicht ohne Talent und Kenntnisse war nenne ich hier im Grunde nur, weil er sich auch durch Mangel an Tact den König

entfremdete und zwar in weit bedenklicherem Maße. Es war Friedrich Förster. Seine rühmliche Theilnahme am Befreiungskampfe empfahl ihn, während seine Begabung sich auf mehr als einem Gebiete kundgab und er für die literarische Geselligkeit, die in Berlin immer einen nicht zu unterschätzenden Factor gebildet hat, ein sehr nützlicher Mann war. Als Schriftsteller schien er immer einem fremden Anstoße oder Beispiel folgen zu müssen und hat nichts Selbständiges geleistet, obgleich Gewandtheit und Talent ihm nicht mangelten. Seine liberalisirenden Ansichten, nicht ohne Beimischung von persönlicher Unzufriedenheit zogen ihm das Sobriquet des Hofdemagogen zu; im Jahre 1848 aber ging er ganz aus Rand und Band. Das Aufwärmen der Historien der Gräfin Lichtenau in einem Buche über neuere preußische Geschichte und Anderes hatte dem Könige so mißfallen, daß er ihn nicht mehr im Schlosse dulden wollte, wo er als Director der Kunstkammer beschäftigt war, und sein Freund Olfers hatte Mühe ihn im Lesezimmer der Bibliothek unterzubringen, wo er Pertz nicht besonders bequem war. Von all seinen Schriften, die doch zum Theil nicht ohne Verdienst sind, wird heute wol keine mehr genannt.

Mit den Berufungen vom Jahre 1841, von denen soviel gesprochen worden ist, hat der König nur theilweise Glück gehabt. Man ist bei der Beurteilung derselben auch wol schwerlich immer von dem richtigen Standpunkt ausgegangen. Manche haben sich eine literarische Tafelrunde gedacht, und die Exemplification des Vereins, welchen König Max von Baiern in späterer Zeit um sich versammelte, hat auf Absichten und Erfolg Friedrich Wilhelms IV. falsche Schlüsse ziehen lassen. Des Königs Lebensweise und die gesellige

Sitte des Hofes waren seit lange zu fest geregelt, um einer Gesellschaft, wie ein jüngerer Monarch sie um sich sah, Raum zu gönnen. Wenn man von Ludwig Tieck absieht, ist die Meinung des Königs vornehmlich dahingegangen, der Universität und der Akademie der Wissenschaften neue und lebendige Kräfte zuzuführen. Der Umstand jedoch daß hiebei besonders berühmte Namen in Betracht kamen, hat einigermaßen vergessen lassen, daß mehre der Gewählten durch Alter und bisherige Beziehungen schon zu sehr in andern Kreisen heimisch geworden waren. Am besten ist es noch bei Schelling gelungen, der als ordentliches Mitglied der Akademie nicht mit der Pflicht aber mit der Befugniß von Vorlesungen berufen wurde und der sich in das abendliche Gesellschaftsleben im Schlosse leicht hineinfand, obgleich es an Hemmnissen einer eigentlichen Conversation über die Dinge, die ihn vorzugsweise beschäftigten, nicht fehlen konnte. Schelling war dem Könige persönlich angenehm, der dessen idealen Standpunkt in ästhetischen Anschauungen theilte, während seine Stellung zum positiven Christentum als einem entscheidenden Moment in der Entwicklung des Gottesbegriffs ihm ein Gegengewicht gegen die in den spätern Zeiten der vorigen Regierung überwiegend begünstigte Hegelsche Philosophie erschien.

Am wenigsten hat Friedrich Rückert, der zur Belebung der orientalischen Studien mitwirken sollte, auch nur der billigsten Erwartung entsprochen. Er hat Berlin gar nicht kennen gelernt und ist von seinem dritten Stock in der Behrenstraße sozusagen nicht herabgestiegen, indem er wenigstens in späterer Zeit seine wenigen Zuhörer dort bei sich versammelte und am Ende das Vorlesen ganz beiseite ließ. Es war auch keine glückliche Zeit des Schaffens für ihn.

Ein durchaus lyrisches Talent, glaubte er sich zum Dramatiker berufen und schrieb ziemlich hastig Schauspiele aus der deutschen wie aus der jüdischen Geschichte, die im Grunde nur versificirte Dialoge waren und alles dramatischen Nervs entbehrten. Nebenbei legte er geringen Tact an den Tag, indem er in unbedeutenden Versen der Stadt, die ihn gastlich aufgenommen hatte, nicht gerade Schmeichelhaftes sagte. Das Beste was von seinem nicht über wenige Jahre hinaus währenden berliner Aufenthalt zu sagen ist, besteht in der Verlobung eines seiner Söhne mit der ältesten Tochter des Professors Robert Froriep, jener Alma welche seine späten Tage auf seinem geliebten Gute Neuses bei Coburg durch ihre Anhänglichkeit und Liebenswürdigkeit verschönert hat. Es würde ihm Freude gemacht haben, wenn er erfahren hätte, daß sein schönes Gedicht: „Aus der Jugendzeit" auf die Königin Elisabeth den tiefsten und dauerndsten Eindruck machte, wie sie denn sich dasselbe noch wenige Wochen vor ihrem Ende auf Burg Stolzenfels recitiren ließ.

Ludwig Tieck machte wie gesagt eine Ausnahme bei diesen Berufungen. Sein großes Talent als Vorleser namentlich dramatischer Sachen ist allgemein bekannt. Der König hatte den doppelten Zweck durch dies Talent und die Conversation mit einem so geistreichen Manne, in welchem eine ganze Literaturepoche gewissermaßen noch fortlebte, ruhige Stunden zu beleben und ihm zugleich einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten, da seine Verhältnisse in Dresden ebensowenig wie diejenigen früherer Zeiten befriedigend waren. Beides ist doch nur unvollkommen erreicht worden. Tieck war ein hoher Sechziger, als Friedrich Wilhelm ihn berief. Er hatte sich in Dresden an eine bequeme Lebensweise ge-

wöhnt, und gichtische Leiden quälten ihn seit vielen Jahren, wovon schon seine Haltung Kunde gab. So leicht ihm seine neue Stellung gemacht wurde, so war sie ihm doch nicht selten hinderlich. Man hat in deutschen Literaturgeschichten wiederholt geschrieben, er habe in den zerstreuten und unaufmerksamen Hofkreisen vorlesen müssen, wobei es ihm nicht selten unleidlich geworden sei. Hierin hat aber das Uebel nicht gelegen. Die Hofkreise waren nicht zerstreut noch unaufmerksam, aber Tieck, wenn er nicht Shakespeare oder den Prinzen von Homburg oder andere dramatische Werke vorlas, sondern von seinen eigenen Producten wählte, war in dieser Wahl nicht selten nichts weniger als glücklich. Die Novellen seiner spätern Jahre waren ungeachtet einzelner Schönheiten keineswegs immer seinen besten zuzuzählen, und sein ganzes Genre hatte sich schon zu überleben begonnen. Er hat aber auch Dinge vorgelesen, bei denen es wie in Goethe's Sänger, wenngleich in einigermaßen anderm Sinne heißen konnte: „Die Ritter schauten muthig drein und in den Schoß die Schönen." Sein Verdienst um die Wiederbelebung des griechischen Drama auf dem deutschen Theater hat der König dadurch geehrt, daß er auf dem Revers der schönen zur Erinnerung an die Aufführung der Antigone geprägten Medaille sein Profilbildniß nebst dem Felix Mendelssohns anbringen ließ. Der König hatte ihm für die Sommermonate ein bequemes Haus an dem obern Wege nach Sanssouci zur Verfügung gestellt, welches später von der verwitweten Gräfin Anton Stolberg bewohnt worden ist. Von hier wurde er bisweilen zur Tafel im Schlosse eingeladen. Ich saß einmal in seiner Nähe bei einem größern Diner im Berceau. Es war ein sehr warmer Tag, aber die freie Luft schien ihm

doch sehr unbehaglich, und ich glaube, er wäre gerne wieder zu Hause gewesen. Daß seine pecuniären Verhältnisse auch bei des Königs Großmuth nicht prosperirten, hing mit der geringen Ordnung zusammen die bei ihm sein ganzes Leben lang gewaltet hat.

Zu den glücklichsten Berufungen gehörte die der Brüder Grimm, welche durch die bekannten Vorgänge an der Universität Göttingen vom Jahre 1837 nach ihrer hessischen Heimat zurückgeführt und ohne Amt geblieben waren. Herr von Savigny und seine Schwägerin Bettina haben viel zu dieser Berufung ihrer Freunde mitgewirkt, aber es bedurfte keiner besondern Empfehlung um sie dem Könige genehm zu machen, der ihre gelehrten Arbeiten nach Verdienst würdigte und an ihren populären Schriften, die sie der deutschen Nation liebgemacht hatten, große Freude fand. In seinen eigenen engern Kreis sind die Brüder kaum gelangt, aber ihre Wirksamkeit in Berlin hat reiche Früchte getragen, und der König hat sich noch der Anfänge des Nationalwerkes, des deutschen Wörterbuchs gefreut, dessen Fortgang durch die Unterstützung der Regierung ermöglicht worden ist, das aber, in den Händen tüchtiger und gelehrter aber nicht immer maßhaltender Männer, einen von seinen Begründern nicht beabsichtigten Umfang gewonnen hat, der keinem von denen welche den Anfang erlebt die Vollendung zu sehen in Aussicht stellt. Beide Brüder haben ein rechtes Gelehrtenleben geführt, und die Zahl der Häuser in denen man ihnen begegnete, ist keine große gewesen. Sie waren namentlich viel bei Savigny, bei Olfers, bei Frau von Arnim und wenigen Andern, abgesehen von Gelehrtenkreisen, überall gerne gesehen, anspruchlos und liebenswürdig, namentlich Jakob voll sinniger

ruhiger Heiterkeit und in der ungezwungenen Conversation voll feiner Bemerkungen. Es war nichts Pedantisches an ihnen, und ihre Haltung blieb immer natürlich. Durch die Vorsorge des Königs war ihre äußere Stellung eine gute, und die beiden letzten Decennien ihres Lebens haben sie für Jahre kärglicher Förderung und für den harten Schlag entschädigt, der sie plötzlich aus einer ihnen liebgewordenen Wirksamkeit herausriß.

Richard Lepsius war dem Könige schon durch seinen Vater den Landrath in Naumburg empfohlen, für dessen baugeschichtliche, wesentlich von naheliegenden Werken ausgehende Untersuchungen er sich sehr interessirte. Alexander von Humboldt, Bunsen, Ritter thaten das Ihrige dem jungen Manne die Wege zu ebnen, der mit den Studien über altitalische Sprachen die der ägyptischen Altertümer verband, für welche durch die französisch-toscanische Expedition unter dem jüngern Champollion und Ippolito Rosellini eine neue Aera eröffnet worden war. Nach längerem Aufenthalt in Paris, Rom, London war Lepsius zu Ende 1841 nach Berlin zurückgekehrt um sich für die große ägyptische Reise vorzubereiten, welcher der König unter Betheiligung der Akademie der Wissenschaften reiche Mittel zur Verfügung stellte. Nach seiner Heimkehr im Jahre 1846 bereiteten die bedeutenden von ihm erzielten Erfolge und schönen Erwerbungen ihm die günstigste Aufnahme bei Hofe, und er ist ein oft und gerne gesehener Gast gewesen, lebendig und anregend, gewandt in der Verwerthung seiner vielen Anschauungen und in der möglichen Popularisirung seiner schätzbaren Kenntnisse, von denen er bei der Einrichtung der ägyptischen Sammlungen in dem damals im Bau begriffenen neuen Museum voll-

giltiges Zeugniß ablegte. Als er im Jahre 1858 dem Könige, „dem erhabenen Begründer der ägyptischen Forschung in Deutschland", das ägyptische Königsbuch mit den Tafeln über die 'Dynastien widmete, war Friedrich Wilhelm IV. schon nicht mehr im Stande sich der tüchtigen Arbeit, welcher ein bedeutender Theil des großen Reisewerkes vorausgegangen war, in vollem Maße zu erfreuen.

Zu Anfang des Jahres in welchem ich nach Berlin übersiedelte, war daselbst ein Mann gestorben, welchem der König in seinen Jugendjahren, die mit denen seiner gefeiertsten Dichtungen zusammenfielen, lebendigen Antheil gewidmet hatte, den er ihm bis zu seinem Ende treu bewahrte. Es war Friedrich de La Motte Fouqué. Sein Name erinnerte an die Zeit Friedrichs des Großen, unter welchem sein Großvater mannhaft wenn auch nicht immer glücklich gekämpft hatte; sein eignes Bestreben, seine Pflicht gegen das Vaterland in schwerer Zeit zu erfüllen, woran er durch schwache Gesundheit sehr behindert wurde, hatte das Interesse gesteigert welches seine Schriften erregten. Undine und der Zauberring gehörten zu den gelesensten Prosadichtungen der Jahre in denen Friedrich Wilhelm heranwuchs, und wer die Wirkung ermißt welche sie noch viele Jahre später ausgeübt haben, eine Wirkung die bei der erstern dieser Erzählungen sich nicht auf Deutschland allein beschränkt hat und heute noch nicht ganz geschwunden ist, wird begreifen, wie sie in den Tagen in welchen die Romantik noch mehr als ihre Nachblüte hatte, ein jugendliches Gemüth anzogen. Die von der Nation dem Verfasser entgegengebrachte Gunst konnte jedoch nicht währen als das Thema von Rittertum und Minnedienst in innerlich unwahrer Auffassung und conventioneller Form immer wieder-

[illegible] nachdem dessen Verschmelzung mit den fremdartigen Bildern des nordischen Sagenkreises auch keine lebendigen Gestalten zu schaffen vermocht hatte, während das religiöse Element in seiner süßlichen Richtung den Darstellungen keine Kraft zu verleihen vermochte. Fouqué war schon halb verschollen, als er im Jahre 1831 durch den Tod seiner Frau seine unabhängige pecuniäre Stellung verlor, welche er wesentlich dieser verdankte. Caroline von Briest, als Frau von Rochow Mutter des Ministers und des Generals und Diplomaten dieses Namens, war eine Frau von Geist und Talent, im Grunde von männlicherem Geiste als ihr zweiter Gemal, mit dem sie an literarischer Fruchtbarkeit wetteiferte. Ihre Romane und Erzählungen wurden eine Zeit lang viel gelesen, aber um die Mitte der zwanziger Jahre frug man wenig mehr nach ihnen, obgleich sie den alten Ton zu variiren suchte, und am Ende fand sie keinen Verleger mehr. Dies hinderte sie jedoch nicht weiter zu schreiben, und wie früher die gedruckten Bände, sandte sie nun an Kronprinz und Kronprinzessin die Manuscripte. Ihre Romane theilten mit denen von manchen ihrer männlichen Collegen das Unvermögen eine rechte Lösung zu finden, nachdem die Erzählung bis zu einem gewissen Punkte geläufig fortgeschritten war. In spätern Zeiten hat die Königin wiederholt der Frau von Fouqué erwähnt, die schon durch die Stellung ihrer Söhne zum Hofe in Beziehung stand. Der ältere derselben war Kammerherr der Kronprinzessin, der jüngere Adjutant des Prinzen Wilhelm gewesen. Von Diesem war schon die Rede, Jener war mehre Jahre hindurch Minister des Innern, ein Mann dem man, seiner Schwächen ungeachtet die zum Theil die der Zeit waren, schweres Unrecht anthun würde, wenn man ihn

nur nach einem so unglücklichen wie unvergeßlichen Worte, dem vom beschränkten Unterthanenverstande beurteilen wollte. Nach dem Tode der Frau ging Fouqué, dessen kränkliche Tochter im Rochow'schen Hause geblieben ist, nach Halle, in der verfehlten Absicht und Hoffnung dort für religiös-politisch-historische Ansichten die in der Presse nicht mehr gedeihen wollten, ein Publicum zu finden. Eine zweite, unklugerweise dort eingegangene Ehe hat seiner äußern Stellung nur noch mehr geschadet, und vom Könige unterstützt ist er, ein gebrochener Mann, nach Berlin zurückgekehrt, wo er am 23. Januar 1843 sechsundsiebzigjährig gestorben ist. Vielleicht der letzte Vertreter der falschen Anschauungen vom Mittelalter, wie sie der romantischen Schule mehr oder minder eigen gewesen waren, da Ludwig Tieck, Joseph von Eichendorff, der um jene Zeit noch in Berlin amtlich und literarisch thätig war, und die übrigen sonst noch Lebenden aus diesem Kreise doch gesundere Naturen waren, auch wo nicht eine eigentlich wissenschaftliche Richtung ihnen das Correctiv jugendlicher Meinungen und Träume bot.

Unter den einheimischen Literaten waren mehre an denen der König warmen Antheil nahm. Zu diesen gehört in erster Linie August Kopisch. Im Herbste 1828 hatte der Kronprinz ihn in Neapel kennen gelernt, und sein decoratives Talent hatte zur Verschönerung dortiger Feste beigetragen. Kopisch war eine reich begabte Natur, der es nur an rechter Sammlung und somit an dem Verfolgen eines festen Zieles gefehlt hat. Zum Maler erzogen wurde er durch eine Schwäche des rechten Handgelenks in der Ausübung seiner Kunst gehemmt, und obschon er den Pinsel nicht ganz bei Seite legte, gelangte er doch durch Theilung seiner Zeit und

seiner Kräfte nicht zu dem was er sonst zu erreichen vermocht hätte. Er hatte höchst ausgebildeten Farbensinn, und wenn seine Landschaften, deren er auch in spätern Jahren manche kleinere gemalt hat, in Bezug auf das Detail der Form zu wünschen übrig lassen, so hat er doch schöne Lichteffecte erzielt. Schon im italischen Süden wandte er sich vorzugsweise der Poesie zu und hat für die Kenntniß namentlich der neapolitanischen Volksdichtung und den Geschmack an derselben so durch Sammlung wie durch Uebersetzen und Nachbilden sehr viel beigetragen. Ob er für das dramatische Fach dem er sich eine Zeit lang mit Vorliebe zuwandte, wirkliche Begabung hatte, lasse ich dahingestellt sein; daß er von dramatischen Versuchen nichts druckte, dürfte andeuten daß er selbst daran zweifelte. Sein eigentliches Genre war das Scherzhafte und Neckische, und hierin hat er Ausgezeichnetes geleistet. Aber auch unter seinen in das epische Fach gehörenden Dichtungen, von denen er eine größere welche die Normannen in Sicilien schildern sollte, leider nicht vollendete, legte er ein schönes Talent an den Tag und zeigte sich in vielen seiner Stücke als Meister der Metrik, der wol mit August Platen hätte wetteifern können, mit dem er in Neapel Umgang pflog. Seine Beschäftigung mit Dante fällt in seine spätern Jahre (1836 ff.) und fand ihn eigentlich unvorbereitet, wie sie denn aus der Lectüre in einem geselligen Kreise entsprungen ist. Er kannte die italienische Umgangssprache sehr wohl und war mit dem süditalischen Dialekt besonders vertraut, aber die Sprache der Zeit des Wiedererwachens der italischen Dichtung aus langem todtenähnlichen Schlummer war ihm neu, und ebensowenig hatte er sich mit mittelalterlicher Geschichte und Philosophie beschäftigt. Daß

er sich mit großer Energie hineinarbeitete und in seinem ausführlichen Commentar zu Resultaten gelangte die immerhin der Beachtung werth sind, zeugt für seine geistige Begabung. Die Uebertragung an sich ist durch große Mängel entstellt, welche erst nach langer Zeit durch eine fremde sorgsame Hand getilgt worden sind, während sie in der metrischen Form keineswegs die Gewandtheit zeigt die man von ihm hätte erwarten dürfen.

Als ich Kopisch im Sommer 1835 in Berlin kennen lernte, verwandte er nur zu viele Zeit auf die Versuche zur Herstellung eines großen Modells der blauen Grotte, von der er ein kleines ganz hübsch und möglichst genau geschaffen hatte. Er dachte im Großen den vollen Eindruck der Beleuchtung durch farbige Gläser wiedergeben zu können, was ihm dann nicht gelang. Er hat diese Grotte nicht, wie man gewöhnlich verbreitet, eigentlich entdeckt, denn sie war den Bewohnern Capri's und der nahen sorrentiner Küste wohl bekannt ehe er mit dem heidelberger Maler Ernst Fries hineinschwamm. Aber er hat sie in weiten Kreisen bekannt gemacht, und erst seit seiner Zeit sind Tausende in den Stand gesetzt worden dies magische Schauspiel eines Licht- und Farbeneffects zu bewundern. Bald nach seiner Thronbesteigung ertheilte Friedrich Wilhelm IV. ihm den Auftrag die Geschichte der potsdamer Schlösser zu schreiben. Es war eine in hohem Grade lohnende Aufgabe, und Kopisch, Maler und Dichter, schien der rechte Mann, der Absicht des Königs zu entsprechen, wenn auch von vornherein seine geringe Bekanntschaft mit der Geschichte, namentlich der anekdotischen, Zweifel hätte wecken können. Er fing aber die Sache so ungeschickt wie möglich an. Er wollte zu gleicher

Zeit malen, forschen und schreiben, und berechnete nicht wohin das ihn führen mußte. Bei meiner Ankunft in Berlin im Spätsommer 1843 fand ich ihn im Drachenhause im hintern Theile des Parks von Sanssouci etablirt, einer jener bizarren Schöpfungen der Rococozeit an denen dieser Park keinen Mangel hat. Und womit beschäftigte er sich? Mit etymologischen Untersuchungen über die aus der Wendenzeit stammenden Ortsnamen der Umgebungen Potsdams. Man wird sich nicht darüber wundern, wenn unter solchen Umständen seine Arbeit wenig fortschritt und noch weniger der Absicht des hohen Auftraggebers entsprach. Das erst nach des Verfassers Tode im Druck vollendete Buch ist eine genaue und brauchbare, aber sehr wenig anziehende Arbeit geworden. Kopisch war der angenehmste Gesellschafter, zugleich gemüthlich und heiter, witzig ohne zu verletzen, ein trefflicher Vorleser oder vielmehr Recitirer seiner eigenen Sachen, König und Königin haben ihm jederzeit lebendige Theilnahme bewahrt.

Neben Kopisch ist Carl Werder zu nennen, Professor der Philosophie an der Universität und Dichter des Drama's Columbus, das dem Könige großes Interesse einflößte; ein Interesse welches derselbe stets bewahrte und noch im Jahre 1847 bethätigte. Das dramatische Element in diesem Werke ist schwach, aber dasselbe entwickelt eine Fülle poetisch-philosophischer Anschauungen von denen man wol begreifen konnte daß sie den Monarchen fesselten. In Bezug auf die Theilnahme des Publicums im Großen ist es übrigens dieser dramatischen Schöpfung ungefähr ebenso ergangen wie dem Alexander und Darius von Friedrich von Uechtritz, welchem viele Jahre früher Ludwig Tieck einen Platz einzuräumen

suchte den das Stück nicht zu behaupten vermocht hat. Als ich im Mai 1835 in Dresden bei Tieck war, kam das Gespräch auf Uechtritz, dessen späteres Trauerspiel Rosamunde, ein unglückliches Sujet, auf der dortigen Bühne kein Glück gemacht hatte, was Tieck auch der Darstellung zur Last legen wollte. Er äußerte, Deutschland wolle diesem Talent nicht die Anerkennung gönnen die es verdiene. Das neue Stück sei dem Alexander vorzuziehen; es sei wärmer und inniger. Aber Uechtritz hat niemals wahres dramatisches Leben entwickelt und so ungeachtet aller Vorzüge der Form kalt gelassen.

Mancher Andern die in Beziehungen zu Literatur und literarischem Leben standen, wird noch in den Blättern dieser Erinnerungen gedacht werden, die von der berliner Gesellschaft der sogenannten vormärzlichen Tage handeln. Eines Mannes aber, der eine politische Richtung dieser Zeit in hervorragendem Maße charakterisirt, während er Fragen die erst später zu brennenden wurden, ahnungsvoll erkannte und deren Wesen und Gefahren scharf und treffend bezeichnete, muß ich hier erwähnen. Es war Victor Aimé Huber, der so ziemlich um dieselbe Zeit mit mir nach Berlin kam, wo sich ihm ein weiterer als ein blos literarischer Wirkungskreis, wie er ihn in Marburg gehabt hatte, zu eröffnen schien. Seine große Thätigkeit in der romanischen Literatur, worin er Tüchtiges geleistet hatte, trat hier vor jener auf politisch-socialem Felde zurück. Ich weiß nicht ob er zu dem Könige in nähere persönliche Beziehung, die ihm einen fruchtbaren Austausch von Ideen ermöglicht hätte, getreten ist, aber ich kann mir nicht anders denken als daß er sich mit den Anschauungen Friedrich Wilhelms IV. vielfach hätte

begegnen müssen. Sie standen auf demselben Boden: politische Entwicklung aus dem Innern des deutschen und specifisch preußischen, auf historischer Gestaltung beruhenden Nationallebens heraus, also einer monarchischen Staatsverfassung mit ständischer Gliederung in weiterer Entwicklung und festerer Consolidirung der Provinzialstände und ihrer Ausschüsse, im Gegensatze zu dem constitutionellen System des modernen Liberalismus der französischen Schule. Dies war Hubers Gedanke, für dessen Verwirklichung er seinen Geist, seine reife Bildung, seine Thätigkeit einsetzte; die Bedingung von Freiheit und Fortschritt, aber keiner der Schranken der Rechte und Pflichten entledigten Freiheit der individuellen Selbstbestimmung, die zur Despotie des Individuums oder der Partei oder der Massen führt. Er faßte die socialen mit den politischen enge zusammenhängenden Fragen scharf ins Auge, die des Proletariats in der Eigenschaft des besitzlosen aber arbeitenden, die Arbeitskraft zur Deckung der Nothdurft verwerthenden Bürgerstands, im Gegensatz zu dem Pauperismus, den er den trocknen oder faulen Brand des Proletariats nannte; die Frage der Bekämpfung des Communismus d. h. des Princips daß der Besitzlose einen formalen Rechtsanspruch an den Besitzenden hat. Betrachtungen, welche er vor nunmehr fast vollen vierzig Jahren anstellte, in der im Jahre 1845 von ihm gegründeten Zeitschrift „Janus", welche inmitten der Ungeduld der Zeit nicht die Beachtung, Unterstützung und Entwicklung fand die zu wünschen gewesen wäre, dann nach den Stürmen von 1848 in der politischen conservativen Presse; Mittel, auf welche er hinwies, treten heute wieder an uns heran wo die Uebel gegen die er kämpfte, furchtbare Dimensionen ange-

nommen haben und immer dringender Abhilfe heischen, welche unendlich größere Kräfte in Anspruch nehmen wird als damals, aber auch nach vieljährigen Erfahrungen und Arbeiten ein weit günstigeres Terrain mit reiferer Erkenntniß, reicheren Hilfsmitteln, festerem Willen und Entschluß vorfindet, als zur Zeit wo Victor Aimé Huber beinahe als Prediger in der Wüste erscheinen mochte.

VI.

Die schönen Künste.

Was von der Thätigkeit und dem Einfluß des Königs auf literarischem Felde gesagt worden ist, gilt vielleicht in höherem Maße noch auf dem Gebiete der Kunst. Friedrich Wilhelm IV. war eine Künstlernatur in voller Bedeutung des Wortes. Alles gestaltete sich bei ihm zum Bilde und strebte nach harmonischer Form. Von früher Jugend an war es so gewesen, und wie mit den wachsenden Jahren die Fülle der Ideen im Verein mit der Kenntniß der Kunstgesetze sich entwickelte, so steigerte sich auch das innere Bedürfniß und die Freude des Schaffens, in Wechselwirkung mit den Kunstjüngern denen die Ausführung der dem Geiste vorschwebenden Aufgaben zufiel. Eine Wechselwirkung wie sie in ähnlichem Maße und mit so klarer Anschauung der Bedingungen der höheren Technik vielleicht nie vorgekommen ist, selbst kaum in den schönsten Zeiten von Athen und Florenz, an welche man am ehesten gemahnt wird.

Des Königs Lieblingsfach war die Architektur, sowol an und für sich wie in Beziehung zu den Bedingungen der Localität und zu den landschaftlichen Kunstschöpfungen. Er ging dabei von classischen Gesichtspunkten aus. Bei dem

Uebergang aus dem 18. in das 19. Jahrhundert war das Princip der bildenden Künste ein der Entwicklung der Literatur sozusagen entgegengesetztes, und sie begegneten sich nur darin, daß sie nach neuen Normen ja Lebensquellen suchten und dieselben in der Wiederbelebung eines schon Dagewesenen gefunden zu haben glaubten. Die Reaction gegen die durch die Akademien geförderte sklavische Manier und gegen die Herrschaft des Rococo führte unter mächtigem wissenschaftlichem Einfluß zur Rückkehr zur Antike, wie zu der ein ähnliches Streben verfolgenden letzten Epoche der Renaissance des 16. Jahrhunderts. Erst aus der Verschmelzung des Wahren und Nothwendigen dieser auch wiederum mit größter Einseitigkeit bedrohenden Richtung mit den ewig lebendigen Elementen der christlichen Kunst des Mittelalters ging in der Malerei die neue Schule hervor welche von dem zweiten Decennium des Jahrhunderts an dieselbe beherrscht hat und ungeachtet mancher Abweichungen in verschiedenem Sinne zu beherrschen fortfährt, während in der Sculptur je nach den Aufgaben die classischen neben den realistischen Tendenzen, in der auf das zeitliche und locale Bedürfniß angewiesenen Architektur die verschiedenen Stilformen unter sorgsamer Beobachtung ihrer Grundgesetze ihr Recht behaupten.

Die Lehren der Jugendjahre Friedrich Wilhelms hatten in gleichem Grade zu der Vorliebe für die classische Architektur mitgewirkt, wie sein lebendiger Sinn für die Harmonie und die bei ihrer Großartigkeit vorherrschende Einfachheit und Strenge der Form der hellenischen Baukunst. Aloys Hirt hat ihn in Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte eingeführt. Einst war Hirt eine weit überschätzte Autorität in Berlin, dann hat man sich daran gewöhnt ihn zu sehr beiseite zu

lassen, während doch seine Kenntnisse namentlich im Fache der antiken Architektur besonders für seine Zeit volle Anerkennung verdienten. Schinkels Anschauungen und Praxis, welche mit demselben Princip die geniale Anwendung verbanden und ins Tiefe gingen, kamen dazu und haben auf den Kronprinzen mächtig eingewirkt. In späteren Jahren, bis zu Anfang der Regierungszeit, machte sich der Einfluß Carl Friedrichs von Rumohr geltend — von einem Einfluß der im Jahre 1827 vernommenen Vorträge A. W. von Schlegels über Theorie und Geschichte der bildenden Künste kann nicht wol die Rede sein. Im Jahre 1828 führte Rumohr den Kronprinzen in Florenz und Siena umher wo er ganz zu Hause war, und machte nachmals wiederholte Besuche in Berlin und auf den Schlössern, nachdem er sich bei den Ankäufen für das im Jahre 1828 im Bau vollendete Museum vielfach thätig gezeigt hatte. So geschah es im Jahre 1833 nach der vollständigen Publication seiner „Italienischen Forschungen", welche zu einem ärgerlichen und auf beiden Seiten ohne gehöriges Maß geführten Streite mit Hirt Anlaß boten, und im Frühling 1841 nach Rumohrs Winteraufenthalt in Venedig. Im Herbste 1842 kam er zu längerem Aufenthalte, während dessen das Uebel begann das ihn im Sommer des folgenden Jahres dem Grabe zuführte. Seine historischen Kenntnisse von der Kunst waren sehr ungleich und lückenhaft, selbst für das toscanisch-umbrische Mittelalter welches er am eingehendsten studirt hatte, und er bildete leicht apodiktische Meinungen welche solche Lücken verdecken sollten, ohne daß er selber sich dieselben immer klar machte, da er zu sehr seinem Gedächtniß vertraute. Aber er war der Erste welcher den herkömmlichen Kreis der italienischen

Kunstgeschichte, wie Lanzi's fleißiges aber etwas materielles Werk, welches man auffallend genug noch nach dem Erscheinen des wichtigsten Theiles der Rumohr'schen Forschungen in Leipzig übersetzte, ihn für die Malerei repräsentirte, auf wirksamere Weise als dies vom Anfang des Jahrhunderts an durch einzelne verdiente italienische Gelehrte auf beschränkteren Gebieten geschehen war, durch urkundliche Entdeckungen durchbrach, und durch neue Anschauungen belebte. Ueberdies war er ein allgemein unterrichteter geistvoller Mann, in steter Beziehung zur schönen Literatur, ihrer Geschichte ebenso kundig wie der Culturgeschichte und Wirthschaftslehre, voll Schönheitssinn und feiner ästhetischer Ansichten, ein angenehmer Gesellschafter, der sich an Höfen mit demselben Behagen bewegte wie im Gelehrtenkreise. Mit Friedrich Wilhelm IV., von welchem seine epikureische Lebensanschauung ihn sonst trennen mochte, hatte er die Gabe künstlerischer Darstellung gemein, wenn auch ihre Richtungen verschieden waren. Das königliche Kupferstichcabinet bewahrt eine ganze Reihe seiner Federzeichnungen, die zum Theil in traulicher Conversation entstanden sind, überwiegend Fels- und Laubpartien die an die Radirungen Johann Christian Reinharts erinnern, mit welchem er während seines ersten italienischen Aufenthalts viel verkehrte und der sichtlich großen Einfluß auf ihn geübt hat.

Schon in früher Jugend offenbarte sich Friedrich Wilhelms ungewöhnliche künstlerische Begabung ebenso wie seine Richtung, um dann in späterer Zeit immer klarer hervorzutreten, als es sich um specielle Aufgaben handelte. Die auf Veranlassung der Königin Elisabeth nach seinem Hinscheiden durch Olfers und Stüler getroffene und durch Licht-

druck vervielfältigte Auswahl aus seinen zahllosen Handzeichnungen hat auch weiteren Kreisen einen Begriff von dem Reichtum seiner Erfindung, von der Mannigfaltigkeit der architektonischen Conceptionen und Formen, von dem lebendigen Naturgefühl und dem ausgebildeten Sinn für landschaftliche Schönheit und Eigentümlichkeit gegeben. Die architektonischen Skizzen sind die überwiegenden und verschiedenster Art. Sie zeugen von sichtbarer Vorliebe für die Antike und für die Anwendung ihrer durch die Constantinische und Theodosianische Zeit geweihten Formen für die Kirchenbaukunst, deren Erfordernissen, soferne der protestantische Cultus in Betracht kam, ihre Einfachheit und Symmetrie sich am meisten anzupassen schienen, obgleich in späteren Jahren auch der byzantinische Centralbau, aber wol mehr räumlicher Bedingungen wegen in Anwendung gekommen ist. Die großen Effecte des antiken Profanbaues durch Colonnaden und Hallen, namentlich unter Benutzung verschiedener Niveaus sind dem Zeichner sichtbar vor Augen gestanden. In den landschaftlichen Compositionen überwiegt seit der italienischen Reise der Charakter der süditalienischen Mittelmeerküsten mit ihren vielen Buchten, Landspitzen, Vorgebirgen, welche der Architektur so weiten Spielraum gewähren. Zahlreiche Reminiscenzen wechseln oder verbinden sich mit freien Erfindungen voll Phantasie und anmuthiger Schönheit, und runden sich zu vollendeten Entwürfen die nur der künstlerischen Ausführung bedürfen, welche ihnen auch gelegentlich geworden ist. In buntem Wechsel folgen andere Motive, Felsenschlösser, Gesellschaftsräume mit zum Theil grotesker und phantastisch costümirter Staffage, Erinnerungen an die Renaissancezeit u. A., bald mit Bleistift oder Kreide ausgeführt, bald mit der

Feder, mit schwarzer oder blauer Dinte, wie die Briefe des Monarchen sie zeigen, in einzelnen Fällen mit Erläuterungen und Daten oder Monogrammen. Diese Zeichnungen sind theils in abendlicher Unterhaltung, theils beim Vorlesen, auch wol beim Vortrage entstanden, auf Blättern wie der Zufall sie eben bot oder sie auch wol auf den Tisch vor des Königs Sitz hingelegt wurden. Manche architektonische Skizzen habe ich selber Abends aus freier Conception hervorgehen sehen. Der König blieb nicht gerne längere Zeit völlig unthätig, und wenn er Kunstblätter oder anderes angesehen hatte, griff er gerne inmitten der Conversation zum Griffel ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu beschränken. Er hatte die Eigentümlichkeit bei stiller Betrachtung z. B. während des Vorlesens, mit dem Finger Figuren in der Luft zu zeichnen, gerade wie manche es beim Kopfrechnen thun um sich die Zahlen einzuprägen. Nach seiner schweren Erkrankung schien der Sinn für die Zeichnung ihn verlassen zu haben, und er stellte sich auch dann nicht wieder ein, als bildliche Darstellung für ihn ein bedeutendes Hilfsmittel zu leichterem und besserem Verständniß des Mitgetheilten wurde.

Wie in Bezug auf Kirche und Staat, auf Recht und Wissenschaft waren des Königs Anschauungen auch im Kunstgebiete eminent historische. Auch wo dem an der Oberfläche haftenden Blick dieser Grundton nicht sogleich erkennbar war, gab er die Leitung. Hier war nichts aus dem Zusammenhang gerissen, und so verschiedenartig einzelne Richtungen und Gestaltungen sein oder erscheinen mochten, allmählich vereinigten sie sich zu einem großen Ganzen. Die Idee welche die ganze Einrichtung wie die malerische Decoration des Neuen Museums eingegeben hat, beruht auf diesem Grunde. In der Kunst

wie in der Natur ist nichts isolirt, und nur die Gesammtanschauung vermag in vielen Fällen dem Einzelnen gerecht zu werden. Am lebendigsten offenbarte sich dies bei dem Könige in der Auffassung der Architektur, derjenigen Kunst welche bei allen ihren zeitlichen Wandlungen die größte Stetigkeit zeigt, weil sie mit positiven Bedürfnissen am engsten zusammenhängt und durch dieselben bedingt wird. Wenn Friedrich Wilhelm IV. da wo er in seinen Conceptionen vollkommen frei war, am liebsten von der classischen Kunst und der Frührenaissance ausging, zollte er doch anderen Stilen und Zeiten vollkommene Anerkennung und widmete ihnen gleiches Interesse, während er seinen Sinn mit liebevoller Berücksichtigung für die Zwecke der Werke wie für örtliche Bedingungen an den Tag legte. Er gab wie gesagt der altchristlichen Basilikenform für den evangelischen Kirchenbau den Vorzug und hat sie aufs glücklichste zur Anwendung gebracht, aber er drängte sie nicht auf, während er vorzugsweise darauf bedacht gewesen ist, Muster hinzustellen die zur Nachfolge ermuntern konnten. Wie er sich in Trier für die Benutzung eines Baues der constantinischen Zeit, den man für eine ursprüngliche Basilika hielt, zu den Zwecken des evangelischen Cultus interessirte, so verfolgte und förderte er die Restauration des größten Carolingischen Bauwerks, des aachener Münsters, welches der Brand des 17. Jahrhunderts geschädigt, der Unverstand des 18. verzopft und seiner bunten Fenster, die französische Revolution der Porphyr- und Marmorsäulen seiner Empore beraubt hatten, und er schenkte neue Säulen und Glasgemälde, während er an den (erfolglosen) Nachgrabungen nach Carls des Großen Grabstätte eifrigen Antheil nahm. An den Domen zu Magdeburg, Naumburg,

Halberstadt, an der Wiesenkirche zu Soest, an der Marienburg und in Danzig wurden umfassende Arbeiten unternommen. Der Fortbau des größten gothischen Gotteshauses der Welt, des cölner Doms, nach mehr denn dreihundertjährigem Stillstande begonnen, wurde in einer Weise gefördert welche schon bei seinen Lebzeiten die dereinstige Vollendung in sichere Aussicht stellte. Wie er dem halberstorbenen Riesenbau der Vorzeit, welchen der Dichter schon „eine hohe Felsruine" nannte, mit mächtiger Schöpferkraft neues Leben einhauchte, ehrte er das Verdienst des Mannes der mit Einsicht, Energie und muthiger Ausdauer das rechte Verständniß des künstlerischen Charakters und der überragenden Bedeutung dieses Werkes angebahnt und mehr als Einer die Herzen dafür erwärmt hatte, Sulpiz Boisserée. Burg Stolzenfels, von der Stadt Coblenz dem Kronprinzen geschenkt, war schon vor der Thronbesteigung aus ihren Trümmern erstanden, nicht frei von Mängeln, aber im Ganzen unter geschickter Benutzung des Vorhandenen zu den veränderten Zwecken der Gegenwart. In Berlin wurde eine Anstalt für Glasmalerei gegründet, deren Producte den münchenern nicht gleichgekommen sind, aber zum Schmuck der vielen wiederhergestellten oder neueren Bauten wesentlich beigetragen haben. Von manchen dieser letzteren wird weiterhin die Rede sein.

Eine Eigenschaft des Königs welche den von ihm unternommenen Werken in hohem Grade zugute gekommen ist, war das was er seine Lithomanie nannte, eine Liebhaberei die er übrigens mit Mehren seines Hauses getheilt hat. Das Schloß Sanssouci zeigt wie der große Friedrich die Anwendung des soliden Marmorschmucks bevorzugte, und in unsern Tagen hat Prinz Carl einen wahren Schatz an seltenen

Steinarten, namentlich an Porphyren zusammengebracht. Der König erzählte mir einmal, wie er als Knabe nach dem Regen zum zweiten Luftgartenportal des berliner Schlosses hinauszutreten pflegte, um sich die Steine anzusehen aus denen das dortige Pflaster bestand, und unter welchen Stücke von Graniten aller Nuancen glänzten, an denen die märkische Ebene so reich ist, wie die schönen Tischplatten und Gefäße in den Schlössern von Berlin und Strelitz zeigen. Wo immer der König schöne Steingattungen erwerben konnte, in Italien, Griechenland, Aegypten, hat er sie zum Schmuck seiner Bauwerke verwendet; herrliche Säulen und Vasen sind ihm aus Rußland gesandt worden, und das letzte Geschenk welches ihm meines Wissens die Königin am Weihnachtsabend in Rom machte, war eine prächtige Schaale aus dem köstlichen griechischen Marmor den man Rosso antico zu nennen pflegt. Er ging höchst ungerne daran sich mit dem Stuck zu behelfen, wie sein Schwager König Ludwig; wo es möglich war griff er zu Marmor, Granit, Alabaster. Den schönen Steingattungen zu lieb war er geneigt, selbst Mängel der Bauwerke gelinder zu beurteilen. Ich hatte mich einmal über die Grabcapelle der Mediceischen Großherzoge, dies Werk größter Pracht und wenigstens zweifelhaften Geschmacks, welches unsere Zeit durch gemalte Bretterwände und durch die nicht minder brillanten als mit dem übrigen Schmuck schlimm contrastirenden Fresken der Kuppel scheinbar vollendet hat, wenig günstig geäußert. „Ich sehe", bemerkte der König in einem seiner Briefe, „daß Sie den Prachtbau von San Lorenzo für so geschmacklos halten. Ich finde nach der Erinnerung die ich von dem Eindruck gehabt, daß dies etwas streng ist. Ich habe damals (1828) die Kuppelmalerei noch

nicht gesehen. Die soll übel ausgefallen sein. Ich gestehe daß ich unsere Schloßcapelle zu Berlin, die an San Lorenzo wohl erinnert, schöner finde. Dennoch habe ich immer noch einen großen Eindruck davon, obgleich mir die blassen Farben der Wände nicht eben tadellos erschienen. Zu viel Hellgrau und Blaßgelb."

Friedrich Wilhelm IV. theilte die Vorliebe seines königlichen Vaters für Raffael und dessen Schule, mit tieferem Eingehen in Wesen und Geschichte der Malerei als vor seiner Zeit zu erwarten war. Außerhalb engerer Kreise hat eine wirkliche Beschäftigung mit der Kunstgeschichte ja erst in seinem Mannesalter stattgefunden, wie denn für das große Publicum das Erscheinen von Franz Kuglers Geschichte der Malerei von 1837 der Ausgangspunkt gewesen ist, während dessen dem Könige gewidmetes Handbuch der Kunstgeschichte vom Jahre 1841 zum erstenmal eine Anschauung des historischen Entwicklungsgangs und des Zusammenhangs der bildenden Künste vermittelte. Wie der König die Aufgaben so der Malerei wie der Plastik, sowol in Bezug auf ihre Bedeutung und Stellung in der Culturgeschichte wie auf ihr Verhältniß zum modernen Leben auffaßte, legen die unter seiner thätigen Mitwirkung ausgeführten Werke, Anstalten, Erwerbungen deutlich an den Tag. Er wünschte von edlen Werken umgeben zu sein, und nur inmitten derselben empfand sein Schönheitssinn Befriedigung. Ich würde nicht enden wollte ich bei den bloßen Erwerbungen für seine Schlösser verweilen. Auch hier machte sich bei ihm die historische Auffassung geltend, wovon der Raffaelsaal, die von Begas u. A. gemalten Bildnisse der berühmten gelehrten Zeitgenossen, Hildebrandts palästinensische Landschaften zeugen. Zum Ge-

schenk für seinen Schwager und engverbundenen Freund König Johann erwarb er Kochs Dante-Cyclus. Er ist nicht mit Allem einverstanden gewesen was geschehen, noch weniger mit Allem was erworben worden ist. Die Großartigkeit der Auffassung und die Genialität der Composition der Kaulbach'schen Wandgemälde, zu deren Ausführung er sich wesentlich durch die Geisterschlacht hatte bestimmen lassen, wirkten auf ihn ein, aber ich weiß nicht ob gegentheilige in seiner unmittelbaren Nähe ausgesprochene Ansichten ganz ohne seine Zustimmung geblieben sind, Ansichten welche die Compositionen weder als christlich noch als classisch erkannten, sondern im Geiste Victor Hugo's, und als Malerei in demselben Verhältniß zu Raffael wie Bernini zu Bramante. Ich war einmal Zeuge seiner lebhaften Unzufriedenheit mit einem angekauften Gemälde. Lessing hatte ihn überhaupt nicht immer befriedigt: in dem frankfurter Bilde, Huß vor dem Concil, schienen gewisse Figuren ihm unwürdig. Schlimmer aber stand's mit der Gefangennehmung des Papstes Paschalis. Er gerieth in hellen Zorn vor dem gespreizten Theaterkönig, zu welchem Kaiser Heinrich degradirt war; er sagte, er habe das Bild nie bestellt. So verhielt es sich in der That; ich glaube Prinz Friedrich hatte dabei etwas zu viel Autorität geübt. Herr von Olfers der das Gemälde präsentiren mußte, hatte einen schweren Stand, der durch den hohen Preis nicht erleichtert wurde.

So vielseitig auch des Königs künstlerische Interessen, so mannigfaltig seine Pläne waren, so legte er sich doch bei seinen Schöpfungen, wenn er ganz freie Hand hatte, eine gewisse locale Beschränkung auf, welche Berlin und namentlich Potsdam zugute gekommen ist. Sein gleich lebendiger

und feiner Sinn für das Verhältniß der Architektur zur Landschaft und für die durch Verbindung beider zu erzielende Schönheit hat wol am meisten dazu beigetragen. Der Ausgangspunkt seiner dahin zielenden Entwürfe war Sanssouci. Friedrich der Große hat für diese seine Lieblingsschöpfung keine wärmere Zuneigung gehegt als sein Urgroßneffe, der nirgend lieber verweilt hat als in diesem Schlosse, dessen zweiter Schöpfer er genannt werden muß, in welchem er sein müdes Auge geschlossen, bei welchem er sich die Ruhestätte bereitet hat. Sanssouci verdient diese Vorliebe. Eine in ihren Formen nicht großartige aber anmuthende Natur mit größter Abwechselung von Ebene und Höhen und Wasserspiegeln, frei und offen, mit schönen Fernsichten und doch mit stillen und traulichen Plätzen, kein ursprünglich ergiebiger aber ein culturfähiger Boden, dessen Vegetation Zeit gefunden hat sich selber und das Erdreich zu kräftigen, Raum für neue ergänzende und verschönernde Anlagen. Das Schloß, ursprünglich ein bloßer Pavillon für einen in der Ehe häuslich Vereinsamten, schon vor Alters zu Gesellschafts- und anderen Zwecken durch Nebenbauten erweitert, anderer Erweiterung fähig, bequem und angenehm zu bewohnen, mit luftigen Räumen, deren Fenster und Thüren auf die große Terrasse hinausführten, die einen weiten lohnenden Blick bis zu den Höhen auf dem jenseitigen Ufer der Havel bot. Zahlreiche Kunstwerke, so der französischen Sculptur wie der Malerei des letzten Jahrhunderts, in Harmonie mit Architektur und Decoration, Pygmalion in einem phantastischen Theatercostüm, welches jedoch Lekain nicht als legitim anerkannt haben würde, Ariadne mit der Miene einer zeitweilig larmoyanten Soubrette aus der Zeit der Clairon, Garten-

scenen von Watteau, welche Friedrich an Rheinsberg erinnern mochten, Landschaften, welche die Gegend in ihrem früheren Zustande darstellten, alles zusammengehörig und somit vollberechtigt. Antoine Pesne's graziöses Talent ist hier ebensowenig zu verkennen wie seine Meisterschaft im Porträt. Die heikeln mythologischen Reliefs in den prächtigen und wohnlichen Neuen Kammern mußte man dem Geschmack der Zeit nachsehen — der Erbauer des Schlosses schlug Frankreich bei Roßbach und stand ganz unter dessen literarisch-künstlerischem wie moralischem Einfluß. Als Friedrich Wilhelm IV. Sanssouci umzuschaffen begann um es wieder zu bewohnen, waren fast alle guten Sachen der einst mit prunkhaften Namen ausgestatteten Bildergallerie längst in das berliner Museum übergesiedelt, wo sie besseres Licht hatten.

Von hier gingen wie gesagt des Königs Umgestaltungen und Neubauten aus, welche, Architektur und Sculptur mit der Benutzung des Landschaftlichen verbindend, immer weitere Kreise beschrieben und größere Dimensionen annahmen. Hier standen ihm in erster Linie zwei Männer zur Seite, von denen der Eine ihm leider nach wenigen Jahren entrissen worden ist, der Andere, ältere, ihn überlebt hat, Persius und Lenné. Der Erstere war ein genialer Künstler, der sich vielleicht am besten in die Ideen des Königs hineinzufinden und sie zur Ausführung zu bringen gewußt hat, sodaß sein früher Tod (1845), während seine schönsten Werke noch kaum in der Ausführung begonnen waren, für diesen ein herber Verlust gewesen ist. Wenn die Kuppel der potsdamer Nikolaikirche, welche er dem von Schinkel geleiteten antikisirenden Umbau hinzufügte, wenig Originalität hat, da sie im Ganzen eine Reminiscenz des Soufflot'schen Doms der pariser

Ste Geneviève ist, so könnte sie für Platz und Umgebung und mehr noch für die Fernsicht auf die Stadt nicht glücklicher berechnet sein. Sein Hauptwerk aber, die Friedenskirche, ist von vollendeter Schönheit, und wenn er hier des Königs eigensten Ideen Leben gegeben hat, so hat er es mit einer Feinsinnigkeit und einem Eingehen in die Erfordernisse des Stils wie der Ausschmückung der altchristlichen Basilika gethan, welche den schönen Intentionen des Bauherrn vollkommen gerecht geworden sind. Ob es zu bedauern ist daß sein nach eben diesen Intentionen entworfener Plan für den monumentalen Dom der Hauptstadt unausgeführt blieb, ist die Frage. Eine dreischiffige Basilika von kolossaler Höhe und Breite bei verhältnißmäßig geringer Längenausdehnung mit flachem Gebälk, konnte bei wiederholter Erwägung dem Charakter dieser Gattung kaum zu entsprechen scheinen. War doch auch die nachmals von Stüler unternommene Umarbeitung zu einer fünfschiffigen Kirche, mit Anwendung der Bogen über den Säulenstellungen zur Erleichterung der architektonisch unbelebten hohen Seitenwände, in Betracht der durch den Bauplatz gebotenen beschränkten Länge immer noch geeignet ernste Bedenken zu wecken. Wie Persius in der Friedenskirche ein großes neues Werk schuf, legte er in der Umgestaltung älterer Bauten seltenes Geschick an den Tag, wovon, um nur ein Beispiel zu nennen, die Wohnung des geschickten Hofgärtners Sello mit ihrer grottirten Fronte Zeugniß ablegt. Indem er ein mißlungenes Unternehmen des Gründers von Sanssouci, die Wasserwerke, von deren eisernen Röhren, Wenigen noch bekannt, zahlreiche Fragmente als Prellsteine der Chausseen übrig geblieben sind, unter Benutzung der Dampfkraft ins Leben rief, verschönerte er die Umgebung

durch zierliche Bauten, während er dem Schlosse mit seinen Terrassen, dem Park und den übrigen Anlagen dasjenige gab oder vorbereitete dessen sie bedurften, um zu voller Entwicklung zu gelangen und immer höhere Schönheit zu erreichen. Denn die landschaftlichen Vorzüge dieser Gegend, welche der scharfe Blick des Großen Kurfürsten ermaß und denen sein Urenkel selbstthätig und schöpferisch die Weihe eines großen Namens und unvergänglichen Ruhmes verlieh, von Friedrich Wilhelm III. mit offenem Sinne erkannt, sind doch erst unter Friedrich Wilhelm IV. in ihrem vollen Umfange und Glanze hervorgetreten. Hier hat sich gezeigt, was die rechte Vereinigung von Architektur und höherer Gartenkunst zu erzielen im Stande ist.

An der Gartenseite eines bescheidenen Häuschens, welches den langen Flügelbau des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn dicht unter dem Aufgang zu dem allen Rheinreisenden bekannten schönen Aussichtspunkte „der alte Zoll" abschließt, liest man auf einer vor einigen Jahren daselbst angebrachten Marmortafel, daß Peter Joseph Lenné, „der berühmteste Gartenkünstler seiner Zeit", dort am 29. September 1789 geboren wurde. Ob er das ihm gespendete Lob in diesem Maße verdient, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist er in seinem Fache ein ausgezeichneter Künstler gewesen. Sein Vater war Hofgärtner bei dem Kurfürsten Erzherzog Max Franz, und er selber wurde frühe mit der Praxis bekannt, bevor er nach guter Schulbildung die Theorie studirte und in Paris, in Deutschland, in Oesterreich die bedeutendsten Gartenanlagen kennen lernte, während er sich zugleich botanischen Studien mit besonderer Rücksicht auf die Gartenkunst mit Eifer widmete. Im Jahre 1816 kam er nach

Potsdam, zunächst zum Behuf der Anlagen, welche der Staatskanzler Fürst Hardenberg auf dem Landgute Klein-Glienicke ausführen ließ, worauf er in den königlichen Dienst überging, indem König Friedrich Wilhelm III. nach Wiederherstellung des Friedens die während längerer Zeit infolge der bedrängten Umstände ziemlich zurückgesetzten Arbeiten zur Verschönerung der Havelniederung und der dieselbe belebenden Hügel mit frischem Eifer wieder aufnahm. In diesem königlichen Dienste ist Lenné, welchem mit der Zeit die Generaldirection dieser Anlagen zufiel, bis zu seinem fünf Jahre nach dem Ableben des Sohnes und Nachfolgers dieses Königs erfolgten Tode geblieben und hat die Genugthuung gehabt, ein zum großen Theil durch seine Kunst und Arbeit umgewandeltes Gebiet rings um sich in seiner vollen Schönheit zu schauen. Er war mit vollem Rechte stolz auf diese Schöpfung. Er sagte: der König hat mir die Ideen gegeben, ich habe sie ausgeführt; aber er war sich bewußt daß auch von den Ideen nicht Weniges ihm gehörte. Er hatte ebensowol ein Auge für die landschaftlichen Verhältnisse und für die Benutzung des Terrains zur Erzielung malerischer Schönheit wie für das Verhältniß des decorativen Theils, wobei sich die eigentliche Gärtnerei und Blumenzucht mit der Anlage der Bosquets und großen Partien verbindet. Lenné war in der That ein glücklicher Mann, in seinem Centrum, welches ihm im Laufe der vielen Jahre immer heimischer und lieber geworden war, in einer stets sich erneuenden und durch ihre Natur erfrischenden und belebenden Thätigkeit, in einer in ihrer Art dominirenden Stellung. Diese Stellung wußte er zu schätzen, ist aber von Ueberhebung frei geblieben, was ihn nicht hinderte sich einmal sehr beleidigt zu fühlen

als ich weiß nicht welche hohe Persönlichkeit, die er zu begleiten hatte, ihn Herr Gärtner titulirte. Er hatte nicht blos für sein Fach künstlerischen Sinn. Architekten und Maler sind mit ihm jederzeit Hand in Hand gegangen und er hat unter ihnen warme Freunde gehabt. Für seine rheinische Heimat bewahrte er stets Anhänglichkeit und erbaute sich noch in späten Jahren eine reizend gelegene Villa bei Coblenz, wovon jedoch seine Angehörigen mehr als er selber Genuß gehabt haben. Seine Landsleute fanden bei ihm immer gastliche Aufnahme. Der König ließ in den von ihm ausgeführten neuen Anlagen westlich vom Parke von Sanssouci seine Marmorbüste als Herme aufstellen. Als er einmal mit einem Fremden, den er umherführte, an dieser Herme vorüberfuhr, frug ihn dieser: wer ist das? Seltsamerweise scheute er sich seinen eigenen Namen zu nennen und sagte: Voltaire. Drauf die Bemerkung: Sieht man doch dem Gesicht gleich an, was das für ein malitiöser Kerl war. Eine andere Anekdote ist wenigstens ebenso komisch. Er war krank gewesen und stand nach seiner Wiedergenesung an einem Sonntage mit einer silbernen Schüssel am Eingange des Marlygartens bei der Friedenskirche, wo Gottesdienst gewesen war. Im Vorbeigehen frug die Königin: Lenné, nehmen Sie viel ein? Majestät, war die Antwort, nur noch Bitterwasser.

Sanssouci und die ganze Umgegend sind unter Friedrich Wilhelm IV. zum großen Theile umgeschaffen worden. Die Zeit des ersten Nachfolgers des großen Königs war dem Schloß und den Anlagen nicht günstig gewesen. Die Veränderungen in den Gemächern des Schlosses disharmoniren aufs kläglichste mit dem ursprünglichen Bau. In der großen

Allee des Parks wurde im Jahre 1797 die Colonnade zerstört, welche eine Unterbrechung der Monotonie der langen Linie bildete, ohne die Durchsicht im geringsten zu behindern. Der allmächtige Kämmerier Riez, Mann der Lichtenau, und der Oberintendant der königlichen Bauten Boumann reichten einander die Hand dies Zerstörungswerk auszuführen; Ersterer kam auf den Gedanken, die Säulen für den Bau der Seitenflügel des Marmorpalais zu benutzen, zu welchem Zwecke man sie obenein verstümmeln mußte; Letzterer dankte dem guten Genius Sr. Hochwohlgeboren und adoptirte den trefflichen Gedanken solchen Durchhauens des Gordischen Knotens. Unter Friedrich Wilhelm III. war manches geschehen, auch für die Orangenbäume, ihre Ergänzung und Anordnung, aber die Terrasse war ein nacktes sandiges Plateau geblieben und mehre der Wasserbassins Friedrichs des Großen waren verschwunden. Die Anlage von Charlottenhof, welches im Jahre 1826 durch den Kronprinzen nach Schinkels Entwurf südwestlich vom Park in einer moorigen Fläche begonnen worden war, und mit der Zeit ein anmuthiges Ensemble einer antikisirenden Villa mit dazu gehörigen Gartenpartien schuf, war das bedeutendste Werk dieser Zeit. Dem Bauherrn, der dabei auf den Architekten bestimmend einwirkte, schwebte dabei das Bild einer Villa vor, wie der jüngere Plinius sie bewohnt und geschildert, nach solcher Schilderung, aber ohne Beschränkung durch moderne Erfordernisse, W. Stier sie gezeichnet hat. Sein Herz hing aber an den Villen der Renaissance, so der früheren wie der späteren bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus reichenden Epoche, und er schätzte ebenso die einfache Schönheit und Zweckmäßigkeit anspruchloser florentiner Land-

häuser wie die reichen malerischen Effecte der glänzenden suburbanischen Schöpfungen von Päpsten, Cardinälen, Fürsten. Keiner, glaube ich, hat Famins und Grandjeans Architecture toscane, die ihn auch auf seinen Reisen begleitete, emsiger durchstudirt. Noch in seiner spätesten schon so sehr getrübten Zeit bin ich wiederholt Zeuge gewesen, wie lebendig diese Eindrücke bei ihm geblieben waren, beim Besuche der Mediceischen Villen Petraia und Castello, der leider so verwahrlosten Villa Madama und jener P. Julius' III. bei Rom. Letzterer Besuch war ein sehr merkwürdiger. An einem Nachmittage, während ich zufällig nicht zugegen war, hatte der König „Papa Giulio" zu sehen gewünscht, und man hatte ihn nach dem an der flaminischen Straße liegenden mit einer Colonna'schen Inschrift bezeichneten Gebäude geführt welches gewöhnlich aber fälschlich diesen Namen trägt. Begreiflicherweise fand er sich in diesen verwilderten Räumen nicht wieder. Abends vernahm ich es und erkannte sogleich den Irrtum, worauf ich am folgenden Tage den König nach der naheliegenden wirklichen Villa Julius' III. begleitete, deren heiterer und malerischer runder Hallenhof, vernachlässigt aber wohlerhalten und in lebendiger Erinnerung in ihm fortlebend, ihm größte Freude machte.

Alsbald nach seiner Thronbesteigung begann Friedrich Wilhelm IV. die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses von Sanssouci selber, welches solcher Erweiterung für den Zweck bequemen Wohnens dringend bedurfte. Der Ausbau des westlichen Flügels hinter dem Berceau, die Neu-Einrichtung des östlichen, der Bau des Cavalierhauses über der Castellanwohnung, derjenige der Ställe bei der historischen Mühle und der an diese sich anschließenden hübschen Wohnung

wurden bald in Angriff genommen. Später folgte der Umbau der für die Fürstin von Liegnitz bestimmten Villa Augusta in dem unteren Theile des Parks, die Anlage der Wasserwerke, welche einst mit großen Kosten vergebens versucht, nun durch Dampfkraft ins Leben gerufen, dem Ganzen erst rechtes Leben, zum Theil das Dasein selbst gegeben haben, die Umwandlung der westlich anstoßenden Partien in dem großen Wildpark, in welchem im Jahre 1847 auf dem einen schönen Blick darbietenden Schäfereiberge das baierische Häuschen entstand, welches die Königin auf rührende Weise an ihre Heimat erinnerte und wo sie in nachmaligen stillen Zeiten so manche Stunde des sinkenden Tages verbracht hat.

Die große Terrasse von Sanssouci wurde allmählich in das prachtvolle, durch marmorne Bassins und Fontänen belebte, mit Ruhesitzen versehene, mit Blumenbeeten und zahlreichen Sculpturen geschmückte Parterre umgeschaffen, welches sich vor den hohen Fenstern der Säle und Gemächer des Schlosses ausbreitet und einen schönen Blick bis weit über die Parkanlagen und die Flußniederung hinaus darbietet. Der Gedanke, die nächste nördliche Umgebung des Schlosses in der Weise umzuwandeln, daß mittels Benutzung des gegenüberliegenden Mühlenberges und eines über den Weg sich schwingenden Viaducts eine großartige Auffahrt geschaffen werden würde, gehört der späteren Hälfte der Regierung des Königs an, aber es ist davon nur der Triumphbogen zur Ausführung gekommen, welcher an die Niederwerfung des badischen Aufstandes im Jahre 1849 erinnert. Vielleicht ist das Unterbleiben dieser Bauten nicht zu bedauern, indem ihre beabsichtigte Großartigkeit möglicherweise die Schöpfung Friedrichs des Großen, an welcher selbstver-

ständlich nichts geändert werden sollte, einigermaßen in den Schatten gestellt haben würde. Was aber ausgeführt worden ist, hat die ganze nördliche und nordöstliche Umgebung durch Aneinanderreihen der einzelnen Anlagen mittels ausgedehnter Baumpartien in Verbindung gebracht, während einzelne schöne Punkte durch Bauwerke geschmückt wurden. Nur die reichliche Benutzung des durch die Havel gelieferten Wassers konnte diese Ausdehnung der Anlagen ermöglichen. Die großartigste der architektonischen Schöpfungen ist auch im Zustande der Nichtvollendung das Belvedere auf dem Pfingstberge, von welchem nur die Stufenanlagen und die Propyläen sich erheben, während der eigentliche Hauptbau, eine beabsichtigte Nachahmung des Farnesischen Schlosses von Caprarola, nicht zur Ausführung gekommen ist. Von den Colonnaden und der Platform zwischen den Thürmen des oberen Geschosses genießt man den großartigsten Blick, den die reiche Umgebung Potsdams überhaupt darbietet. Bei aller Schönheit der Anlage leidet der Bau dennoch an dem Gebrechen aller derer, die keinen eigentlichen Zweck haben, denn er ist nur eine mächtige Decoration welcher es an einem Abschluß fehlt, während er als bloßes Belvedere viel zu umfangreich gestaltet ist. Mehre Jahre früher war an einem kleinen Hafen des Stromes die zierliche Basilika von Sacrow entstanden, die den Namen der Heilandskirche zum Port trägt und sich mit ihrem umlaufenden Säulenporticus im Wasser spiegelt, während sie mit dem vor ihr sich ausdehnenden Platz von grünen Pflanzungen eingehegt ein Bild der Ruhe und des Friedens bietet. Gegenüber dieser freundlichen Kirche auf dem andern Flußufer erhebt sich die flache Höhe des Parks von Glienicke mit der jenseit liegenden reich ge-

schmückten Villa des Prinzen Carl, welche ihrerseits über den breiteren Wasserspiegel nach dem höher liegenden Schlosse Babelsberg des Prinzen von Preußen hinschaut.

Das schönste und in sich vollendetste Werk aber, durch welches der König Sanssouci bereichert hat, ist die im Frühling 1845 begonnene Friedenskirche. Neben dem unteren meist gebrauchten Eingange zum Park, auf dem Terrain des vormaligen Küchengartens erhebt sich dieser schöne Bau, der nicht blos den Bewohnern des Schlosses, sondern dem ganzen westlichen Theil von Potsdam und seiner Umgebung zugute kommt. Eine Basilika der Theodosianischen Aera in ihren stilgerechten Formen und einer den Forderungen an die Sauberkeit des Details entsprechenden Ausführung, mit Porticus und Atrium, mit den Nebenbauten für kirchliche Zwecke und moderne Bedürfnisse, an einem kleinen Wasserspiegel welcher die Rückseite umschließt. Vollkommener ist die Nachbildung der altchristlichen Kirche nie ausgeführt worden, und das Musiv der Apsis von der Insel Murano harmonirt mit den neuen Werken, bei denen die Schönheit des Materials sich mit der Trefflichkeit der Bearbeitung vereinigt. In der Zeit der sich noch für unbesiegbar erachtenden Anarchie in Berlin, im September 1848 geweiht, trägt die Kirche mit zwiefachem Recht den Namen des Friedensfürsten, dessen Reich sie bald wieder beginnen sah und unter dessen unmittelbarem Einfluß man sich zu befinden glaubt, wenn man in ihren zur Andacht stimmenden Hallen und in dem stillen Vorhofe weilt, der später durch würdige Marmorwerke: Rietschels Pietas und Rauchs betender Moses mit Hur und Aaron in der Schlacht gegen die Amalekiter, geschmückt wurde. Die Umgebung der Kirche aber wurde in die reizendste

Gartenanlage umgeschaffen welche Sanssouci überhaupt darbietet, eine Anlage deren Namen Marly einen Contrast mit Zeiten und Tendenzen bildet, an welche er den Beschauer erinnert.

Während des Königs ganzer Regierungszeit hat Herr von Olfers eine große Thätigkeit entwickelt und bedeutenden Einfluß auf die Kunstangelegenheiten geübt. Er hat das wol nicht oft vorgekommene Geschick gehabt daß er zweimal zu einem Lebensberufe herangezogen worden ist für den er nicht vorgebildet war. Aus einer münsterschen Familie stammend hatte er Medicin und Naturwissenschaften studirt und war dem Grafen von Flemming, als dieser als Gesandter nach Brasilien ging, wesentlich zu solchen Zwecken beigegeben worden, hatte aber nebenbei die Legationssecretärs-Geschäfte besorgt und war später zum Geschäftsträger in der Schweiz aufgerückt, von wo er um die Mitte der dreißiger Jahre abberufen wurde, weil er bei einem Conflict eine entschiedenere Sprache geführt hatte als der ängstlichen Politik, welche von der Eidgenossenschaft noch schöne Dinge erleben sollte, rathsam schien. Er war dann längere Zeit hindurch in Berlin dem auswärtigen Ministerium beigegeben geblieben, bis man von der Idee, die Direction der Museen Herrn Bunsen zu übertragen, Abstand nahm und der Rücktritt des Grafen von Brühl diese wichtige Stelle frei ließ. Wenige höhere Beamte haben mit dem Könige persönlich so viel zu verhandeln und seine eigensten Absichten und Anschauungen zu verwirklichen gehabt wie Herr von Olfers. Das Neue Museum ist unter seiner Direction gebaut worden, das Schinkelsche hat, abgesehen von den vielen neuen Erwerbungen, weitreichende Umgestaltungen erfahren, und bei

allen Entwürfen und Ausführungen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hat er eine berathende, bisweilen eine entscheidende Stimme gehabt. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, was das Neue Museum in seiner Gesammtheit ist, um einen Begriff von der kolossalen Arbeit zu erhalten welche es veranlaßt hat. Anlage und Einrichtung der Sammlung der Gipsabgüsse, welche über alle Zeiten sich erstreckend das verwirklichte, was das Mengs'sche Museum in Dresden für einen bestimmten Theil versucht hatte, und ein Ensemble schuf wie ein ähnliches für die Zwecke des Kunststudiums nirgends bestand und kaum vollständiger gedacht werden konnte. Vereinigung der älteren ägyptischen Sammlung, die wesentlich aus den Passalacqua'schen Erwerbungen, durch einzelne bedeutende Ankäufe in Italien gemehrt, mit den Resultaten der Lepsius'schen Reise verbunden eine völlig neue Gestalt erhielt. Neuordnung der Sammlung der Handzeichnungen und Kupferstiche, die durch zahlreiche neue Acquisitionen gemehrt wurde. Die Sammlung der nordischen Altertümer, welche wenn sie die Reichtümer jener der skandinavischen Hauptstädte nicht erreichte, sich doch immer bedeutender gestaltete. Alles dies war verbunden mit der Schöpfung einer vielgestaltigen neuen Einrichtung, die dem Charakter der einzelnen Abtheilungen entsprach und dem Beschauer die Localitäten vorführte, denen die Werke entstammten, welche er hier in den Originalen oder in Nachbildungen vor sich sah. Das berühmte Treppenhaus mit Kaulbachs welthistorischen Compositionen bildet nur einen Theil, wenn auch den hervorragendsten dieser umfassenden Schöpfung, in welcher das Einzelne neben dem Ganzen zur Geltung kommt und dies Ganze sich harmonisch gestaltet.

Nur die unabläſſigſte Sorgfalt in der Ausführung des Details hat hier die Wiedergabe des umfaſſenden Gedankens ermöglicht, und wenn Herr von Olfers an den Vorſtehern der einzelnen Abtheilungen und den ausübenden Künſtlern mehr oder minder geſchickte Berather und Helfer gefunden hat, ſo iſt ihm doch das Verdienſt der Leitung des Ganzen, wobei die Ideen des Königs die Geſichtspunkte feſtſtellten während ſie nicht ſelten das Detail angaben, ungeſchmälert zuzuſchreiben. Die kräftigſte Stütze hat er an dem Architekten, an dem trefflichen Stüler gehabt, mit dem er immer Hand in Hand ging.

Es iſt begreiflich daß es ihm an Oppoſition nicht fehlte. Sie kam von manchen Seiten. Die Dirigenten der einzelnen Abtheilungen des Muſeums waren nicht immer und nicht leicht zu befriedigen. Mehr als einer derſelben glaubte ſich wenn nicht perſönlich doch in Bezug auf die Intereſſen der ihm anvertrauten Sammlung zurückgeſetzt. Ich will nicht im entfernteſten behaupten daß ſie immer im Unrecht waren, bin jedoch der Meinung daß der Generaldirector die Bedürfniſſe des Ganzen und die Möglichkeit der Befriedigung der Anſprüche der Einzelnen beſſer überſah, wie er auch die pecuniären Verhältniſſe am beſten ermaß, wobei jedoch nicht geſagt werden ſoll daß ſein perſönlicher Geſchmack nicht bisweilen den Ausſchlag gegeben hat. Derjenige welcher ſich am meiſten zurückgeſetzt erachtete, war der Director der Gemäldegallerie F. G. Waagen, deſſen ſchon wiederholt gedacht worden iſt. Er hat ſich um das Muſeum nicht geringe Verdienſte erworben, obgleich er in ſeinen Erwerbungen nicht immer glücklich war, und ſeine Verdienſte als Kunſthiſtoriker, ſelbſt in ſeiner beſten Zeit im Auslande mehr als zu Hauſe

hochgehalten, haben seinen Ansprüchen auch gemäß dem Urteile späterer Jahre keineswegs entsprochen. Bei der Bereicherung der Gemäldesammlung ist viel zu sehr auf deren historische Vollständigkeit, viel zu wenig auf den Ankauf solcher Werke gesehen worden welche einer Sammlung für alle Zeiten ihre künstlerische Bedeutung verleihen. Wenn der Conflict mit diesem Manne mehr ein latenter, obgleich den Eingeweihten bekannt genug war, so ist es bei Kaulbachs großen Wandgemälden zum offenen Bruch gekommen, indem dieser es in späterer Zeit durchsetzte, daß statt des für das sechste und letzte Gemälde ursprünglich als Gegenstand gewählten Maximilianischen Landfriedens die Darstellung der protestantischen Reformation gewählt wurde. Der Landfriede allerdings kein dankbares noch im Grunde einen so mächtigen Cyclus recht abschließendes Sujet, die Reformation ihrerseits als Anlaß und Grund der verhängnißvollsten Spaltung deutscher Nation für Tausende und Tausende verletzend und dem Charakter der vorausgegangenen fünf Bilder wenig entsprechend. Herr von Olfers hat damals jede fernere Betheiligung an der Vollendung des malerischen Schmucks des Treppenhauses abgelehnt. Man hat ihm später auch in dem Abgeordnetenhause und zwar mit parteiischer Schärfe und offenbarem Uebelwollen den durch eine sogenannte Restauration verschuldeten Ruin eines kostbaren Gemäldes Andrea's del Sarto, des im Eingang dieser Erinnerungen erwähnten schönen Bildes der Madonna mit Heiligen zur Last gelegt; ein nicht zu leugnender Ruin, der zu den Fällen gehört welche sich auch bei größter Sorgfalt seitens eines Directors nicht immer verhüten lassen werden, aber Olfers' letzte Lebensjahre verbittert hat. Er war ein vielseitig

gebildeter Mann und hat namentlich in seiner berliner Zeit sich mit altdeutscher Literatur wie überhaupt mit der Literärgeschichte vielfach beschäftigt.

Von dem Namen Olfers ist derjenige August Stülers nicht zu trennen. Seit des Königs Regierungsantritt hat er, der bereits seit mehren Jahren zur Schloßbaucommission gehörte, eine wahrhaft außerordentliche Thätigkeit entwickelt und auf das Bauwesen dieser vielbauenden Zeit größten Einfluß geübt. Sein eigener Reichtum an Ideen und Kenntnissen wetteiferte dabei mit dem seines königlichen Herrn, und Wenige haben gleich ihm die Gabe besessen, nicht etwa blos für seine Bauentwürfe überhaupt von der Localität Vortheil zu ziehen, sondern die Ungunst von Localitäten in einer Weise zu überwinden, daß sie nicht blos verschwanden, sondern sogar zu anmuthigen Erfindungen Anlaß boten. Man hat diesem Meister theils seinen Eklekticismus, theils eine überwiegende Hinneigung zum malerischen Princip und zu einem Uebermaß in der Decoration vorgeworfen. Der erstere Tadel trifft ihn wol schwerlich. Es lag in den Bedingungen der ihm zu Theil gewordenen Aufgaben, daß er verschiedene Stilgattungen anwenden mußte, und man durfte von ihm wie von jedem Architekten nichts anderes fordern, als daß er in dem gegebenen Falle den Grundgesetzen der gewählten Gattung treu blieb, sowie daß er Ort, Umgebung, Bedürfniß und Mittel berechnete. Wenn man bedenkt daß etwa dreihundert Kirchen unter Friedrich Wilhelms IV. Regierung gebaut oder erneut worden sind, und daß ein Drittel nach Stülerschen Zeichnungen entstanden ist, so wird man es begreiflich finden daß er den Stil derselben variirt hat, und daß der Centralbau mit dem sogenannten gothischen,

italienische Renaissance mit dem Basiliken-Stil abwechselt, wie denn überhaupt der protestantische Cultus keineswegs der überwiegenden Hinneigung zur Gothik Raum giebt, wie sie heute und wol mit Recht beim katholischen Kirchenbau vorwaltet. Ich gestehe offen, daß die Jakobikirche auf dem jetzt mehr und mehr bebauten Köpenicker Felde in ihrer ganzen schlichten Erscheinung als altchristliche Basilika mir den allererfreulichsten Eindruck macht, während sie nach meiner Ansicht den Beweis liefert daß auch mit mäßigen Mitteln ein würdiges Werk ausgeführt werden kann. Stülers Herzensneigung war für die Renaissance, welche er in ihren verschiedenen Epochen und Formen, von ihrer Anlehnung an germanischen und romanischen Stil bis zu ihrem Uebergang in den modernen mit ungewöhnlicher Beherrschung ihrer großen Mittel umfaßte und zur Anwendung brachte. Hierin spricht sich seine künstlerische Eigentümlichkeit aus, und wie es das Wesen der Renaissance ist, antike Elemente mit mittelalterlichen unter Vermeidung ihrer Contraste zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, so ist bei unserem Meister überall das Bestreben sichtbar, diese wahre Harmonie zu erreichen, die nicht aus einem willkürlichen Zusammenwürfeln des Ungleichartigen, sondern aus der vermittelnden Entwicklung des Verwandten hervorgeht. Wie Stüler dies aufgefaßt und ausgeführt hat, zeigen seine bedeutenden Bauwerke an manchen Orten, in denen die Renaissance den Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihrer Motive je nach dem Zwecke des einzelnen Werkes zur Anwendung gebracht hat. Dazu gehören das Neue Museum und die Orangerie von Sanssouci, die stolze Zollerburg, welche ihre Thürme und Spitzen von beherrschender Höhe aus über die gewellte Ebene

des Schwabenlandes kühn zum Himmel emporhebt, und das von ihm vollendete Schweriner Schloß, welches wie ein Märchenpalast sich in dem vor ihm ausgebreiteten See spiegelt. Es würde mich zu weit führen, wollte ich von seinen an manchen Orten, auch des Auslandes, ausgeführten Bauten reden, von manchen Kirchen die um der von den Kunstgesetzen abstrahirenden Bedingungen wegen nicht zu den leichten Aufgaben gehörten. Aber der prachtvollen Capelle des berliner Schlosses muß gedacht werden, deren großartige Kuppel die Monotonie der überwiegend horizontalen Linien der Umgebung unterbricht, während die ragende Kuppel der nach Persius' Tode durch ihn vollendeten Nikolaikirche in Potsdam wie gesagt namentlich aus der Ferne und über die Wasserspiegel hin einen schönen Mittelpunkt bildet. Wer wird es nicht bedauern, daß es ihm versagt blieb den Dom der Königsstadt auszuführen, welchen er nach der Beiseitelegung auch des zweiten Planes der Riesenbasilika sich ebenfalls als mächtigen Kuppelbau dachte, mit glücklicher Berechnung der Wirkung und gewandter Benutzung der sonst nicht günstigen Localität, auch hier ein architektonischer Mittelpunkt für eine aus den verschiedensten Zeiten herrührende Gruppe von Gebäuden, die alle ihre Vorzüge haben und denen es jetzt nur an einem solchen sie zugleich verbindenden und beherrschenden Centrum fehlt.

Wie der geniale Künstler hoch stand, so erwarb sich der Mensch die Zuneigung Aller mit denen er in Berührung kam. Zu Mühlhausen in Thüringen, somit nicht ferne von der Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland geboren, hatte er in seiner Natur viel vom Süddeutschen, wie er denn auch jenseit des Main so Zuneigung wie Anerkennung in hohem

Maße gefunden hat. Liebenswürdig, offen, heiter, gesellig, einfach, hilfreich, mit warmer Anerkennung fremden Verdienstes, war er überall und in allen Kreisen willkommen. Es ist bekannt wie Friedrich Wilhelm IV. ihn hochschätzte, ein Verhältniß welches dem Herrscher wie dem Künstler Ehre macht. Der König und er haben sich in gewissem Sinne ergänzt. Mit Schinkelschen Ideen vertraut, in der Bewunderung der antiken Kunst und dem Gedanken ihrer wiederbelebenden Anwendung, nicht ihrer sklavischen Nachahmung für moderne Zwecke aufgewachsen, zugleich aber durch seine ganze Gefühlsrichtung und ernste Studien auf die altchristliche mit der antiken so enge zusammenhängende Architektur hingewiesen, hat der König mächtig auf Stüler eingewirkt, der ihm mit seinem feinen Formensinn und mit seltener Fülle künstlerischer Mittel auf halbem Wege entgegenkam. Solchem Zusammenwirken verdanken die preußische Hauptstadt und ihre Umgebung eine bedeutende Zahl ihrer ansehnlichsten neuern Werke, sodaß es bei manchen derselben unmöglich ist die Grenzen der Thätigkeit des Einen und des Andern zu unterscheiden. Während des Königs unvergleichlicher Blick für den Charakter und die Bedingungen einer Localität dem ausführenden Architekten die sicherste Richtschnur in die Hand gab, begegneten Beide einander ebenso in dem richtigen Ermessen der Detailerfordernisse. Bei diesen Berathungen ist Herr von Olfers häufig der Dritte gewesen. Ich werde noch wiederholt Gelegenheit haben Stülers zu erwähnen, der auch in des Königs schwersten Tagen diesem ein lieber und geistig anregender Gesellschafter war. Während dieser Künstler dem Monarchen so nahe stand, weckten manche seiner Collegen dessen lebendiges Interesse. Zu ihnen gehören Klenze und

Gärtner, deren Ruhm nicht blos das baierische Land verkündet, der zum Pariser gewordene Cölner Jakob Ignaz Hittorff Erbauer der Basilika von St. Vincent de Paul, Heinrich Hübsch dem der speierer Kaiserdom die Vollendung seiner Restauration verdankt, L. Zanth der Architekt der stuttgarter Wilhelma, neben ihnen Zwirner, keine schöpferische Kraft aber wohlverdient durch vieljährige energische Leitung der Arbeiten am deutschen Riesendom. In der Unterhaltung mit Friedrich Wilhelm IV. ist es diesen ergangen wie vielen Männern der Wissenschaft. Sie haben über die Fülle der Kenntnisse wie der Ideen gestaunt welche er in dem Bereiche ihres Faches entwickelte.

Ich kann Stüler nicht nennen ohne eines Mannes zu gedenken der nicht Künstler war und dem ich doch keinen bessern Platz anzuweisen weiß als neben dem Architekten, da sie so oft miteinander gewirkt haben. Rudolf Freiherr Stillfried Rattonitz gehörte einer uralten schlesischen Familie an und war im Jahre 1804 zu Hirschberg geboren. Seine Liebhaberei an genealogischen Forschungen entwickelte sich früh, und er legte bald ein nicht zu unterschätzendes Talent im Zeichnen von Stammbäumen an den Tag. Das Erste was ich von ihm sah, war ein im Jahre 1833 entworfener Stammbaum der Familie Schaffgotsch, zu der er in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. Im Verlauf der Jahre widmete er sich der Geschichte des Hauses Hohenzollern, um welche er sich namhafte Verdienste erworben hat. Anfangs aus eigenem Antriebe und mit Privatmitteln, dann im königlichen Auftrage und mit großartiger Unterstützung, hat er die durch willkürliche Erfindungen des sechzehnten Jahrhunderts fabelhaft aufgestutzte und somit verdunkelte

älteste Geschichte des schwäbischen Hauses und seines Zusammenhangs mit der von ihm ausgegangenen Linie der nürnbergischen Burggrafen in Archiven und Bibliotheken gründlich untersucht und, unter Ausscheidung der lange für Wahrheit gehaltenen Fabeln, eine genealogische Geschichte entworfen, welche, wenn sie für die ältesten Zeiten nicht alle Zweifel beseitigt und alle Lücken ausfüllt, im Ganzen wissenschaftlichen Anforderungen auf wünschenswerthe Weise entspricht. Auf die im Jahre 1847 von ihm im Verein mit dem jetzt verstorbenen königlichen Hausarchivar Märker herausgegebenen Hohenzollerischen Forschungen, deren erster auf die schwäbische Linie sich beziehender Theil das Hauptergebniß der archivalischen Untersuchungen darlegt, folgten seine großen Werke, die Kunstdenkmäler und Altertümer des Hauses Hohenzollern, welche in die Reihe der glänzendsten Prachtwerke gehören, die siebenbändigen Monumenta Zollerana, die Geschichte des Klosters Heilsbronn bei Ansbach, die des Schwanenordens, alle mit trefflichen Abbildungen und geschmackvoll ausgeführten genealogischen Tafeln reichlich versehen und Denkmale nie rastenden Fleißes. Mit Stüler ist er vorzugsweise aus Anlaß des Wiederaufbaues der seit drei Jahrhunderten nicht verlassenen aber mehr und mehr verunstalteten Stammburg der preußischen Könige und schwäbischen Fürsten und Grafen in Berührung gekommen, und Beide haben zusammen ein Werk geleitet welches unter den Restaurationen mittelalterlicher Burgen, deren unsere Zeit so manche unternommen hat, einen der ersten Plätze einnimmt. Stillfried verstand es des Königs natürliches Interesse an diesen Arbeiten stets rege zu erhalten, und wenn dieselben, wie Manche behauptet haben, bedeutende Auslagen veranlaßten, so wird Niemand

in Abrede stellen daß Schönes und Werthvolles erreicht worden ist. Friedrich Wilhelm IV. hat diese Arbeiten größtentheils nicht vollendet gesehen, aber er hat die Freude gehabt in den schönen Räumen des in früher nie gesehener Großartigkeit und Harmonie wiederhergestellten Stammsitzes seiner Ahnen zu wandeln und deren Geschicke auf sicherer Grundlage zu ermessen. Stillfried war zugleich Gelehrter, in gewissem Sinne Künstler und Hofmann. Er ist im Lauf der Jahre durch seine Beziehungen zu der fürstlichen Familie von Sigmaringen zuerst zum portugiesischen, dann zum preußischen Grafen aufgestiegen und hat, ein Viertel Jahrhundert nach dem Tode seines königlichen Gönners, als Oberburghauptmann des Schlosses Hohenzollern, Oberceremonienmeister und Vorstand des Heroldsamtes, für welches seine Kenntnisse unschätzbar waren, ein langes und thätiges Leben geschlossen, um bis zuletzt mit Bernhard Kugler für die Popularisirung der Geschichte des Hauses dem er so viele Jahre gewidmet hatte, zu wirken.

Noch ist der beiden größten deutschen Meister der Plastik und Malerei nicht gedacht worden, und doch stand der Eine derselben dem Könige näher als die Meisten der Zeit. Christian Rauch war nicht als Preuße geboren, aber durch seine Stellung in zwei Perioden seines Lebens ist er wie Wenige zum Preußen geworden, indem er das Preußentum im Leben wie in der Kunst mit allgemeinen Anschauungen zu verbinden gewußt hat. Auch er hat zu denen gehört welche Friedrich Wilhelm IV. gewissermaßen von seinem königlichen Vater übernommen hat, aber der König ist es doch gewesen dem der Künstler die Ausführung seines größten Werkes nach seiner ursprünglichen Conception verdankt. Man

weiß daß das Denkmal Friedrichs des Großen, zu welchem der Kronprinz in den letzten Tagen seines erkrankten Vaters den Grundstein legte, nach einem verkleinerten und veränderten Modell ausgeführt werden sollte. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung bestimmte der König die Ausführung des Entwurfes der dem heutigen Werke zu Grunde liegt. Rauch sprach der Königin in warmen Worten seine Dankbarkeit für die veränderte Entscheidung aus. Haben Sie, war die Antwort, an das Gegentheil glauben können? Während der neuen Regierung ist eine ganze Reihe von namhaften Werken entstanden, in Berlin die Statuen Yorks, Gneisenau's und Thaers, in Charlottenburg diejenige König Friedrich Wilhelms III. im Mausoleum, in Sanssouci die nach des Künstlers Modell ausgeführte Mosesgruppe, in Königsberg die Statue Kants, manches andere ideale Werk, das gleich den Victorienstatuen den Beweis liefert wie dieser Mann, der die junge Heldenzeit seines Volkes in ihrer Realität am wahrsten repräsentirt, dem Geist und den Formen der classischen Kunst vollkommen gerecht zu werden verstand. An Reichtum der Erfindung und antikem Geiste Thorwaldsen weit nachstehend, übertraf er diesen ebensosehr an Sinn für das Reale wie an Begabung für monumentale Schöpfungen, während das christliche Element sich bei den eminentesten Schülern Beider, Tenerani und Rietschel, weiter entwickelt hat. Rauch, auch im Greisenalter ein Bild männlicher Schönheit und Kraft, paßte vollkommen in die Kreise zu denen er in seiner Jugend in einem dienstbaren Verhältnisse gestanden war. Er hatte im Umgange etwas ungemein Anregendes und Anziehendes. In Sanssouci bin ich vielfach sein Stubennachbar in der Mühle gewesen, habe mit ihm

lange Fahrten durch die Umgebungen unternommen, die er weit besser kannte als ich und deren vielfach verschönernde Umgestaltung er im Laufe der Jahre erlebt hatte. Im Frühling 1845 machte ich mit ihm eine Fahrt nach Neustrelitz, wohin der Großherzog Georg, der schon um der Erinnerungen an seine Schwester die Königin Luise willen große Zuneigung zu ihm hegte, ihn berufen hatte. Ich habe diese Strecke wiederholt zurückgelegt und kann nicht sagen daß sie mich jemals unterhalten hätte, indem das traurig verödete Oranienburger Schloß und der Park von Tannenwalde, in welchem dicht an der Landstraße das Denkmal eines Romanhelden der Gräfin Ida Hahn-Hahn sich erhebt, die einzigen Punkte sind welche in der reizlosen Gegend einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich ziehen können. Von dieser Fahrt aber die an einem schönen Tage in anhaltender Conversation zurückgelegt wurde, ist mir die erfreulichste Erinnerung geblieben. Wenn Berlin, das nur das treffliche Monument des Großen Kurfürsten besaß, sich unter den beiden letzten Königen mit einer Reihe von Statuen geschmückt hat die durch die Wahrheit der dargestellten Persönlichkeiten ebensowie durch ihren Kunstwerth wirken, so ist dies wesentlich das Verdienst Rauchs und seiner Schüler, die gleich ihm das vaterländische Element vertreten haben.

Peter von Cornelius ist spät nach Berlin gekommen, während er in der Zeit seines besten Schaffens für den Süden Deutschlands gewonnen schien. Gleich Rauch hat auch er seine Zeit und Thätigkeit zwischen der Heimat und Rom getheilt, auch in späten Jahren als der Bildhauer nur noch an gelegentliche Reise, nicht aber an längeren Aufenthalt in Italien dachte. Aeußere Umstände haben die Aus-

führung seines größten und durchdachtesten Werkes, der Compositionen für das Camposanto der projectirten berliner Basilika verhindert, aber die Entwürfe sind da, von der mächtigen und ergreifenden Poesie eines Cyclus Kunde zu geben, welcher, wenn er in Farben vor uns stände, mehr als irgend etwas anderes den Markstein zwischen der idealen christlichen Kunst des 19. Jahrhunderts und der realistischen bedenkliche Wege einschlagenden modernen Malerschule bilden würde. Wer weiß ob es nicht für den Ruhm ihres Urhebers, soweit unsere Zeit und deren wie es scheint überwiegende Anschauungen und Geschmack in Betracht kommen, deren Werke sich zu denen der großen Zeit verhalten wie das Melodrama zur classischen Tragödie, gut gewesen ist, daß diese Compositionen bloßer Entwurf in der Zeichnung geblieben sind, aber etwas derart hätte die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Bezug auf Michelangelo äußern können, dessen Weltgericht Urteilen unterlag, die etwas von den Ansichten eines Theils moderner Kunstkritiker über Cornelius' größtes Werk an sich haben.

Manches von dem was unter Friedrich Wilhelm IV. auf dem Gebiete der bildenden Künste entstanden, ist in den vorstehenden Erinnerungen bereits erwähnt worden: eine Aufzählung und eingehendere Charakterisirung kann nicht in deren Zwecke liegen. Kurze Zeit nach des Königs Tode hat derjenige Künstler der ihm namentlich in seinen spätern Jahren am nächsten stand, Stüler, eine Skizze der Thätigkeit auf diesem Felde und der persönlichen Betheiligung des Monarchen an derselben versucht und bei der Fülle des Stoffes sich meist doch nur auf kurze Bemerkungen beschränkt. Gegen das Ende seiner Regierung war die Umgebung Potsdams wie umge-

schaffen. Die großartigste der Schöpfungen, die neue Orangerie, welche an die Stelle mancher einst beabsichtigter Werke getreten, den schönsten Abschluß solcher großartigen Thätigkeit bildet, hat der hohe Bauherr nicht vollendet gesehen. Auch die hübsche Villa von Lindstedt hat erst später ihren reicheren Schmuck erhalten. Nächst Persius und Stüler sind Hesse, Gottgetreu, von Arnim, Schadow an der Ausführung der königlichen Bauwerke betheiligt gewesen, und ich wüßte nicht daß Irgendeiner von den Wechseln von Gunst und Ungunst betroffen worden wäre, von denen mehre der bedeutendsten Architekten Berlins in früheren Tagen, Schlüter, Eosander, Knobelsdorff mehr oder minder zu leiden gehabt haben. Das potsdamer Stadtschloß hat sich mehrer verständigen Restaurationen zu erfreuen gehabt. Das berliner Schloß hat umfassende Verschönerungen im Innern erfahren, während die Schloßcapelle ihm den äußeren architektonischen Abschluß gab und die Terrasse der Lustgartenseite mit den beiden schönen Pferdebändigergruppen, einem Geschenk Kaiser Nikolaus', eine alte Verstümmelung sühnte. Indem die Ausschmückung der Façade des Schinkelschen Museums durch Sculptur und Malerei begonnen wurde, setzte der Bau des Neuen Museums die großartige Umwandlung eines bis dahin zu den heterogensten Zwecken benutzten Terrains zu einem imposanten durch Colonnaden verbundenen Gebäudecomplex fort. Die breite Schloßbrücke erhielt ihren monumentalen Schmuck durch die kolossalen Victoriagruppen auf mächtigen Granitwürfeln, dem nahen Blüchermonument reihten sich die Statuen Gneisenau's und Yorks an, denen später die des Grafen von Brandenburg auf dem Potsdamer Platz folgte, und wie die Friedenssäule auf dem Belle-Allianceplatz den

glorreichen Abschluß der Befreiungskriege feierte, ehrte das großartige National-Kriegerdenkmal gegenüber dem Invalidenhause die Treue der in den Kämpfen von 1848—1849 Gefallenen. Die Diakonissenanstalt Bethanien wurde im Innern wie im Aeußern ein Muster für ähnliche, während an andern großen Bauten jene todte Monotonie verschwand, die man mit dem Ausdruck Casernenstil zu charakterisiren pflegt. Eine ganze Reihe neuer Kirchen entstand. Das im Jahre 1842 ab- oder richtiger ausgebrannte Opernhaus Friedrichs des Großen wurde unter Beibehaltung seiner alten Form im Innern aufs geschmackvollste und zweckmäßigste wieder hergestellt und decorirt. Verschönerungen verschiedenster Art in Stadt und nächster Umgebung, architektonische und plastische wie durch Bosquets und Anlagen, brauchen hier nicht alle aufgeführt zu werden. Das von der Hauptstadt gegebene Beispiel fand in allen Theilen der Monarchie Nachahmung und überall ist des Königs persönliche Einwirkung sichtbar gewesen. Die Weichselbrücke bei Dirschau und die cölner Rheinbrücke waren die ersten, welche die großen Ströme bezwangen. Der theilweise zu den Bauten in Beziehung stehenden Sculpturwerke ist in Vorstehendem mehrfach Erwähnung geschehen. Nächst Rauch sind hier Kiß und Drake in erster Linie zu nennen, L. Wichmann, Schievelbein, Albert Wolff, Bläser, Wredow, Möller und von den in Rom lebenden Emil Wolff und Troschel, deren ersterer dem Könige schon von seiner italienischen Reise her empfohlen, stets lieb geblieben ist, wie denn mehre seiner von classischem Geist belebten Werke die königlichen Schlösser schmücken. Wenn in Bezug auf die einzelnen Werke künstlerische und künstlerisch sein wollende Ansichten nicht selten auseinandergingen, so

wäre dies auch bei minder umfassender und vielseitiger Thätigkeit nicht zu vermeiden gewesen.

Wenn des Königs Verhältniß zu den unter seiner Regierung entstandenen Werken der Malerei ein anderes war als zu den architektonischen, so haben doch die vorstehenden Bemerkungen bereits hinlänglich auf sein bis ans Ende seiner Tage bethätigtes Interesse an denselben hingewiesen. Von Wilhelm Wach, Carl Begas und Franz Krüger an auf A. von Klöber, Adolf Menzel, Meyerheim, auf die neuere düsseldorfer Schule, auf Eduard Bendemann, auf Alfred Rethel dessen ungewöhnliches schöpferisches Talent vielleicht noch nicht einmal zu voller Entwicklung gelangt war als er durch ein herbes Geschick abberufen wurde, auf E. Deger dem die Ausführung der Fresken in der stolzenfelser Schloßcapelle übertragen ward, um nur wenige zu nennen, auf die Landschafts- und Architekturmaler Carl Schulz, F. Nerly, E. Hildebrandt, Carl Werner hat der König allen bemerkenswerthen Erscheinungen lebendigste Theilnahme zugewandt. Unter der Einwirkung solcher Theilnahme haben Schlösser und Sammlungen sich mit Malerwerken gefüllt. Zu seiner Zeit hat die Kupferstechkunst sich durch Eduard Mandel und Joseph Keller, von denen der erstere sein Bildniß und das der Königin stach, letzterer ihm das großartige Blatt nach der Disputa widmete, zum höchsten Rang erhoben.

In der Musik konnte Friedrich Wilhelms IV. Geschmack nur mit seinem ästhetisch künstlerischen Gefühl harmoniren. In der Kirchenmusik hatten die italienischen Meister des 16. Jahrhunderts und späterer wirklich kirchlicher Schulen, wie er sie in der Sixtinischen Capelle vernahm, tiefen Eindruck auf ihn gemacht und schwebten ihm bei der Umbildung

des Domchors vor, in welchem dann namentlich unter Emil Naumanns Leitung der evangelische Choralgesang zu so hoher Ausbildung gelangt ist. Palestrina's Tonschöpfungen hatten sogleich mächtig auf ihn gewirkt, so daß auch die von dem päpstlichen Capellmeister Baini, der selbst ein tüchtiger Componist war, dem Regenerator der Kirchenmusik gewidmeten gelehrten Arbeiten seine lebendige Theilnahme weckten. In der dramatischen Musik gehörte seine Bewunderung in erster Reihe Gluck. Er liebte Spontini nicht, obgleich man hätte annehmen dürfen daß die Vestalin, welche in der That die Gluckſche Tradition im Uebergang zu der modernen specifisch italienischen Opernmusik festhält, seinem Geschmack entsprochen hätte. Aber die Behandlung der Orchesterbegleitung in den späteren lärmenden Spontinischen Opern widerstrebte ihm. Ich weiß nicht ob das Wort aus der Kronprinzenzeit, beim Heraustreten aus dem Opernhause nach der Olympia oder dem Alcindor, während des Vorüberziehens des Zapfenstreichs: „Gott sei Dank daß man wieder sanfte Musik hört" wirklich von ihm ist, aber ich weiß wie er von einem Besuch in Dresden heimkehrend über den Lärm in Richard Wagners „Rienzi" klagte. Felix Mendelssohn und Meyerbeer weckten seinen lebendigen Antheil, und es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie er namentlich dem Ersteren zu einem epochemachenden Werke Anlaß geboten hat. Die Faust-Compositionen des Fürsten Anton Radziwill, wie sie in der Singakademie musikalisch und dramatisch trefflich interpretirt wurden, zogen ihn immer aufs neue an. Jugenderinnerungen ließen ihn Grétry's Richard Löwenherz wieder ins Leben rufen, dessen „O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne" einst Alles zu Thränen gerührt

hatte. Auf sein Interesse an Gottfried Löwe dem Componisten der „Zerstörung Jerusalems“ wurde schon hingedeutet. Groß war seine Freude an dem einfachen Volksgesang und die Vorträge volkstümlicher Melodien, wie sie namentlich durch die rheinischen Männerchöre unübertroffen ausgeführt werden, konnten ihn tief ergreifen. Die musikalischen Abende im Schlosse gewährten stets reichen Genuß, denen bei den Prinzen, Diplomaten und in anderen Häusern wohnte der König gerne bei. Auf das Theater weise ich mit wenigen Worten hin. Schon unter König Friedrich Wilhelm III. war Graf Wilhelm Redern Generalintendant geworden, worauf im Jahre 1842 C. Th. von Küstner, in Leipzig und München als technisch-literarischer Leiter erprobt, die Direction antrat, die nun in ein anderes Verhältniß zum Hofe kam und welche er, persönlich eben nicht beliebt aber in seiner Verwaltung nicht ohne gute Eigenschaften, bis zum Jahre 1851 in der Hand behielt, zu welcher Zeit Herr von Hülsen, der sich durch seine Thätigkeit bei Gesellschaftsbühnen bemerklich gemacht hatte, die Leitung des Theaterwesens übernahm, worin er nach den verschiedensten Richtungen hin mit allgemein anerkannter Tüchtigkeit und großem Geschick heute noch zu wirken fortfährt. Des Königs Vorliebe gehörte dem classischen deutschen und englischen Schauspiel und dem feinen französischen Lustspiel, welches wie gelegentlich das italienische Drama nicht selten durch fremde Gäste geboten wurde. In Friedrich Wilhelms IV. späteren Jahren ließ schon der Landaufenthalt den Theaterbesuch zu einer verhältnißmäßigen Seltenheit werden.

Die Leitung der Hofmusik blieb in den Händen des Grafen Redern, welcher selbst Componist und mit der mu-

fikalischen Literatur vollkommen vertraut hier ganz in seinem Elemente war, und als eines der ältesten Mitglieder des Hofes, an dessen Spitze er seit dem Anfange der Regierung Kaiser Wilhelms als Oberstkämmerer stand, hochbejahrt im Jahre 1883 gestorben ist. Ein Mann von großer Thätigkeit und auch in Verwaltungssachen von manchen Kenntnissen, machte er seiner Stellung und seinem bedeutenden Vermögen Ehre und war ein loyaler und anhänglicher Diener des königlichen Hauses. Seine Schwäche war daß er seine Carriere im Grunde verfehlt glaubte und in sich den Stoff zu einem Lenker des Staates erkannte, wobei ihm Niemand beigestimmt zu haben scheint. Seine aristokratische Gesinnung die man ihm sonst nicht verargte, äußerte sich etwas zu sichtlich in der äußeren Haltung, welche ein berliner Sobriquet treffend bezeichnet hat.

VII.

Berliner Gesellschaft 1843—1846.

Die berliner Gesellschaft dieser Jahre war glänzend, mannigfaltig und angenehm. Noch war die Zeit nicht da in welcher die völlige Umgestaltung der öffentlichen Dinge im Verein mit der außerordentlichen Erleichterung der Verkehrsmittel einen großen Theil der Aristokratie sowie eine Menge bedeutender Männer aus den Provinzen nach der Hauptstadt rief, aber die Vorboten dieser Zeit waren erschienen, und wenn die Politik nicht dominirte, was eben kein Unglück war, hatte sie doch ihr berechtigtes Theil. Die Mischung der einheimischen mit den fremden Elementen war eine fruchtbringende. Viele Häuser so der hohen Beamten wie des Adels waren geöffnet. Der Oberstkammerherr Fürst Wittgenstein beschränkte sich auf einen kleineren aristokratischen Kreis, aus welchem jedoch die Schauspielerin Charlotte von Hagn nicht ausgeschlossen war. Der Obermarschall Freiherr von Werther, seine Nachfolger im auswärtigen Amte die Freiherrn von Bülow und von Canitz, unter denen der jetzige Hausminister Graf von Schleinitz die politische Abtheilung des Ministeriums in den Geschäften wie in der Gesellschaft mit Geschick und Gewandtheit vertrat, der Cultus-

minister Eichhorn, der Justizminister für die Gesetzrevision von Savigny, der Generalpostmeister von Nagler u. A. sahen oft Gesellschaft bei sich. Das Radziwillsche Haus behauptete so der eigenen fürstlichen Stellung wie der verwandtschaftlichen Beziehungen zur Königsfamilie wegen, den Vorrang, den man den Brüdern Wilhelm und Boguslaw und ihren Gemalinnen auch in Betracht ihrer persönlichen Eigenschaften gerne zugestand. Graf Wilhelm Redern öffnete die edlen Räumlichkeiten seines Palais zu schönen Festen. Noch andere Häuser waren geöffnet, so das des Grafen Friedrich Egloffstein den ich schon genannt habe. Das diplomatische Corps, zahlreich und wohlbesetzt, wetteiferte, wenn es sie nicht übertraf, mit diesen Häusern. Nach alter Gewohnheit war am gastfreiesten der britische Gesandte Graf von Westmorland, wie schon bemerkt der eifrigste Musikfreund den es vielleicht jemals in der Diplomatie gegeben hat, und selber Componist von Opern und Cantaten und wer weiß welchen Musikstücken. Ich habe bei ihm eine Menge derselben Pièces gehört die mir aus meinem ersten florentiner Aufenthalt in der Erinnerung geblieben waren und nun vielleicht einen vortheilhaftern Eindruck machten, weil man die Reminiscenzen italienischer Opern aus den zwanziger Jahren vergessen hatte. Oberflächlichen Beobachtern mochte es wol scheinen, der englische Gesandte, welcher in der Theaterwelt wohlbekannt war und auf einem Künstlerball ungeachtet seines reifen Alters (er war 1784 geboren) mit den Damen vom Ballet einen gelegentlichen Walzer nicht verschmähte, gehe ganz in Musik und Gesellschaft auf. Dem war doch nicht so. John Fane elfter Graf von Westmorland, ein Titel der von dem alten Grafenhause der Neville auf seine Vor-

fahren übergegangen war, hatte in jungen Jahren im Peninsularkriege wacker gedient und der französischen Campagne gegen Napoleon als britischer Bevollmächtigter im Hauptquartier der Verbündeten beigewohnt; eine militärische Thätigkeit über welche er Denkwürdigkeiten veröffentlicht hat und die ihm verschiedene Großkreuze eintrug, denen man sonst bei englischen Diplomaten nicht zu begegnen pflegt. Seine Gemalin Lady Priscilla Wellesley Tochter des Grafen von Mornington und Nichte des Herzogs von Wellington, war in Florenz bemüht gewesen durch ernstere Haltung dem Eindringen der allzu gemischten Gesellschaft in ihren Salon, welche Lord Burghersh der Kunst zulieb zuzulassen geneigt war, einigermaßen Einhalt zu thun. In Berlin war dies weniger nöthig, aber der Salon war doch liberal und ich glaube nur hier hat man eine Ballettänzerin, allerdings eine sehr anmuthige Mlle. Cerrito, unter den vornehmen Tanzenden gesehen. Im Jahre 1851 als Botschafter nach Wien versetzt hat Graf Westmorland, der schon in Berlin in den schleswig-holsteinschen Angelegenheiten vielfach thätig gewesen war, seine letzten diplomatischen Jahre inmitten der ernsten Sorgen des Krimkrieges verbracht. Rußland ist hier nie besser vertreten gewesen als durch Baron Peter Meyendorf, der mit sicherem und maßvollem Urteil zuverlässige Kenntniß Deutschlands und deutschen Charakters, mit billiger Berücksichtigung der Stellung Preußens wahres Interesse für das Land, mit Werthschätzung der geistigen Bestrebungen allgemeines Wohlwollen verband. In den prächtigen über die Verhältnisse auch der ansehnlichsten berliner Häuser hinausreichenden Räumen des russischen Palais empfingen er und Frau von Meyendorf, eine Schwester des österreichischen

Gesandten und Ministers Grafen Buol Schauenstein, auf eine den Umständen durchaus entsprechende Weise. Das Ausland war überhaupt im allgemeinen gut vertreten, und die diplomatischen Damen trugen meist das Ihrige dazu bei. Der Vertreter Oesterreichs, Graf Trauttmansdorff, der französische Marquis de Dalmatie, der baierische Graf Lerchenfeld, der sächsische Baron Minckwitz, der portugiesische Baron Renduffe, der neapolitanische Baron Antonini ein erklärter Liebling der Gesellschaft, der dänische Graf Reventlow, der hannoversche Graf Inn- und Knyphausen, der mecklenburgische Graf Hessenstein u. A. gaben je nach den Verhältnissen der Räumlichkeiten ihrer Wohnungen theils größere und kleinere Feste theils zahlreiche Diners. Anderer Mitglieder des diplomatischen Corps werde ich noch bei Erwähnung der wissenschaftlichen Bestrebungen zu gedenken haben.

Abgesehen von den großen Fêten und Soiréen gab es intimere Geselligkeit. Die Gräfin Bohlen geb. von Walsleben, nebst der Oberstthofmeisterin der Prinzessin Carl Gräfin Fürstenstein geb. Hardenberg eine lebendige Chronik der französischen Zeit, die Gräfin Voß geb. von Berg angeheiratete Enkelin der neuerdings durch ihre Tagebücher wiederum in die Erinnerung zurückgerufenen Oberhofmeisterin der Königin Luise, die Gräfin Perponcher, die Generalin von Luck Gemalin des Begleiters des Kronprinzen im Befreiungskriege u. m. A. sahen kleinere Kreise bei sich.

Dasjenige Haus aber welches damals der Gesellschaft am meisten geöffnet und im Grunde das angenehmste war, war das des Oberceremonienmeisters Grafen Friedrich Pourtales. Ein Sprößling der zahlreichen neuenburger Familie war er in seiner Jugend Offizier im Regiment Gendarmes

gewesen und hatte nach dem Jahre 1807 und nach dem Wechsel der politischen Verhältnisse in seiner engern Heimat längere Zeit in Paris gelebt, wo er im Jahre 1811 Louise de Castellane Norante damalige Hofdame der Kaiserin Josephine heiratete. Nach nochmaliger Umgestaltung der Dinge war er, dessen Familie in der Mehrzahl ihrer Zweige ein gutes Verhältniß zu Preußen aufrecht erhalten hat und heute theilweise preußisch geworden ist, wieder in Berlin erschienen, wo er in den Hofdienst trat, der seinem Geschmack wie seinen Gewohnheiten am meisten zusagte. Er war ein Mann von angenehmen gesellschaftlichen Formen, von französischer Courtoisie, wie er denn überhaupt mehr vom Franzosen als vom Deutschen an sich hatte. Die Gräfin Pourtalès war eine anziehende Erscheinung wie sie eine vollkommene Wirthin war. Mutter erwachsener Söhne bewahrte sie mehr als die Spuren von Schönheit, welche mit ernstem Sinn, mit reifer Bildung und großem Wohlwollen vereint ihr einen besondern Reiz verliehen, den sie bis in ein hohes Alter hinein (sie starb achtundachtzig alt im Jahre 1881) bewahrt hat. Von ihren beiden Söhnen war der ältere Albert damals als Legationsrath aus Constantinopel zurückgekehrt von wo er den Orient besucht hatte. Er war geistvoll, lebendig, vielseitig unterrichtet, von rascher Auffassung bei gesundem Urteil, mit der Aussicht auf eine brillante Laufbahn die ihm auch zutheil geworden ist, der er aber durch frühzeitigen plötzlichen Tod entrückt wurde. Der jüngere Sohn diente in der Garde. Vieles von dem, was in diesen Jahren zur Belebung des berliner Gesellschaftslebens geschah, ist von diesem Hause ausgegangen, dessen ich noch wiederholt zu gedenken Anlaß haben werde.

Die Gelehrten- und Künstlerwelt kam mit der Hofgesellschaft in vielfache Berührung, und es gab manche Häuser, in denen die beiden Elemente ziemlich gleichmäßig vertreten waren. So war es unter anderem bei Eichhorn und bei Savigny der Fall, bei dem seine alten und die neuen Verhältnisse ziemlich harmonisch zur Geltung kamen. Das Olfersſche Haus, wo sehr viel empfangen wurde, war schon durch die Stellung des Familienhauptes vorzugsweise der Künstlerwelt wie den Gelehrten geöffnet, ohne sich andern Kreisen zu verschließen. Frau von Olfers, eine Tochter des aus der Zeit der Freiheitskriege vielbekannten Staatsmanns und Dichters Staegemann, verband Anmuth mit Gewandtheit und war in allen Sphären zu Hause. Bei Herrn von Waldenburg vormaligem Hofmarschall des Prinzen August und seinen Schwestern, bei dem Bildhauer Ludwig Wichmann, bei der alten Frau Amalie Beer Mutter Michaels und Heinrichs wie Meyerbeers, bei dem gewandten und vielgereisten Banquier Martin von Magnus Bruder des talentvollen Malers Eduard Magnus, welcher die Männerwelt von Diplomatie und Hofgesellschaft häufig bei sich sah, bei der genialen Schauspielerin Crelinger-Stich deren Antigone den Theaterfreunden jener Jahre unvergeßlich ist, war die Gesellschaft aus den verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Friedrich von Raumer sah stets viele Leute so aus Gelehrten- wie aus Beamtenkreisen bei sich.

Die Julirevolution hatte mehr als eine französische Legitimistenfamilie zur Auswanderung nach Preußen veranlaßt, ohne sie aber auf die Dauer heimisch zu machen. Zu meiner Zeit war nur Herr Franchet Desperey geblieben, Chef der hohen Polizei unter König Carl X. und durch seine

Frau Schwager des Generals von Luck. Als ich ihn kennen lernte war er ein bejahrter blinder Mann, warmer Royalist aber von mildem und versöhnlichem Wesen, von dem man manches über die Zustände der späteren Jahre der Restauration lernen konnte. Zu meinem Erstaunen hörte ich ihn eines Tages von dem in jener Zeit einmal, ich hoffe nicht ernstlich erörterten Censurplan erzählen, demgemäß die Regierung das gesammte literarische und Preßwesen in der Art reglementirt haben würde, daß Jedem ein bestimmtes Fach mit festgestellten Aufgaben angewiesen worden wäre, außerhalb dessen er sich nicht hätte bewegen dürfen. Frankreich ein literarisches Riesenkloster und schlimmer! Ich habe viel in dem Hause verkehrt, wo der amerikanische Gesandte Mr. Wheaton ein fleißiger Besucher war. Im Jahre 1846 kehrte die Familie nach ihrer anscheinend beruhigten Heimat zurück, wo ich in Versailles ihr Gast gewesen bin.

Die Tonkunst war in manchen Häusern neben dem Westmorlandschen glänzend vertreten. Namentlich bei dem Oberhofbuchdrucker von Decker, dessen Frau geborne von Schätzel in den dreißiger Jahren eine Zierde der berliner Oper war, und bei dem Maler Wilhelm Hensel oder vielmehr bei seiner Frau, der Schwester Felix Mendelssohns. Fanny Hensel war nicht angenehm, und ihr Dominiren über ihren gutmüthigen, als Künstler und Dichter durchaus nicht talentlosen aber stets Calembours schmiedenden Mann, der sich in dieser lästigen Eigenschaft mit dem der berühmtesten Sängerin unserer Tage, Mme. Catalani, Mr. de Balabrègue begegnete, konnte selbst etwas Verletzendes haben. Aber sie war voll Geist und Talent und zeigte sich in der Musik als echte Schwester ihres genialen Bruders. Dieser war häufig in Berlin, und man weiß wie

der König bei der Verwirklichung seiner schönen Ideen, bei der trefflich gelungenen Wiederbelebung des griechischen Drama's auf deutscher Bühne an seine eminente Begabung appellirt hat. Die musikalischen Matinéen, besonders Sonntags im Mendelssohnschen Hause in der Leipziger Straße, dessen Vordertheil von Graf Pourtalès bewohnt war, gehörten zu den großen Genüssen des damaligen berliner Lebens und waren stark besucht. Dasjenige Haus aber in welchem Musik die Hauptrolle spielte, war ein diplomatisches, das sardinische Gesandtschaftshotel in der Dorotheenstraße. Die Gräfin Rossi hatte die Scheu, welche sie längere Zeit von der Ausübung ihrer großen Gesangeskunst in jeder Art von Oeffentlichkeit zurückhielt, längst überwunden, und bezauberte sowol im eigenen Hause wie auch gelegentlich in andern durch ihr wol selten erreichtes Talent und die Anmuth und Leichtigkeit im Coloraturgesang, wobei sie über ihre Mittel noch mit derselben Fülle und Leichtigkeit verfügte die sie einst vor allen ihren Zeitgenossen ausgezeichnet hatten. Aber auch in dem Vortrage einfacherer Pièces excellirte sie, und ich glaube ich habe sie nie schöner singen gehört, als an einem Nachmittage gegen Ende Mai 1846 bei einer Landpartie deren Ziel das freundliche Treptow war, und woran unter Anderen die Croy, Arnim, Olfers, Perglas (von der baierischen Gesandtschaft) u. M. theilnahmen. Es wurde eine Wasserfahrt in zwei Kähnen auf der Spree gemacht, in dem einen Kahn die Sänger, und die anmuthigsten Ensemblemelodien erklangen weithin über den Wasserspiegel, wobei das O sanctissima eine wundervolle Wirkung machte. Sie war wieder in ihrem Element, indem sie die in ihrer Art große Künstlerin mit der vornehmen Dame vereinigte, welche letztere doch

einen leisen Anflug vom vormaligen Bühnenleben nicht verleugnen konnte. Was von ausgezeichneten Künstlern nach Berlin kam, fand sich in ihrem Salon zusammen, und Berlin hat in jenen Jahren keinen Mangel an Gästen ersten Ranges gehabt die seine Bühnen schmückten während sie vielfach zu den Hofconcerten herangezogen wurden. Jenny Lind verweilte hier mehre Monate im Wichmannschen Hause, Pauline Viardot Garcia glänzte durch ihren dramatischen Gesang während sie in ihrer Haltung die Frau von Welt und Bildung zeigte, die Alboni überraschte durch den Umfang eines Organs welches damals noch weiterer Ausbildung bedurfte. Tamburini der treffliche Baritonist, Moriani, der aber schon nicht mehr über den vollen Klang einer Stimme gebot mit welcher er einst als Edgar Ravenswood in Lucia di Lammermoor ins innerste Herz drang, manche Andere deren Nennung mich zu weit führen würde, sind in diesen Jahren hier aufgetreten. Félicien David brachte im Opernhause seine Tondichtung Le Désert und einige seiner poetischen Lieder, darunter Les Hirondelles zur Aufführung, aber ich weiß nicht ob er zu der Gesellschaft in Beziehung getreten ist; ein eigentümliches Talent, das jedoch die geweckten Erwartungen nicht erfüllt hat. Theodor Döhler der anmuthige Pianist kam, später Thalberg, der nur Liszt nachgestanden ist. Die Gräfin Rossi ließ in jener Zeit von Eduard Magnus ihr Porträt malen, welches auch durch den Kupferstich bekannt geworden ist, seinem Meisterwerk, jenem der Lind weit nachstehend, aber doch ein gelungenes Werk. Ich vermag nicht zu sagen ob schon zu jener Zeit — ich rede von den vor 1848 liegenden Jahren — der Gedanke an einen Wiedereintritt in die künstlerische Laufbahn in ihr

aufgestiegen ist. Schon damals aber können die finanziellen Verhältnisse kaum noch befriedigend gewesen sein, und Graf Rossi war unbedeutend und kein Haushälter.

Die Anwesenheit einer zahlreichen jungen Diplomatie, welche zu der einheimischen Gesellschaft in bestem Verhältniß stand, legte den Gedanken an ein Gesellschaftstheater nahe, und das Pourtalessche Haus eignete sich mehr als ein anderes zu dessen Verwirklichung. Zu Ende Februar 1845 fand die erste Vorstellung statt; Baron Antonini spielte den Impresario, meist jüngere Mitglieder der Gesellschaft waren die Bühnenmitglieder. Daß man zum französischen Theater griff lag auf der Hand; nicht nur weil es sich am besten für solche Zwecke eignet, sondern weil ein nicht geringer Theil der Mitspielenden nur dieser Umgangssprache vollkommen mächtig war. Ein kleines Journal welches die Kritik der Aufführung schon vor derselben brachte, und dem man deshalb den Namen Le Futur passé, journal de la veille gab, wurde in heiterer Gesellschaft bei Albert Pourtales componirt und vor dem Beginn des Schauspiels vertheilt. Die Aufführungen fanden großen Beifall; der König und die hohen Herrschaften waren zugegen. Später wurde das Theater nach dem königlichen Schlosse verlegt, wo der Raum begreiflicherweise sich besser dazu eignete. An seine Jugenderinnerungen anknüpfend, wünschte der König ein kleines Stück von Marivaux zu sehen, und man wählte eines der kürzesten das freilich nicht zu den bedeutenden gehörte, Le Legs, worin die Gräfin Pourtales und der Marquis Lucchesini die Hauptrollen spielten. Erstere hatte sich nur auf vielfache Bitten dazu verstanden, noch einmal die Bühne zu betreten auf welcher sie einst Talent und Anmuth entwickelt hatte.

Talent und Anmuth entwickelte sie auch jetzt, obgleich sie an dem Abende über ihr Organ nicht frei verfügte. Lucchesini, der Sohn des einst nur zu oft genannten und vielleicht hart beurteilten Staatsmannes, vormals in der Diplomatie dann auf den ererbten Gütern im Posenschen, war vor kurzem nach Berlin übergesiedelt, wo er sich namentlich dem Hofe des Prinzen Carl anschloß, gewandt, geschmeidig, ein Weltkind, ohne tiefern Gehalt aber nicht ohne gesellige Talente und Brauchbarkeit. Der männliche Theil des Darstellerpersonals gehörte meist der Diplomatie an und besaß in dem Grafen Rességuier, einem Südfranzosen aber österreichischen Kämmerer und Legationssecretär, und in seinem sardinischen Collegen Grafen Cardenas, bemerkenswerthe Talente, in Ersterem für die Darstellung, im Zweiten für das Arrangement von Ensemblestücken mit Couplets. Letzterer hat sich in späteren Jahren durch sein schroffes Auftreten gegen den Liberalismus in seiner Heimat bekannt, und sein politisches Gedicht nach der Melodie und zum Theil nach dem Wortklang von „Le roi Dagobert" hat einmal viel Aufsehn gemacht. Von einheimischen Damen betheiligten sich die Gräfin Victoire Redern geborene Odescalchi, Gräfin Pückler geborene Constant de Rebecque und die Fräulein von der Marwitz und von Luck, überdies die Frauen des baierischen und des russischen Legationssecretärs, von Perglas und von Fonton, und Gräfin Pourtales Gorgier. An den Ensemblestücken nahmen aber manche junge Damen Theil, die ein belebendes Element der Gesellschaft bildeten. Zu diesen gehörten die Töchter Bettina's Maxe und Armgard von Arnim nachmals Gräfinnen Oriola und Flemming, die beiden von Olfers deren ältere heute Gräfin York, Gräfin Elisabeth Königsmarck die

sich mit Gustav zu Putlitz vermälte, die Gräfinnen Luise und Mathilde Oriola, jene Palastdame der Kaiserin, diese Baronin Werther. Andere aus diesen Jahren und diesen Kreisen sind zu nennen, Gräfin Eberhard zu Stolberg-Wernigerode geborene Prinzessin Reuß mit ihren Schwägerinnen, Töchtern des Grafen Anton zu Stolberg, Gräfin Schwerin-Schwerinsburg geborene Schimmelmann, Gräfin von der Asseburg geborene Fürstenstein, Frau von Patow erste Gemalin des Staatsministers, Prinzessin Luise von Croy nachmals Gräfin Benkendorf, Gräfin Helene Häseler heute Frau von Hülsen, Fräulein von Zastrow jetzt Gräfin Blumenthal, Fräulein von Bethmann-Hollweg welche Albert Pourtalès heiratete, die Gräfinnen Antonie und Charlotte von Malzan, jene mit Wilhelm Perponcher, diese mit Wilhelm Pourtalès vermält, Fräulein von Prillwitz die erste Gemalin Harry's von Arnim, die Gräfinnen Auguste von Hessenstein, Virginie von Hacke, Clementine Solms-Sonnenwalde nachmals Gräfin Schlippenbach. Bleiben Manche unerwähnt, so bittet mein alt gewordenes Gedächtniß um Entschuldigung. Ueber die kleinen Theaterstücke, welche das auch in diesem Fache unerschöpfliche Paris uns sandte, sind vier Decennien hinweggefluthet, mit ihnen tausend ähnliche, bessere wie namentlich schwächere und schlechtere, und nichts ist davon geblieben als Simple histoire, das kleine Vaudeville, welchem der Stempel von Eugène Scribe's Meisterhand aufgedrückt bleibt. Ihren Zweck aber haben sie erfüllt.

Im Jahre 1842 hatte das glänzende Hoffest von Ferrara viel von sich reden gemacht. Seit dieser Zeit war nichts Aehnliches oder Aehnelndes versucht worden, und wenn man im Carneval 1846 einem Costümball im Schlosse mehr Zu-

sammenhang und poetischen Charakter zu geben versuchte, als solchen Festen ohne ein eigentliches Programm eigen sein kann, so war man doch weit entfernt mit gedachtem Feste irgendwie in die Schranken treten zu wollen. Die Sache ging von dem Pourtales'schen Hause und dem dortigen engern Kreise aus, nahm jedoch sogleich größere Dimensionen an. Aus den Musäus'schen Volksmärchen wurden acht zu Tableaux und Gruppen gewählt, welche durch Prolog und poetische Erklärung verbunden werden sollten. Der literarische Theil wurde mir übertragen, aber die gewährte Frist war eine äußerst kurze — nur zehn Tage lagen zwischen Plan und Aufführung. Diese fand am 24. Februar 1846 im Weißen Saale statt und bestand aus einem großen Zuge vor König, Königin und Prinzessinnen vorüber, worauf die acht costümirten Gruppen sich bildeten, denen der von mir recitirte Prolog vorausging, während die jedesmalige Erklärung folgte. Ein großer Theil der Gesellschaft nahm an diesem Feste Theil, das sich durch Glanz und Mannigfaltigkeit der Costüme auszeichnete, und in dessen Reihen der Prinz von Preußen und die Prinzen Carl und Adalbert nebst andern Mitgliedern regierender Häuser mitwirkten. Drei glänzende Quadrillen, eine mittelalterliche deutsche, eine griechische und eine spanische bildeten den Schluß. Alle Männer, die nicht am Zuge theilnahmen, trugen farbige Dominos, der König allein einen schwarzseidenen. Der Eindruck des Ganzen ist ein günstiger gewesen, und ich für mein Theil habe von allen Seiten, mit König und Königin zu beginnen, viel Freundliches vernommen. Den rasch hingeworfenen Versen aber glaubte ich als Motto August Kopisch's Worte voranstellen zu müssen:

„Nur bitt' ich sehr, die Fackel nicht zu nah!
Die Poesie verhält sich da
Wie die Laterna magica."

An diesem Abende war Prinz Friedrich Wilhelm, jetzt der ruhmgekrönte Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, nicht fünfzehnjährig, soviel ich weiß zum ersten Mal bei einem Feste im Schlosse zugegen. Nach Beendigung von Zug und Gruppen und Quadrillen, als das Tanzen begonnen hatte, stellte Ernst Curtius mich seinem durchlauchtigen Zögling vor, der mich nachmals wiederholt an diesen Abend erinnert und noch nach vielen Jahren mit der Gedächtnißtreue der Jugend manche Verse memorirt hat. Die Frau Prinzessin von Preußen, deren heimatliches Weimar bei einer Benutzung Musäus'scher Volkssagen, an denen die damalige Zeit nochmals und mehr vielleicht als gerade gerechtfertigt sein mochte, besondern Geschmack fand, in Betracht kommen mußte, war durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert. Der Gedanke aber, eine Wiederholung im Palais zu veranstalten, an sich schon bedenklich, konnte schon infolge der raschen Steigerung der Krankheit der Prinzessin Marianne nicht zur Ausführung kommen, welche am 14. April längerm Leiden erlag, tief betrauert von allen Angehörigen, namentlich von der Königin, die in ihr eine treue geprüfte Freundin verlor.

Nachdem ich so manche junge Damen genannt habe welche eine Zierde der berliner Gesellschaft bildeten, muß ich einiger andern erwähnen die nicht mehr jung zu dem engern Kreise des Hofes und der Gesellschaft der Königin gehörten. Von einer und der andern ist schon im Vorübergehn die Rede gewesen, von der Gräfin Voß Mutter der Generalin von

Radowitz und der Gemalin des dänischen Gesandten Grafen Eugen Reventlow, sowie von der Generalin von Luck, geb. de Ste Luce. Ihre Conversation, welche Humboldts Neid weckte, war dem Könige besonders angenehm und vereinigte in der That Gehalt mit Lebendigkeit und Anmuth, deren Eindruck man sich gerne hingab. In jenen Jahren hat sie unter dem Namen „Gräfin Germanie" verschiedene Jugendschriften geschrieben welche verdienten Beifall gefunden haben. Ihrer älteren Tochter Cäcilie, nachmaliger Frau von Ketteler und Schwägerin des trefflichen Bischofs von Mainz, ist wiederholt gedacht worden. Die Gräfin Münster-Meinhövel war die Schwester des energischen und patriotischen Generals von der Marwitz Friedersdorf und Mutter des damaligen Flügeladjutanten des Königs Grafen Hugo Münster, eines Bildes männlicher Schönheit und Kraft, von welchem niemand erwartet haben würde daß er mitten in seiner Carriere, als er einem Generalcommando nahestand, von schwerem Leiden ergriffen und nach qualvollen Jahren dem Tode zugeführt werden würde. Auch in der Gräfin Münster war französisches Element, durch ihre Mutter eine Le Duchat de Dorville. Bei weitem mehr aber war dies in einer jüngern und immer noch schönen Frau der Fall, der Gräfin von Ingenheim. Sie war eine Enkelin der Gräfin Lichtenau, aus der dritten Ehe ihrer Tochter mit Herrn Thierry, der seinem Familiennamen das „von der Mark" hinzufügte. Achtzehnjährig mit dem um beinahe zwei Decennien ältern Grafen Gustav Adolf von Ingenheim Sohn K. Friedrich Wilhelms II. und Amalie Elisabeths von Voß verheiratet, lebte sie mit ihm mehre Jahre in Rom, wo ihr Gemal zum katholischen Glauben übertrat, was man bekanntlich auch

vom Prinzen Heinrich, jedoch fälschlich, gesagt hat. Graf Ingenheim hat sich als Kenner der spanischen poetischen Literatur durch seine Romanzen-Uebersetzungen documentirt; im geselligen Umgange machte er geringen Eindruck. Die Gräfin besaß die Gabe einer lebendig anziehenden Unterhaltung, die dem Könige sehr angenehm war. Erst lange nach Friedrich Wilhelms IV. Tode habe ich im Schlosse von Sanssouci die Bekanntschaft einer Frau gemacht, die ihm, seinen Geistesgaben wie seinem Herzen eine wahre Bewunderung gewidmet und ihn in ihren poetischen Ergüssen durch Glück und Leid begleitet hat. Es war die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg, Tochter der obengenannten Marianne Dieterike von der Mark, die in erster Ehe mit dem Erbgrafen dieses edlen Geschlechts vermält gewesen war. Sie besaß ein wirkliches Dichtertalent, und wenn in ihren „Königsliedern" viel Ueberschwängliches ist, so bringen dieselben doch oft eine so richtige Auffassung des Charakters und Wesens des Königs und den Ausdruck eines so warmen Gefühls für das in ihm liegende Schöne und Edle, nebst manchen so glücklichen Wendungen, daß man sie mit Freuden entgegennimmt. Die Gräfin Stolberg hatte ein Herz für Recht und Pflicht. Gerne erinnere ich mich eines originellen kleinen Gedichtes welches sie, ohne sich zu nennen, nach der Belagerung Gaeta's im Jahre 1861 der jungen muthigen Königin von Neapel widmete.

„Die Bomben haben über Nacht
Ihr manchen Liebesgruß gebracht;
Die Nacht hat es dem Tag gesagt —
Wer hätte sonst danach gefragt?
Gar mannhaft ist Europa!" —

Die Strophe enthält eine ernste aber freilich vergebliche Mahnung an die europäische Politik.

In dieser Gesellschaft nahm die Herzogin von Sagan und Talleyrand, Dorothea von Biron Curland eine bevorzugte Stellung ein, welcher noch etwas von Souveränetät anklebte, wie sie denn als Tochter eines wenigstens dem Namen nach souveränen Fürsten geboren war. In derselben Weise wie Albrecht von Hohenzollern den Deutschen Orden säcularisirte und dessen Land von Polen zu Lehn nahm, säcularisirte fünfunddreißig Jahre später Gotthard Kettler den Orden der Schwertbrüder, und erkannte unter Abtretung Livlands für Curland und Semgallen polnische Oberhoheit an. Für diese Länder trat aber kein Großer Kurfürst auf. Bei dem Aussterben der Kettler in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Kampf und das Intriguenspiel russisch-polnischen Parteiwesens verwickelt, verfielen sie nach den theils ohnmächtigen theils stürmischen Regierungen zweier Herzoge aus der gleich den Kettler wie es heißt ursprünglich westfälischen Familie Biron im Jahre 1795 der russischen Herrschaft, die in einem nur zu großen Theile des nordöstlichen germanischen Continents festen Fuß faßte. Im Jahre 1793, somit kurz vor der Thronentsagung Herzog Peters II. Biron geboren, war Dorothea die vierte und jüngste seiner Töchter, welche alle von sich reden gemacht haben. Auch von der schönen und geistvollen Mutter ist viel die Rede gewesen, Anna Charlotte Dorothea, einer gebornen Gräfin von Medem. Nachdem Tiedge, der durch seine intimen Beziehungen zu ihrer Schwester Elise von der Recke von ihren Lebensereignissen volle Kunde hatte, diese vor beiläufig sechzig Jahren ausführlich geschildert, sind wir neuerdings

durch die nur für Freunde bestimmten und wenig in die Oeffentlichkeit gelangten, im Jahre 1871 gedruckten Jugenderinnerungen Gustav Parthey's des gelehrten Enkels des bekannten Buchhändlers und Autors Nicolai, wieder in den Kreis eingeführt worden, dessen Mittelpunkt Löbichau bei Altenburg war, wo der Herzogin in spätern Zeiten die dritte Tochter nachfolgte, Johanna Herzogin von Acerenza Pignatelli, welche ihre Schwestern überlebte, und nach deren Tode das Rittergut an die heute noch einzige Enkelin des Bruders Herzog Peters, Prinzessin Fanny Biron Generalin von Boyen, gelangt ist. Parthey's Eltern hatten im Jahre 1808 den, wie er sich discret ausdrückt, „Nebenschößling einer erlauchten Familie" in ihr Haus aufgenommen, wo dieser „Fritz", einen andern Namen vernehmen wir nicht, zehn Jahre mit den Kindern dieses Hauses erzogen wurde und begreiflicherweise nähere Beziehungen zu dieser „erlauchten Familie" veranlaßte. Die Herzogin pflegte mehre Jahre hindurch den Winter in Berlin zuzubringen, wo sie ein ansehnliches Haus unter den Linden besaß. Mit glänzenden Farben schildert Parthey die Erscheinung der Prinzessin Dorothea in ihrem dreizehnten Jahre, und mögen auch, wie es in solchen Fällen oft vorkommt, die Farben durch die Erinnerung der Jugendeindrücke einigermaßen gesteigert sein, so ist das Bild doch wol im ganzen ein ähnliches. „Sie war von wunderbarer Schönheit. Als ich später den Wilhelm Meister las, bemerkte ich, daß das Porträt, das ich mir von Mignon machte, der Prinzessin Dorothea glich. Die dunkeln unergründlichen Augen hielt man anfangs für braun, sie waren aber von einem intensiven Blau; Stirn und Nasenwurzel von vollendeter griechischer Reinheit, die Nase selbst vielleicht

etwas zu lang, die Oberlippe von wahrhaft classischem Schnitt, das Oval des Gesichtes von feinster Zeichnung. Ihr rabenschwarzes glänzendes Haar trug sie ganz einfach gescheitelt und hinten in einen Knoten geschürzt. Beim Sprechen stieß sie ein ganz klein wenig an mit der Zunge, und dies gab ihr in unsern Augen einen noch größern Liebreiz. Der Ausdruck ihres Gesichts war gewöhnlich sehr ernst."

Dorothea wurde jung in außerdeutsche Beziehungen gezogen. Sechzehnjährig vermälte sie sich zu Frankfurt a. M. 1809 mit dem um sechs Jahre ältern Alexander Edmund von Talleyrand, der damals den Titel Graf von Périgord führte, Sohn Archambaulds, des jüngern Bruders des Fürsten von Benevent, und nachmaligen Herzogs von Talleyrand. Sie soll anfangs von dem fremden Bewerber nichts haben wissen wollen, aber nachdem sie einigemale mit ihm getanzt und seine gesellige Liebenswürdigkeit kennen gelernt, dem Wunsche ihrer Mutter nachgegeben haben. Der Graf von Périgord hatte als Adjutant Berthiers, dann als Oberst eines leichten Reiterregiments an den spätern napoleonischen Kriegen mit persönlicher Auszeichnung theilgenommen, als die Restauration ihn der königlichen Sache zuführte, welcher er treu geblieben ist, wie er denn noch in Spanien 1823 tapfer gefochten und den Generallieutenantsrang erlangt hat. Auf ihn ließ sein Oheim im Jahre 1817 den ihm von König Ferdinand von Sicilien verliehenen Titel eines Herzogs von Dino übertragen, welchen heute sein zweiter Sohn trägt. Die ehelichen Verhältnisse, längst gelockert, lösten sich völlig, ohne Eclat wenngleich nicht ohne viel ärgerliches Gerede, und im Jahre 1830 verließ der Herzog von Dino, in die Reserve versetzt und kein guter Wirth (man erzählte von ihm, mit lächerlicher Ueber-

treibung — on ne prête qu'aux riches —, er habe in einem Jahre 100 000 Francs für Stöcke und Reitpeitschen ausgegeben) mit einem mäßigen von der Familie ihm bewilligten Einkommen Frankreich, und ließ sich in Florenz nieder, wo er genau die zweite Hälfte seines Lebens (er starb 1872) ohne Unterbrechung zugebracht hat. Durch den Tod seines Vaters, 1838, wurde er Herzog von Talleyrand, ein von Ludwig XVIII. im Jahre 1817 geschaffener Titel, da der alte Herzogstitel der Familie, der von Périgord, der zu Anfang 1883 mit Roger Fürsten von Chalais erloschenen ältern Linie zustand. Nach dem Tode seiner Gemalin verheiratete sich der fünfundsiebzigjährige mit einer alten Freundin, Mrs. Macdonell Tochter des dänischen Admirals von Ulrich und Witwe eines britischen Generalconsuls, einer liebenswürdigen, feingebildeten Frau, welche, ein nicht häufiger Fall, mit der Familie im besten Einvernehmen geblieben ist, und seine letzten acht Jahre gesellig erheitert hat. Ich habe den Herzog von Dino jahrelang fortwährend gesehn. Er war kein Mann von hervorragenden Geistesgaben, und seine habituelle Zerstreutheit steigerte sich in späten Jahren zu Gedankenlosigkeit. Aber er war ein echter französischer Edelmann, elegant und von vollkommenen geselligen Formen, stets verbindlich und zuvorkommend. Er hatte viel erlebt, gesehen, erfahren, bevor er in den kleinern Interessen des florentiner Gesellschaftslebens aufging, wie er es in den letzten Zeiten der politischen Unbefangenheit und Sorglosigkeit kennen lernte, welcher die Julirevolution einen harten Stoß gab, wovon jedoch noch vieles blieb. Auf seine äußere Erscheinung verwandte er, dessen Kopf im Mißverhältniß zur Taille stand, der aber sonst ein vortheilhaftes Aeußere hatte, große Sorg-

falt: ich glaube darin allein hat er mit seiner Gemalin harmonirt. In der That verstand er es, lange den Verheerungen des Alters zu widerstehn, und wenn man ihm ein Compliment über sein Aussehn machte, erwiderte er wol naiv: Ah! si sous saviez combien de temps il me faut pour ma toilette! Er erreichte das hohe Alter von 83 Jahren.

Die Herzogin von Curland folgte ihrer Tochter nach Frankreich und pflegte einen Theil des Jahres zur Zeit des napoleonischen Glanzes in dem mit fremden Fürstlichkeiten gefüllten Paris zuzubringen. Gleich ihrer Tochter trat sie in engste Beziehungen zu dem berühmten Oheim des Gemals dieser Letzteren, der in dem Winter von 1813 auf 1814 die Rolle eines Mannes spielte, welcher den Gang der Ereignisse bei dem Nahen der von Deutschland, Italien und Spanien zugleich drohenden Gefahren klar ermaß, aber bei dem Mangel an politischer Ueberzeugung eine zwar frondirende und von den echten Napoleonisten durchschaute aber bis zum letzten Moment unentschiedene Attitude beobachtete. Es hat lange gewährt bis er zu der Erklärung gelangte, nach Napoleons Sturz sei die Republik eine Unmöglichkeit, die Regentschaft oder Bernadotte eine Intrigue, die Bourbonen allein ein Princip, und auch dann ermaß er dies Princip allein mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen. Vor wenigen Jahren hat Baron Kervyn de Lettenhove in einer in den Denkschriften der belgischen Akademie der Wissenschaften gedruckten Notiz über die Autographensammlung des Baron de Stassart eine Reihe von Billets und Auszügen aus Billets mitgetheilt welche Talleyrand in den vier Monaten vom 20. Januar bis Ende Mai 1814, von der bevorstehenden Eröffnung des Congresses von Chatillon bis zum Abschluß des ersten

pariser Friedens („j'ai fini mes paix avec les quatre grandes puissances") an die in Paris verweilende Herzogin von Curland richtete, merkwürdige Zeugnisse der unaufhörlichen Schwankungen, des Steigens und Fallens von Hoffnungen und Projecten, die erst mit der von Talleyrand widerrathenen Abreise der Kaiserin aus der Hauptstadt eine entschiedene Wendung nahmen.

Man weiß daß die Herzogin von Dino viele Jahre hindurch die Honneurs bei dem Fürsten Talleyrand machte, der auch nachdem er sein Portefeuille des Auswärtigen an den Herzog von Richelieu abgegeben, um als Oberkammerherr am Hofe zu bleiben, einen Sammelpunkt für die glänzendste Gesellschaft aller Meinungen und Farben, mit Ausnahme der streng royalistischen, und für die europäische Diplomatie bildete. Keine Frau unserer Zeit hat einen ähnlichen Ruf von Weltklugheit und politischer Einsicht, von Kenntniß der Personen und Zustände verschiedenster Länder und verschiedenster Sphären, von Gewandtheit und geselliger Anmuth und Liebenswürdigkeit erlangt. Man hat sich wol kaum verhehlt, daß das Leben in dieser Atmosphäre, der intime Umgang mit einem Manne, dessen politische Laufbahn und moralische Haltung bis zu späten Jahren der Kritik so reichen Stoff boten, mit dem größten Meister der Verwerthung des Axioms, daß dem Menschen die Sprache gegeben ist um seine Gedanken zu verbergen, nicht ohne schädlichen Einfluß bleiben konnte. Aber man ist im allgemeinen geneigt gewesen über die Schattenseiten hinwegzugehen und den Blick nicht zu tief unter die Oberfläche dringen zu lassen, durch den wirklichen Glanz dieser Oberfläche angezogen, ja bezaubert. Talleyrand war achtzig alt, als er sich im Jahre 1834 von der

londoner Ambassade zurückzog, deren Hauptresultat das „cordiale" Einverständniß mit England war, welches Thiers im Jahre 1840, Guizot ernstlicher noch 1846 störte. Seine geistigen Kräfte waren sozusagen ungeschwächt, seinem Umgang waren die Anmuth und der Reichtum der Conversation geblieben, welcher ein langes ereignißvolles Leben Nahrung bot und worin er der Meister seiner Nichte gewesen war. Ich erinnere mich immer lebendig des Eindrucks, welchen seine nicht lange vor seinem Tode in der Akademie der moralisch-politischen Wissenschaft auf Reinhard, Schillerschen Andenkens, gehaltene Gedächtnißrede auch auf die Leser hervorbrachte. Durch das Leben des Bischofs von Orléans Msgr. Dupanloup, von seinem frühern Generalvicar Abbé Lagrange, sind die Details der allerdings späten Versöhnung mit der Kirche bekannt geworden, deren Aufrichtigkeit aus diesen Details weniger problematisch hervorgeht als sie Vielen erschienen ist, und die jedenfalls einem langen Skandal ein Ende gemacht hat. Die Herzogin von Dino und ihre junge Tochter Pauline, welche heute als verwittwete Marquise von Castellane auf Schloß Rochecotte an der Loire ein ernster Frömmigkeit und guten Werken geweihtes Leben führt, haben an dem langsam gereiften Entschluß und dem bis zum letzten Moment verzögerten Act der Versöhnung nicht geringen Antheil gehabt.

Nachdem durch den Tod der ältesten Schwester, der ebenfalls durch Schönheit und Liebenswürdigkeit bemerkenswerthen Herzogin Katharine von Sagan, und durch Uebereinkunft mit der zweiten, der Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin von Dino und Talleyrand im Jahre 1844 in den Besitz des ansehnlichen, einst Wallenstein, dann den Lobkowitz gehörenden schlesischen Lehnfürstentums ge-

langt war, lebte sie viel in Berlin, ohne jedoch dort ein Etablissement zu haben. Ihre Stellung war die distinguirteste: sie hatte den Rang unmittelbar nach den Prinzessinnen. Sie war nicht mehr jung — als sie Sagan erbte, zählte sie einundfünfzig Jahre — aber wunderbar conservirt, wozu allerdings ihre Toilettenkünste, die sich später fürchterlich an ihr gerächt haben, das Ihrige beitrugen. Nicht über Mittelgröße, bewahrte sie Feinheit der Taille und Anmuth der Erscheinung mit mehr als Resten von Schönheit und gewinnendem Ausdruck. Auch die berliner Gesellschaft, nicht immer gutmüthig, war geneigt ihr um ihrer geistigen Vorzüge und ihrer Liebenswürdigkeit willen eine gewöhnlich nur in Souveränetätsfällen vorkommende Concession zu machen, und es nicht zu genau mit einer Liaison zu nehmen welche Anstoß erregen konnte, einer Liaison welcher die frankfurter Schauderscenen des August 1848 ein plötzliches entsetzliches Ende bereiteten. Die Unterlage des deutschen Elements, welches dem dominirenden französischen gewissermaßen zur Folie diente, verlieh der Conversation der Herzogin besondern Reiz. Der König liebte diese Conversation sehr; die Vereinigung höherer Interessen mit den eigentlich gesellschaftlichen und der Reichtum der Erinnerungen aus den Tagen seiner eignen Jugend, aus ereignißschweren Zeiten und von bedeutenden Menschen, verbunden mit gesundem und billigem Urteil und mit maßvoller Auffassung, zogen ihn immer an. Er hat die Herzogin so viel ich weiß mehr als einmal in Sagan besucht, wo man fürstlich lebte. Die Königin war nicht ganz gleicher Meinung; die Dame erschien ihr zu gekünstelt. Ich habe sie zuletzt in Berlin im Herbste 1857 gesehn, wo sie noch viel von ihrer eleganten Erscheinung und geistigen

Lebendigkeit bewahrte, bevor sie von qualvollen nervösen Leiden ergriffen wurde, denen sie im Frühling 1862 erlag.

Mehre Verwandte der Herzogin verweilten in jenen Jahren zu längerm oder kürzerm Aufenthalt in Berlin, die Nachkommen des Bruders des letzten Herzogs von Curland, Prinz Carl von Biron Wartenberg und seine beiden Schwestern Gräfin Lazareff und Prinzessin Fanny, deren schon gedacht worden ist. Die älteste der Schwestern, die treffliche Gräfin Luise von Hohenthal war im Sommer 1845 auf der Rückreise aus dem Harz in Braunschweig einem typhösen Fieber erlegen, im Beisein der Schwester des Mannes, in dessen Hause ich fünf Jahre früher ihre Bekanntschaft in Rom gemacht hatte, des Oberstlieutenant von Molière. Diesen selber hatte wenige Monate früher ein unerwartetes herbes Geschick in voller Kraft und Frische abberufen. An spätem Abende, gegen Ende April, aus Albano heimkehrend wo seine Familie zeitweilig wohnte, war er durch Schuld des schlafenden Kutschers mit dem Wagen gestürzt, wobei er mehre Rippen brach was die Lunge so verletzte, daß er nach ein paar Tagen eine Leiche war. Die Kunde seines Heimgangs war das Letzte was der Ministerresident von Buch mit schwacher Hand unterzeichnete. Fast unmittelbar darauf, am 4. Mai erlag dieser jahrelangem Brustleiden, ein achtungswerther und tüchtiger Mann, der nicht immer die ihm gebührende Anerkennung gefunden und in erregter Zeit redlich dazu beigetragen hat, die Wirkungen fremder Fehler durch verständig maßvolle Haltung abzuschwächen.

Die Familie Biron veranlaßt mich hier eines Diplomaten zu gedenken, der mit derselben durch verschiedentlich gedeutete Bande zusammenhing, und für den der König mehr-

sach Interesse bezeigt hat, ohne darum mit dessen Haltung und Ansichten immer einverstanden zu sein. Es ist mehr als sechzig Jahre her seit ein Lied in Aller Munde war, die Nachahmung einer bekannten venetianischen Barcarole, die mit den Worten: O pescator dell'onda beginnt. Auch heute erinnern sich noch Manche des anmuthigen „Das Schiff streicht durch die Wellen", und wenn man es noch hie und da in einer Sammlung, wie z. B. in Philipp Wackernagels Trösteinsamkeit, und als Namen des Verfassers „Brassier" angegeben findet, so wissen wol die Wenigsten, wer dieser Poet ist. Joseph von Brassier wurde nach einer, wahrscheinlich von ihm selbst stammenden Angabe zu Brixlegg in Tirol am 8. August 1798 geboren; sein Vater, der im französischen Militärdienst gewesen und durch die Revolution aus seinem Vaterland verdrängt worden war, lebte längere Zeit zu Polnisch-Nettkow in Schlesien als Verwalter Biron'scher Güter. Eine wahrscheinlich apokryphe Sage läßt den Sohn in nahen Beziehungen zu einer der Damen gedachter Familie stehen, ist aber wol daraus entstanden daß die Fürstin Pauline von Hohenzollern, an welche diese Güter gelangten, bis zu ihrem Tode ein lebendiges Interesse für ihn gezeigt und in seinen nicht seltenen Geldverlegenheiten mit ihrem Reichtum ausgeholfen hat. Der Jüngling wurde auf dem Gymnasium in Züllichau erzogen und kam zu Ostern 1819 auf die berliner Universität um Rechtswissenschaft zu studiren. Seine Verbindung mit den Biron brachte ihn in die mit der obengenannten Familie Parthey, während seine schöne Tenorstimme und sein nicht gewöhnliches musikalisches Talent ihn mit dem zu früh verstorbenen begabten rheinischen Componisten Joseph Klein befreundete, der eine Tochter dieses

Hauses geheiratet hatte. Die Barcarole ist in jenen Tagen entstanden, und man hat sich noch lange daran erinnert daß der Poet sie zur Guitarre, welche er wie Theodor Körner als „verwegener Zitherspieler" an blauseidenem Bande trug, mit seinem schönen Tenor zu singen pflegte. Von Berlin ging Brassier nach Heidelberg, welches damals den Ruf einer der ersten juristischen Facultäten genoß, kehrte nach der Hauptstadt zurück, arbeitete bei den Gerichten, ging als Attaché zur Gesandtschaft am russischen Hofe und trat sodann als Legationssecretär in den regelmäßigen diplomatischen Dienst. Wenn ich nicht irre waren er und Graf Ferdinand Galen die Ersten, welche das diplomatische Examen bestanden. Brassier hatte gute Studien gemacht und war zum doctor iuris creirt worden; dennoch soll er drauf und dran gewesen sein im Examen durchzufallen. Einer der Examinatoren, der Statistiker Hoffmann, von dem man sagte, er kenne die Einwohnerzahl jedes Dorfes im Königreich Preußen, frug ihn, wie viel das Pfund Talglichter in St. Petersburg koste. Herr Geheimerath, erwiderte der Examinandus, ich habe die Wachskerzen durch meinen Diener kaufen lassen. Eine Antwort die begreiflicherweise große Entrüstung hervorrief, während sie zu gleicher Zeit die Runde durch Berlin machte.

Zuerst ging Brassier als Legationssecretär nach Lissabon, wo er sich mit den portugiesischen Verfassungsangelegenheiten eingehend beschäftigte, wovon eine kleine im Jahre 1827 erschienene Schrift: Ueber die Form und das Wesen der portugiesischen Cortes, Zeugniß ablegte. Es waren wesentlich die Arbeiten des frühern Archivdirectors und spätern miguelistischen Ministers des Auswärtigen, Vicomte de Santarem, mit

dem er auch in späteren Jahren während des Exils desselben in Paris viel verkehrte, die ihm das Material lieferten. Von Lissabon ging er mit seinem damaligen Chef, dem im Radziwillschen Hause befreundeten Major von Royer nach Constantinopel. Anfang und Ende seines dortigen längern Aufenthalts fielen mit zwei Krisen des türkischen Reiches zusammen. Er kam während des russisch-türkischen Krieges von 1828—29, und ging während des ägyptischen Krieges. Der Friede von Adrianopel vom 14. September 1829 wandte die unmittelbare Gefahr von dem Islam ab, aber Herr von Royer, den diese Angelegenheiten vielfach in Anspruch genommen hatten, erfreute sich der Resultate nicht lange, und Herr von Brassier blieb nach dessen Tode ungewöhnlich lange als Geschäftsträger auf einem wichtigen Posten; eine Stellung, in welcher er seine Kenntnisse und Talente zu verwerthen wußte und sich einen guten Namen machte. Nach der Ankunft des Herrn von Martens wurde er als Legationsrath zu der Gesandtschaft in Paris versetzt, wo er mehre Jahre geblieben ist, um später als Ministerresident nach Athen, dann als Gesandter nach Stockholm, endlich nach Turin zu gehen. Man hatte wol von seinem dortigen Vorgänger Grafen Heinrich Redern gesagt, er übernehme die Rolle seines österreichischen Collegen in der Beurteilung des Charakters der piemontesischen Regierung gegenüber dem Kaiserstaate. Er hingegen ging um so bereitwilliger auf und in die Cavour'schen Ideen ein und hat kaum anders, als mit der Brille des geistvollen und gewandten sardinischen Premiers gesehen, der eine seltsame Grimasse gemacht haben muß, als der preußische Gesandte ihm einmal eine seine Politik scharf tadelnde Depesche seines Gouvernements vorzulesen den Auftrag hatte.

Herr von Brassier ließ es an nobeln Passionen nicht fehlen. Er hatte einen leider zu starken Hang zum Spiel, und dieser hatte ihn namentlich in Paris in manche Verlegenheit gebracht. Bis in ziemlich späte Jahre war er ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts. Er hatte ziemlich spät, im Jahre 1849, eine Tochter des bekannten russischen Diplomaten Grafen Ribeaupierre geheiratet, aber die kinderlose Ehe war nicht glücklich, und die beiden Gatten lebten viele Jahre hindurch und bis ans Ende von einander getrennt. Courmachen und Spiel waren ihm zur andern Natur geworden, und während seiner turiner Mission war es eine Marquise P. der er seine Huldigungen widmete. Man erzählte sich in Bezug auf dieselbe eine ergötzliche Anekdote. Nach einem Diner an welchem die Dame theilnahm, gab er derselben den Arm, um sie in den Salon zurückzuführen. Er war ein Freund der Malerei und hatte eins seiner Empfangszimmer mit einer Menge meist mittelmäßiger Bilder gefüllt, unter denen sich auch eins mit der Geschichte der Susanna befand, an welcher so manche Maler früherer Zeiten Gefallen gefunden haben. Im Vorübergehen hatte er den für einen Mann von Geist und Welt unglaublichen Einfall zu seiner Dame zu sagen: Ah, Madame, il n'y-a plus de Susanne aujourd'hui. Die Angeredete blieb ihm die Replik nicht schuldig. C'est possible, Monsieur, mais il-y-a toujours des vieux. Er liebte die Poesie und hatte selber hübsch gedichtet, aber er war im Grunde eine cynische Natur. Während seines Aufenthalts in Schweden hatte er ein ganzes Bändchen Gedichte eines dortigen lebenden Poeten übersetzt, welche so erotischer Natur waren daß er sich doch scheute sie an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Ich habe wenigstens

nicht vernommen, daß etwas von denselben bekannt geworden ist. Es war schade um solche Lebensanschauung und Neigung, denn sie hat ihm kein Glück gebracht und hat ihm in der Beurteilung der Welt geschadet. Er hatte treffliche Eigenschaften, warmes Herz, reiche Kenntnisse und scharfen Verstand und hat es nie an rechter Thätigkeit fehlen lassen. Dies erkannte auch der König an, der überdies seine lebendige und witzige Conversation liebte und seine in manchen Ländern erworbenen Anschauungen schätzte, sich aber selbstverständlich durch seinen Mangel an rechtem Ernst und Regel unbefriedigt fühlte. Lange hegte er den Wunsch, in den Grafenstand erhoben zu werden und legte eine Menge Deductionen vor, welche seinen Zusammenhang mit einer französischen Familie seines Namens nachweisen sollten. Der König sagte wol vertraulich, es möchte Grafen des Namens geben, aber das Band zwischen ihnen und seinem Gesandten erscheine ihm ungewiß. Dennoch wurde er im Jahre 1857 zum preußischen Grafen von Brassier de St. Simon-Vallade creirt. In seinen letzten Jahren lag auf einem Tische in seinem Cabinet einer der prachtvoll ausgestatteten Bände des Nobiliaire général des Marquis de Magny. Ich will wünschen, daß er bessere Proben für seine Ansprüche hatte, als die welche ihm durch die großentheils wenn nicht schlimmer, problematischen Stammbäume dieses Charlatans geliefert wurden. Daß ein klarer Kopf wie Brassier sich in vorgerücktem Alter dem Spuk des Somnambulismus hingeben sollte wie er in der Jugend einer der begeistertsten Prediger der Homöopathie gewesen war, muß befremden, aber bei einem andern sonst scharfsinnigen Mann, dem Freiherrn von Arnim-Suckow Gesandten in Paris und Märzminister

des Auswärtigen, begegnen wir demselben Phänomen. Während des Aufenthalts des kranken Königs in Florenz im December 1859 sandte er mir von Turin seine diensthuende Somnambule zu, um sie der Königin zur Consultation über den Zustand ihres Gemals zu präsentiren. Ich brauche nicht zu sagen wie diese das Ansinnen aufnahm.

Im Jahre 1862 wurde er nach Constantinopel versetzt. Ein Fünfunddreißigjähriger hatte er Pera ungern verlassen: vierundsechzig alt kehrte er zurück, und empfand den großen unterdeß in den Dingen wie in seiner Person und in seinen Anschauungen vorgegangenen Wechsel. Mit seiner unleugbaren Gewandtheit hat er aber die beinahe völlig veränderten Verhältnisse richtig erfaßt und gut zu verwerthen gewußt. Nach Verlauf von sechs Jahren kehrte er, wie man sich am Bosporus auszudrücken pflegt, nach Europa zurück, und zwar nach Florenz, wohin unterdessen die piemontesische Regierung infolge napoleonischer Nöthigung ihren Sitz verlegt hatte. Das durch die Uebereinkunft vom Jahre 1864 ins Leben gerufene Provisorium machte sich ihm wie allen seinen Collegen nur zu sehr bemerklich. Ich wüßte kaum einen derselben zu nennen, der es nicht empfunden hätte daß es sich hier nur um ein Intermezzo handelte, welches durch fremden Willen geschaffen worden war; ein Intermezzo an welchem jedoch nicht der Charakter der neuen Hauptstadt Schuld trug, die im Gegentheil so recht geeignet schien die noch hochgehenden Wogen der Zustände des italienischen Einheitsstaates in möglichst sichere Grenzen einzudämmen und die moderirende Eigentümlichkeit des toscanischen Geistes wohlthätig walten zu lassen. Ob er mit allen Resultaten der Politik, welcher er einst so laut applaudirt hatte, auf dem

fremden Boden immer einverstanden gewesen ist, lasse ich dahingestellt sein; jedenfalls aber hat er dazu beigetragen, ein gutes Verhältniß zwischen Italien und dem von ihm repräsentirten Lande aufrecht zu erhalten, was bei gewissen Velleitäten in höchsten Kreisen während des deutsch-französischen Krieges nicht immer leicht war. In den Jahren 1871 und 72 habe ich ihn in Florenz vielfach gesehen, und meine alten Beziehungen zu ihm sind immer gute geblieben. Seine späten Jahre waren keineswegs heiter, obgleich er sein gewohntes Leben fortzuführen suchte. Das Verhältniß zu seiner Frau war das unerfreulichste, und seine Gesundheit hatte sehr gelitten. Schon früher hatte er in dem traurigen Leucker Bade in Wallis wiederholt Hülfe gegen Leiden gesucht, die später drohende wurden. Als Italien Rom zur Hauptstadt machte, ging er dorthin als deutscher Reichsgesandter, ohne sich jedoch dauernd niederzulassen, indem sein Gesundheitszustand ihn nach Florenz zurückführte, wo er am 22. October 1872 einer schweren Operation erlegen ist.

Doch es ist nöthig in die berliner Welt zurückzukehren. Wissenschaft und Literatur waren in derselben nicht ohne Auszeichnung vertreten. So namentlich im diplomatischen Corps. Der schwedische Gesandte Baron Charles d'Ohsson, der schon in den zwanziger Jahren das große Tableau de l'Empire Ottoman seines Vaters Mouradja d'Ohsson durch einen dritten Band fortgesetzt aber noch nicht abgeschlossen hatte wie es denn unvollendet geblieben ist, war vor seiner Uebersiedelung nach Berlin im Haag (wo er, nebenbei gesagt, eine lebendige und hübsche Tochter des Landes aus einer in der Diplomatie bekannten Familie, Sirtema de Grovestins,

heimgeführt hatte) i. J. 1835 mit einer von Dschengiskhan bis Tamerlan reichenden Geschichte der Mongolen aufgetreten. Der Gesandte der Vereinigten Staaten Henry Wheaton schrieb in Berlin in französischer Sprache die Geschichte der Fortschritte des Völkerrechts in Europa und Amerika von dem Westfälischen Frieden bis auf unsere Tage, welche zuerst 1841, dann vielfach verbessert 1846 in Leipzig erschien, im Augenblick wo er die diplomatische Laufbahn verließ, um in sein Vaterland zurückzukehren. Man sah ihn ungerne scheiden, einen einfachen, wohlwollenden, in politischen Fragen verständigen und versöhnlichen Mann, den die königliche Akademie der Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede gewählt hatte. Berlin hat später einen anderen ausgezeichneten Literaten als Vertreter der großen Republik geehrt, den Historiker Bancroft. Von Beiden habe ich, durch ein seltsames Zusammentreffen, in Paris Abschied genommen, von Wheaton im September 1846, von Bancroft im Juni 1873 bei einem Diner bei Thiers, an welchem Mignet, Renan, Jules Simon, Barthélemy St. Hilaire, de Pressensé u. A. theilnahmen. Im Jahre 1845 kam J. B. Nothomb als belgischer Gesandter und hat den Rest seines Lebens in Berlin verbracht, wo er als Altersdoyen des diplomatischen Corps im Herbste 1881 gestorben ist. Klug, gewandt, einsichtig, berechnend, vielseitig gebildet und im Arbeiten und Studium unermüdlich, der rechte Typus eines auf einen liberalen Advocaten gepfropften, durch Erfahrung und richtige Erkenntniß der Lage der Dinge conservativ gewordenen Staatsmannes. Sein Essai historique et politique sur la révolution belge, zu einer Zeit erschienen wo das junge Königreich zwar seine Selbständigkeit anerkannt sah, aber die Probe seiner Lebensfähigkeit noch zu

bestehen hatte, und dreiundvierzig Jahre später zum vierten Male in erweiterter Gestalt ans Licht getreten, legt auch von Rothombs schriftstellerischen Gaben vollgültiges Zeugniß ab, wie er denn zu denen gehört, welche der historischen Literatur ihres Heimatlandes, die immer mit einer Zwitterstellung zu kämpfen gehabt hat, eine jetzt allgemein anerkannte Bedeutung gewonnen haben. Der türkische Legationssecretär Davoud Oglou veröffentlichte später eine umfassende Arbeit über die altdeutschen Stammrechte, welche seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zur Folge hatte.

Die einheimischen höheren Gesellschaftskreise standen nicht zurück. Fürst Hermann Pückler verweilte nach seinen ägyptischen Wanderungen wiederholt längere Zeit in Berlin, ein Gast seiner geschiedenen Gemalin, wegen seines lebendigen und originellen Geistes und seiner durch seltene Beobachtungsgabe in den verschiedensten Ländern und Kreisen bereicherten und gewürzten Conversation, abgesehen von seinem eminenten schöpferischen Talent in der Gartenkunst, auch von solchen gerne gesehen, denen seine sittlichen Lebensanschauungen nicht zusagten. Seine schriftstellerische Laufbahn hatte ihren Höhepunkt überschritten. „Aus Mehemet Ali's Reich" hatte mäßigen, die „Rückkehr", die er damals in Berlin drucken ließ, gar keinen Beifall gefunden. Pücklers Freund Varnhagen von Ense ist soviel mir bekannt zu dem König nicht in nähere Beziehungen getreten und blieb zu jener Zeit der Hof- und diplomatischen Gesellschaft ferne. Durch seine für Preußen geradezu compromittirende Haltung während seiner Mission in Carlsruhe 1819 hatte er sich in der Diplomatie wenigstens zeitweilig unmöglich gemacht, obgleich man einmal daran gedacht hat, ihn nach den Vereinigten Staaten

zu senden. Graf Bernstorff, der sein Redactionstalent und seine politischen und sonstigen Kenntnisse und Erfahrungen schätzte, brauchte ihn noch gelegentlich, was jedoch unter Ancillon aufhörte, sodaß er mehr und mehr ein Literatenleben führte und in seinen Erwartungen getäuscht und gekränkt, in eine Opposition hineingerieth, die sich im Jahre 1848 bis zur persönlichen Verbissenheit schärfte, während er Einflüssen verfiel, die ihm in jeder Beziehung nur geschadet haben, selbst über das Grab hinaus. Ein bedeutendes obgleich oberflächliches Talent mit Beobachtungsgabe und seltener Formvollendung, zum Memoirenschreiber wie gemacht, wenn die von ihm geschilderten Verhältnisse nicht allzu oft kleinlicher Art wären und die breite Behandlung nicht rechtfertigten; ein gewandter und geschmackvoller Biograph, mögen immerhin seine Lebensbilder aus der neuern preußischen Kriegsgeschichte durch spätere Arbeiten überholt worden sein.

Graf Athanasius Raczynski benutzte die Pausen zwischen seinen Missionen in Dänemark, in Portugal und Spanien zu mehrfachem Aufenthalt in Berlin, wo seine reiche Gemäldesammlung von den Linden in das Local am Thiergarten übergesiedelt war, das sie nun verlassen hat. Einen eifrigern und großmüthigern Kunstfreund hat es selten gegeben, und wenn sein großes kostbares Werk über die deutsche Kunst, bei dessen Ausarbeitung ich ihn im Jahre 1835 kennen gelernt hatte, verfrüht war, bewahrt es doch immer historischen Werth, während es eine Menge trefflicher Nachbildungen bringt. Sein Buch über die Kunst in Portugal, welches damals erschien, enthält eine Masse schätzbaren Materials, das später theilweise zu weiterer Arbeit Anlaß geboten hat. Der edle und liebenswürdige General Rühle

von Lilienstern, dessen Name in die Zeit der Freiheitskriege und zu Max von Schenkendorf zurückversetzt, damals Chef des Militär-Erziehungswesens, versuchte sich außerhalb seines militärischen Faches in historischen und philosophischen Arbeiten, denen es nicht an Geist, wohl aber an strenger Schule fehlte. General von Peucker, welcher nach Jahren die Leitung des Militär-Bildungswesens antrat, war ein höchst kenntnißreicher Offizier, der sich auch in der Geschichte des Kriegswesens des Altertums als Schriftsteller sehr bewandert gezeigt hat. Der Hofmarschall des Prinzen Carl, von Schöningh, veröffentlichte kriegsgeschichtliche Werke, die den Ruhm der preußischen Waffen älterer Zeiten feierten; der Major Leopold von Orlich, der eine Geschichte König Friedrich Wilhelms I. verfaßt hatte, lieferte in seinen an Humboldt und Ritter gerichteten Reisebriefen aus Indien schätzbare Beiträge zur Kenntniß eines Landes, das er mit Ernst und Fleiß kennen zu lernen sich bestrebt hatte. Auch einen „Flüchtigreisenden" hatte die Hofgesellschaft, den Oberschenk von Arnim, gewöhnlich Pitt-Arnim genannt, Bruder Ludwig Achims, dessen Bändchen allerdings den Titel, den er sich beilegte, rechtfertigten, aber doch manche Blicke in die geselligen und sittlichen Zustände der vielen von ihm besuchten Länder werfen ließen. Fürst Otto von Lynar und Graf Wilhelm Blankensee, Beide nicht unbegabt, aber Letzterer durch Excentricität verdorben, machten als Poeten größern Anspruch, als die kritische Welt ihnen zuzugestehen geneigt war. Das deutschredende Ausland hatte einen Mann nach Berlin gesandt, der durch Geburt und gesellige Beziehungen wie durch Talent und vortheilhafte äußere Erscheinung befähigt schien, sich in der Gesellschaft eine angesehene Stellung

zu schaffen. Es war Alexander von Sternberg, den ich bald nach meiner Ankunft im Jahre 1843 daselbst kennen lernte, und welchen das Interesse, welches die Frau Großherzogin Großfürstin von Weimar einmal an ihm genommen, mächtig fördern zu müssen schien. Aber in seinem novellistischen Talent war etwas was nicht in die rechte Tiefe ging und ihn nie zu rechter Lösung gelangen ließ, in seinen Ansichten und Lebensanschauungen war etwas Schillerndes, was an wahrem Ernst zweifeln ließ, selbst bevor sie sich auf einen schlüpfrigen Boden verloren, von welchem aus sich üble Nachrede über seine Lebensweise verbreitete, die mit mancherlei Unordnungen vereint ihm beinahe die Thüren verschlossen. Seine historischen Romane und Charakterschilderungen sind durchaus willkürlich und wissentlich unwahr.

In diesen Jahren trat in der berliner Gesellschaft häufig ein Mann auf, dessen Stellung, Geschicke und geistige Gaben die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen geeignet waren. Dieser Mann war Felix Lichnowski, welcher, obgleich erst ein Dreißiger, schon auf ein ereignißreiches Leben zurückblickte. In Rom war ich im Winter 1842/43 mit seinem Vater dem Fürsten Eduard Maria namentlich im Spaur'schen Hause fast täglich zusammengetroffen. Nicht gewöhnliche geistige Eigenschaften zeichneten Letztern aus. Seine Geschichte des Hauses Habsburg, welche er inmitten der Regierungszeit Kaiser Maximilians nicht ferne von dem beabsichtigten Abschluß unvollendet zurückließ, entspricht dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr, und ist auch wol, ungeachtet fleißiger Forschung, nie ohne ernste Mängel der Kritik wie der Darstellung gewesen. Aber der Verfasser war ein Mann von scharfem Geiste und lebensvoller Auffassung und wie er

in seinem historischen Urteil dem Absolutismus der Fürsten und den vor nunmehr fast einem Jahrhundert aufgekommenen Revolutionsgrundsätzen gleiche Schuld an der Untergrabung des christlichen Princips von Recht und Pflicht der Obrigkeit und von der, Gott verantwortlichen Stellung derselben zu der Gesammtheit zuerkannte, betrachtete er die Entwicklung der Geschichte als eine organische und nicht durch Einzelheiten bedingte. Bei solcher Grundanschauung entschieden monarchisch und katholisch gesinnt, hatte er den Vortheil der Consequenz welche diese Gesinnung, wo sie ernst und tüchtig, verleiht. Er war vielseitig und gründlich, durch Studien wie durch reiche, auch trübe Lebenserfahrung unterrichtet, ein gewandter Dialektiker, nicht eigentlich streitsüchtig aber in der Conversation ein Gegner dem man stets zu pariren sich bereit halten mußte. Auf seinen ältesten Sohn war nicht wenig von seinem Geiste übergegangen, nur daß diesen der Drang von Thätigkeit und Wechsel, der den Vater bis zu reifen Jahren nicht zum Vortheil seiner Familienverhältnisse beherrscht hatte, frühe schon auf eine militärische Laufbahn trieb, deren Natur seinem abenteuernden Charakter zusagte. Anfangs im preußischen Kriegsdienst (die Lichnowski, im Grunde überwiegend Oesterreicher, sind sujets mixtes), trat er in den des spanischen Kronprätendenten, und hat über zwei Jahre lang Erfolge und Niederlagen eines zeitweilig glücklichen aber am Ende doch von der Masse der Nation nicht unterstützten Parteikampfes getheilt, dessen Fährlichkeiten er nicht ohne Gewandtheit und Lebendigkeit geschildert hat. Man weiß, daß es längere Zeit hindurch von einer Anerkennung Don Carlos' durch die drei großen nordischen Höfe nicht gar ferne gewesen ist. Als er im Jahre 1840 auf eine Zeitlang nach Hause zurückkehrte,

fand er die zerrütteten Vermögensverhältnisse in den Händen einer verständigen Mutter, einer Gräfin Zichy Muhme der Fürstin Metternich, und schon damals, namentlich aber nach dem Tode seines zu München am Neujahrstage 1845 verstorbenen Vaters ist es seine eifrige Bemühung gewesen, dieselben zu bessern, was ihm auch ungeachtet seines kurzen Lebens gelungen ist. Felix Lichnowski — dreimal glücklicher Felix, wie Fürst Pückler ihn anredete — war ein Mann von unleugbarer Begabung. Von rascher und lebendiger Auffassung, von frischem Muthe der freilich bis zur Bravade und Provocation gehen konnte, stets schlagfertig mit der Zunge wie mit der Hand, ein Welt- und Lebemann der sich jedoch von Passionen nicht dominiren ließ sondern den Dingen kaltblütig ins Gesicht sah, gewandt und von leichter Bewegung, kräftig und von vortheilhaftem Aeußern — so erschien er in jenen Tagen. Es klebte ihm etwas vom vornehmen Abenteurer an, was Viele hinderte ihm ein rechtes Vertrauen zu schenken — ich glaube es würde sich bei ihm verloren haben, wäre ihm ein langes Leben beschieden gewesen, in welchem seinen edlen Eigenschaften Zeit und Raum zur Klärung, seinem Charakter Reife zum Ausstoßen der Schlacken, seiner Erscheinung Ruhe zur Abstreifung des Schillernden geboten worden wäre. Denn ich bin der Ansicht, daß das monarchische und dabei freisinnige Princip bei ihm wie bei dem Vater Wahrheit war.

Von schriftstellernden Frauen sind Bettina und die Verfasserin von Godwie Castle zu nennen. Erstere die sich wiederholt öffentlich wie vertraulich an den König wandte, sah man außer im eignen Hause unter den Linden nur bei Savigny, Letztere nur in ihrer Wohnung, die auch die ihres

Bruders Wilhelm Wach war. Die Vorliebe des Königs für diese späten Nachahmung n Walter Scotts habe ich nie begriffen. Im Jahr 1846, im Jahr vor ihrem Tode verrieth der über allen Begriff traurige „Jakob van der Nees" die vergeblichen Bemühungen, einem an sich falschen Genre eine neue interessante Seite abzugewinnen. Ida Hahn-Hahn kam und ging, mehr durch das Mutterbedürfniß des Besuchs bei ihrer in einer Heilanstalt untergebrachten, bis zum Erschrecken blödsinnigen Tochter zum Aufenthalt in Berlin veranlaßt, als durch anderes, wie sie denn nicht in Gesellschaft ging. Ihre eigentümliche geistige Frische und Gefühlstiefe bei einer Mischung von Poesie und Realität waren unverändert, obgleich seit dem Erscheinen von „Sigismund Forster" und „Cecil", die noch ebenbürtige Brüder der „Gräfin Faustine" waren, ihre Erfindungsgabe abgeschwächt erschien, wie denn die „Orientalischen Briefe" (1844) den Höhepunkt ihrer Beobachtungsgabe bezeichnen. Aristokratische Morgue hat man ihr wegen ihrer Lebensanschauungen und der steten Wahl der Stoffe „aus der Gesellschaft", in welcher allein sie geistig heimisch war, mit zweifelhafterem Rechte vorgeworfen, als man überhaupt an ihrer Auffassung von Welt und Leben hätte Anstoß nehmen mögen. Jedenfalls war sie ein glänzendes Talent, das jedoch schon Spuren der Ermattung zeigte, bevor ihre Conversion sie auf ganz andere Bahnen führte. Ich habe die Gräfin Hahn zu Zeiten viel gesehen, seit ich sie auf ihrer ersten italienischen Reise 1838 durch einen von Herrn von Usedom ihr mitgegebenen Brief in Florenz kennen gelernt hatte, und habe sie immer im Umgang einfach, natürlich, liebenswürdig und ohne eine Spur von schriftstellerischer Prätension gefunden. Eine andere

Schriftstellerin, die man wol neben der Hahn genannt hat, erschien im Spätherbst 1846 in der berliner Gesellschaft, in welcher sie gut aufgenommen wurde, Therese d. i. Frau von Bacharacht geb. von Struve. Nicht mehr in der ersten Jugend, war sie eine anmuthige und anziehende Erscheinung und eine Frau von Welt und liebenswürdigem Wesen, die im vornehmen Salon eine gleich gute Figur machte wie im literarischen Kreise. Ihre Romane, die auch wie die der Hahn in höhern Kreisen spielen, sind letzteren an Tiefe und Gluth der Empfindung nicht zu vergleichen, während sie gleich ihren Reisebriefen von feiner Beobachtung zeugen, die jedoch nicht hingereicht hat, Reisebriefe und Romane vor baldigem Vergessen zu schützen. Drei Jahre nach ihrem berliner Aufenthalt heiratete Frau von Bacharacht den niederländischen Obersten von Lützow, dem sie nach Java folgte, wo sie bald dem Klima erlegen ist.

Die eigentliche berliner Literatenwelt ist mit Ausnahme der wenigen bereits genannten Männer soviel mir bekannt nicht in eigentlichen Beziehungen zum Hofe und zu der Hofgesellschaft gestanden. Bei einem derselben hat es mir namentlich leid gethan, bei Willibald Alexis. Aber er war damals zu sehr in ein, man verzeihe mir den Ausdruck, gewerbliches Schriftstellerwesen, in Buchhandels- und, wenn ich nicht irre, Häuserbau-Speculationen und dergleichen hineingerathen, um sich recht frei zu bewegen. Ich habe ihn meist bei Friedrich von Raumer getroffen. Ein seltnes Erzählertalent und vollständige Beherrschung seiner Stoffe in historischer, culturgeschichtlicher, localer Beziehung vereinigten sich bei ihm mit einem warmen Herzen, mit echter Hingebung an seine Aufgabe, mit schlagendem Witz, mit herzhafter

patriotischer Gesinnung, und wenn er doch das Höchste nicht erreicht hat, dem er so nahe gekommen, liegt es theils daran, daß er das rechte Maß der Bedeutung seiner Stoffe und somit des Interesses des Lesers nicht erkannt, theils an einem Mangel an Klarheit in Auffassung und Charakteristik selbst der Hauptperson, wie es in dem sorgfältigst ausgearbeiteten seiner Romane, dem Falschen Waldemar der Fall ist. Die Mark Brandenburg hat in ihm ihren talentvollsten und liebenswürdigsten Dichter im erzählenden Fache gehabt.

Es liegt mir selbstverständlich ferne, die berliner Gelehrten- und Literatenwelt jener Tage schildern zu wollen. Auch der fremden, wenn sie nicht in wenigstens vorübergehende Beziehungen zum Könige und zum Hofe kamen, wie der edle Herzog von Luynes, Honoré d'Albert, die Archäologen Raoul Rochette und Ludwig Roß, welcher Athen, wo er so belebend gewirkt, mit Halle vertauschte, wo ein herbes Geschick ihn traf, Andersen, der liebenswürdige und wahrhaft poetische Erzähler und Märchendichter, der Engländer Monkton Milnes nachmals Lord Houghton, habe ich hier nur flüchtig zu erwähnen. Georg Herwegh's Mißaventüre ging meiner berliner Zeit um ein Jahr voraus. Schönlein des Königs Leibarzt hatte diesen veranlaßt, den Dichter, dessen Verse Aufsehen machten obgleich das Negative und Unklare seiner Dichtung Vielen sogleich auffiel, zu sehen. Herwegh spielte seine Rolle schlecht, und sein Brief war tactlos und unpassend: zur Ausweisung lag aber doch schwerlich ein Grund vor, und Heine's allbekanntes Gedicht brachte die Lacher auf seine Seite. Emanuel Geibel, der mit Ernst Curtius längere Zeit in Griechenland verweilt hatte, war im Jahre 1847 nach Berlin gekommen und wurde durch seine

lyrischen Poesien, die sich einer in Deutschland später vielleicht nur durch den Dichter des Trompeters von Säckingen übertroffenen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben, der erklärte Liebling des Publicums, was er durch Innigkeit und Wärme des Gefühls, durch ethischen Gehalt, durch Harmonie der Sprache und Meisterschaft des Versbaus, durch classischen Geist verdiente. Solche Vorzüge in seltenem Verein würden ihn dem Könige empfohlen haben, auch wenn Herr von Rumohr in seiner letzten Lebenszeit dessen Aufmerksamkeit nicht auf den jungen Mann gelenkt hätte, als dessen literarische Thätigkeit ihn eben erst weiteren Kreisen bekannt zu machen begonnen hatte, wobei der Monarch ihm, den er noch nicht persönlich kannte, freiere und unabhängige Ausbildung seines seltenen Talents erleichterte. Geibels Freundschaft mit Ferdinand Freiligrath verleitete ihn, dessen Herz für sein Vaterland warm schlug, nicht zur Betheiligung an der politischen Opposition, die im Jahre 1848 zur Rebellion wurde. Freiligrath hatte in der Umgebung des Königs manche Freunde, unter ihnen General von Radowitz, welcher auffallenderweise den „Löwenritt" bewunderte, dies versificirte Gaukelspiel von falschen mühsam zusammengetragenen Bildern und factischen Unmöglichkeiten, welches den Leuten imponirte, weil es sie mit der Karroe des Kaffers und dem Gnu Bekanntschaft machen und vom afrikanischen Wüstensaum das Frühroth über Madagaskar leuchten sehen ließ. Freiligraths ungewöhnliches und frisches Talent, welches in die Lyrik einen belebenden Hauch brachte, neue Bahnen einschlug, den Blick in ferne Regionen eröffnete und eine unbekannte Welt erschloß, während es mit den Schwierigkeiten der Form gleichsam spielte, gefiel sich nur zu oft in Verkünstelung und Unnatur,

indem es durch falsche Farben zu blenden und durch Ungeheuerlichkeiten ohne innere Wahrheit zu überraschen suchte, wobei dann wieder gelegentlich die echtesten zum Herzen dringenden Accente die leidige Manier durchbrachen. Seine Uebertreibungen sind in ihrer Art ebenso falsch und geschmacklos wie die Marini's, Gongora's und Lohensteins, die auch Leute von Talent waren. Sein Verhalten gegenüber dem Könige der ihm wohlwollte, habe ich tief beklagt. Wenn seine politischen Anschauungen andere wurden und ihm nicht mehr gestatteten eine Gabe anzunehmen, die ihm ohne Bedingung noch Verpflichtung geboten worden war, niemand durfte ihm verargen, wenn er sie nicht mehr annahm. Aber sein Uebertritt in das demokratische Lager lieferte eine zu grelle Dissonanz mit seiner Vergangenheit, und drei Jahre später schändete er seine Muse und sich selber durch die gemeinsten Schmähungen gegen die Person eben dieses Königs, Schmähungen, dadurch noch verächtlicher, daß sie nicht in der Hitze des Kampfes, sondern nach „vier Monden" hingesudelt wurden, nach dem Zeughaussturm, nach der Straßenschlacht der pariser Anarchisten, die „werth des lorbeerreichsten Grabes"! Schlimmer als schlechte Verse, eine schlechte Handlung. Wenn es amende honorable giebt für solche Versündigung gegen Anstand, Vaterlandsgefühl, ja gesunden Menschenverstand, so hat der Poet sie in den Tagen des glorreichen Kampfes geliefert, in welchem Deutschland unter dem „Prinzen" siegte, dessen „Wiederkehr" seine „Todten" den Lebenden auch als Verbrechen angerechnet hatten, ein Kampf, in welchem er wieder Accente fand, die seiner bessern Tage und seiner noch reinen Muse würdig waren.

Ich kann diese Skizze der geselligen Verhältnisse in diesen

letzten Jahren altherkömmlicher Zustände nicht abschließen ohne eines Mannes zu gedenken, der wol befähigt gewesen wäre eine Rolle zu spielen, welchen aber ich weiß nicht ob vielmehr eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit, oder ein Mangel an Energie bei einem sonst keineswegs passiven Temperament vom Hervortreten abhielt, sodaß er heute völlig verschollen ist, während er einst zu anderm befähigt und bestimmt schien. Hermann Franck war der Sohn eines vermögenden Banquiers in Breslau. Er machte ernste Studien, unter anderm in seiner Vaterstadt wie in Göttingen, wo er Heinrich Heine viel sah, bei dessen Uebertritt zum Christentum er Zeuge war. In der Heimat trat er in enge freundschaftliche Beziehungen zu Carl Schall dem heiter geistvollen Lustspieldichter; Heinrich Laube hat in seinem lebendigen Charakterbilde dieses nicht unbedeutenden Mannes, der in der schlesischen Hauptstadt längere Zeit hindurch auch in geselligen Kreisen seinen Humor leuchten ließ, auch Francks gedacht. Dieser ging nach Paris, dann nach Rom, wo ich ihn im Jahre 1836 kennen lernte. Er lebte viel in der höhern Gesellschaft, in welche er, ein Mann von Geist und Kenntnissen, von feiner Bildung und von nicht gewöhnlicher musikalischer Begabung, vortrefflich hineinpaßte. Seine Beziehungen zu dem General von Lepel und zu dem gastfreien Vollardschen Hause brachten es mit sich daß er eine natürliche Tochter des Prinzen Heinrich, die unter dem Namen Mathilde Hunter seit ein paar Jahren in letzterem Hause lebte, kennen lernte. Es ist oben darauf hingewiesen worden wie der Prinz sich immer mehr einer menschenscheuen Stimmung hingegeben hatte, die ihn mit der Zeit von allem Umgange ausschloß, sodaß er, bei

meiner Ankunft in Rom nicht über fünfundfünfzig alt, ohne krank zu sein das Bett nur auf ernstlichstes Andringen des Arztes verließ und niemand sah als eine neapolitanische Dame, die Baronin Senardi Witwe eines Müratschen Kriegsministers, die ihm von Neapel gefolgt war, deren beide verheiratete Töchter und seinen Secretär — man behauptete mit seinem Adjutanten Lepel spreche er gewöhnlich nur durchs Schlüsselloch. In dieser Vereinsamung, in welcher er sich meist mit Lectüre beschäftigte (alles Neuerscheinende ließ er sich senden), ließ er nun, ich glaube es war im Jahre 1833, diese Tochter von Berlin zu sich kommen, und sie brachte regelmäßig einen Theil des Morgens bei ihm zu. Sie war wohlgebildet ohne hübsch zu sein, nicht glänzend aber verständig und einfach.

Im Frühling 1838 kam mit des Prinzen Einwilligung ihre Heirat mit Dr. Franck zustande. Nach Deutschland zurückgekehrt leitete dieser längere Zeit die Brockhaus'sche „Deutsche Allgemeine Zeitung" und lebte, nachdem er dies Verhältniß aufgelöst, einige Jahre in Dresden in den angenehmsten Verhältnissen und in stetem Umgange mit den Literaten und Künstlern, an denen die sächsische Hauptstadt nie Mangel gehabt hat und unter welchen damals ein ergiebigeres Leben begonnen hatte als dasjenige der Zeit der Abendzeitung und ihres Kreises gewesen war. Wiederholt habe ich ihn in Dresden besucht, einer Stadt die mir von meiner ersten Anwesenheit her die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hat und wo ich mit Hermann Hettner, Heinrich Wilhelm Schulz, Ludwig Gruner, August Grahl, Julius Hübner, Moritz Steinla gerne verkehrte. Sei es daß der Wunsch eines größeren Schauplatzes oder daß die Absicht

doch noch in später Stunde sich ein Feld amtlicher Thätigkeit zu verschaffen ihn bewogen, im Jahre 1846 zog Franck nach Berlin, wo er, in bequemen pecuniären Verhältnissen, mancherlei Verbindungen anknüpfte oder erneute und Viele so aus dem Gelehrten- wie Künstlerstande bei sich sah. Er war wie gesagt ein fein gebildeter Mann von vielen und gründlichen Kenntnissen und scharfem Urteil, ein Liberaler aber ohne eine Spur demokratischer Uebertreibung. Ich habe ihn bis zu meinem Scheiden aus Berlin im Herbste 1847 viel gesehen und mich stets seines lebendigen Geistes und der Fülle seiner Anschauungen erfreut. Zur Zeit des Vereinigten Landtags gingen viele Leute bei ihm aus und ein und er wäre den politischen Dingen nicht ferne geblieben, wenn über diese und sein Geschick nicht heftige Stürme hereingebrochen wären. Ein entsetzliches Schicksal hat diesen Mann betroffen. Aus seiner glücklichen Ehe hatte er einen Sohn, einen schönen und blühenden Knaben. Dieser war heranwachsend als die Mutter an einem für völlig unbedeutend gehaltenen Anfall fliegender Gicht plötzlich starb. Der Witwer vereinigte nun alle Liebe und Sorge auf das Haupt dieses Kindes und lebte nur für dessen Erziehung und Gedeihen. Frühe schon legte der Knabe die stärkste Hinneigung zu dem Seemannsstand an den Tag, und kein Zureden noch irgend welche Bemühungen des Vaters vermochten ihn von dieser Neigung abzubringen. Als der Vater gewahrte daß nichts half, brach er alle seine noch übrigen Beziehungen ab und zog mit dem Sohne in die ferne Gegend Berlins, wo die Schwimmanstalt diesem Gelegenheit zu seiner ersten Ausbildung bot. Er ist endlich mit ihm nach England gegangen, wo der unterdessen zum Jüngling Herangewachsene Beschäftigung zu finden

hoffte. Hier ist die Katastrophe eingetreten. Der Vater konnte sich von dem Sohne nicht trennen. Je näher der Augenblick trat in dem diese Trennung doch stattfinden mußte, um so mehr verdüsterte er. Der Jüngling sollte seine Probefahrt auf einem Kauffahrteischiffe machen, welches von Brighton abzusegeln bestimmt war. Die Beiden trafen in dieser Hafenstadt ein, wo sie die Nacht vor der Abfahrt des Fahrzeugs in einem Hotel zubrachten. Plötzlich in der Nacht hörten Dienstleute im Hofraum einen schweren Fall; man eilte hinzu und fand den Vater mit zerschmettertem Schädel am Boden liegen. Man eilte hinauf in den obern Stock, wo der Jüngling todt auf dem Lager lag. Ganz klar ist die Sache nie geworden; die Untersuchung hat nicht gehörig constatirt was den Tod herbeigeführt hat, und es ist der traurigen Annahme Raum geblieben daß der unglückliche Vater, unvermögend sich von dem Sohne zu trennen, in einem Anfall von Geistesstörung diesem das Leben genommen und dann das eigene gewaltsam beendet hat.

Während der drei Jahre von 1844 bis 1846 bin ich in vielfachen Beziehungen zum Könige gestanden. Mein amtliches Verhältniß brachte es mit sich daß ich über literarische Dinge Bericht zu erstatten, eingesandte Schriften durchzusehen und die Antworten des Königs, namentlich französische und italienische zu entwerfen, meinerseits auch manche neue Werke besonders aus Italien zu überreichen hatte. Dies gab dann Anlaß zu mancherlei Besprechungen. Meist fanden sie Abends beim Thee in den Gemächern der Königin, in der schönen Jahreszeit auch bei der Tafel in Sanssouci und Charlottenhof statt, im Spätherbst im Schlosse zu Charlottenburg. Die Abende waren, wie bereits geschildert worden, völlig

einfach und zwanglos, auch wenn fürstliche Gäste zugegen waren, wie es mit den mecklenburgischen beider Linien, den baierischen, den anhaltischen, dem Herzog von Braunschweig u. A. wiederholt geschah. Häufig wurde Abends vorgelesen, wobei freilich fremder Besuch nicht selten störte. So wurde z. B. im März 1844 eine Vorlesung Carl Ritters über die oberen Nilgegenden in der Mitte unterbrochen. Am 25. Juli desselben Jahres war ich Abends im Schlosse, wo der Domchor mehre Choräle mit der Virtuosität ausführte, welche dieses Institut mit Recht berühmt gemacht hat. Die Majestäten waren von Sanssouci in die Stadt gekommen um am folgenden Morgen nach Erdmannsdorf und später nach Ischl zu reisen. Der Minister von Bodelschwingh, Graf Wilhelm Redern, Herr von Massow u. A. waren zugegen, von Damen blos die zum Hofe gehörigen. Der König war sehr heiter und das Gespräch berührte Manches aus meiner engeren Heimat. Am folgenden Morgen bei der Abfahrt feuerte der vormalige Bürgermeister Tschech unter dem Schloßportal zwei Kugeln auf den Wagen ab, von denen die eine den König auf der Brust traf, die andere den Hut der Königin streifend in die obere Decke des Wagens einschlug. Das Attentat hinderte die Abfahrt nicht; auf dem schlesischen Bahnhof angelangt, legte der König den Mantel ab und Oberst Graf Brühl knöpfte ihm Rock und Weste auf, worauf die Kugel zu Boden fiel, welche eine leichte im Augenblick nicht bemerkte Contusion hervorgebracht hatte. Ohne die Falten des Mantels wäre der König wahrscheinlich verloren gewesen. Man weiß welchen Eindruck dieser Mordanfall in der Hauptstadt und bald darauf im ganzen Lande machte. Ausgenommen in Paris, waren Verbrechen

dieser Art damals weit seltener als sie, Gott sei's geklagt, seitdem geworden sind.

Am 1. Juni fand in der Singakademie die Gedächtnißfeier für Thorwaldsen statt, zu welcher bildende Künste und Musik sich vereinigt hatten. Rungenhagen hatte die Composition zu einem Prolog von Kopisch geliefert, Taubert eine Cantate; mir war die Festrede zugefallen. Im August begab ich mich nach dem Rhein und von dort durch die französische Schweiz und über den Mont Cenis nach Turin und Florenz, wo ich die Ehre hatte. die von Rom kommende Frau Prinzessin Carl während ihres Besuches umherzuführen. Ich habe mich stets der großen Güte des Prinzen und der Prinzessin zu erfreuen gehabt, und in den ersten Jahren meines berliner Lebens, als deren Kinder Prinzessin Luise und Prinz Friedrich Carl noch einen besonderen Haushalt hatten, bin ich wiederholt zu diesen zu Tische geladen worden, mit dem Feldpropst Bollert, dem nachmaligen Regierungspräsidenten von Viebahn, dem Bildhauer Rauch u. A. Anfang October begab ich mich von Florenz über Bologna nach Ravenna, eine Stadt die ich noch nicht kannte und welche mir das lebendigste Interesse einflößte. Sie bildet gleichsam das Mittelglied zwischen Altertum und Mittelalter, und repräsentirt eine Zeit, aus welcher in Rom die Monumente seltener zu werden beginnen, während sie mit Einer Ausnahme, der gegenwärtig nur zum geringsten Theil im alten Stande erhaltenen Paulskirche, die ravennatischen an Bedeutung und Glanz bei weitem nicht erreichen. Ueber Verona, München, Regensburg, wo ich die Walhalla besuchte, und Dresden war ich nach Mitte des Monats wieder in Berlin und wurde bald nach Sanssouci gerufen, wo bei der Mittagstafel große Gesellschaft

war, wozu außer dem Hofe Humboldt, General von der Gröben und Olfers, Sir George Staunton, damals der erste Kenner des chinesischen Reiches, und unser Consul in Jerusalem Dr. Ernst Gustav Schultz gehörten, dem man die topographische Beschreibung und den schönen Plan der Stadt verdankt, welche auch heute nach vielen zum Theil großartigen Forschungen nicht geringen Werth bewahren. Abends blieb ich im Schlosse. Die Königin erinnerte mich sogleich an meine letzte Anwesenheit in ihrem Kreise am Abende vor dem Attentat. Mein Besuch in Ravenna war für den König, dem diese Stadt bei seinem italienischen Aufenthalte das lebendigste Interesse eingeflößt hatte, Anlaß zu nicht minder lebendiger Conversation, in welche auch das von ihm angekaufte Mosaik der Apsis von San Michele in Affricisco hineingezogen wurde, welches ich daselbst gesehen hatte und das an geeignetem Orte ein Gegenstück zu dem Musiv von Murano zu bilden bestimmt war, welches das Halbrund des Chores der Friedenskirche schmückt.

Das Jahr 1845 brachte mich gleich bei seinem Anfang in wiederholte Beziehung zu meinen königlichen Herrschaften. Im Spätherbst 1843 war Niccolini's Tragödie Arnaldo da Brescia erschienen, von welcher ich, wie schon erzählt, in dem Vortrag über die neuere italienische Poesie gehandelt hatte. Seitdem war von diesem Stücke auch diesseits der Alpen, wo man es nachdruckte und übersetzte, vielfach die Rede gewesen, und wie es nicht anders sein konnte waren die Meinungen sehr getheilt. Nun wollte der König nähere Kenntniß von dem Drama nehmen und hieß mich die Vorlesung desselben beginnen, die ich an verschiedenen Abenden fortgesetzt habe, ohne jedoch, wie es bei den vielfachen Störungen

vorauszusehen war, damit zu Ende zu gelangen. Was ich las, genügte jedoch vollkommen eine richtige Anschauung von diesem merkwürdigen Werke zu erlangen, in welchem neben viel doctrinärer Declamation und neben einer vagen liberalisirenden Tendenz, die sich bald gegen die Kirche, bald gegen die Kaisergewalt wendet, echte patriotische Gesinnung und ungewöhnliche poetische Begabung hervorleuchten, während wahrhaft ergreifende dramatische Scenen sich mit großen lyrischen Schönheiten verbinden. Nicht selten bot die Lectüre Schwierigkeiten dar, soferne es sich um das Auditorium handelte, welches übrigens neben den Majestäten nur wenige Personen zählte, zu denen Olfers Usedom u. A. gehörten. Gerne erinnere ich mich eines Diners in Charlottenhof in der ersten Hälfte des Juli. Das Wetter war prachtvoll und wir speisten unter dem Porticus. Später spazierte der König, der sehr wohl und heiter war, mit Olfers und mir längere Zeit im Garten, wobei selbstverständlich namentlich von Kunst die Rede war, wozu die anmuthige Localität den nächsten Anlaß bot. Der Thee wurde in dem seltsamen Drachenhause im Park servirt, das Souper oben im Schlosse. Gegen Ende Juni war der König in Kopenhagen gewesen, wohin Humboldt ihn begleitet hatte. Zwischen König Christian VIII. und Friedrich Wilhelm IV. mußten vielfache geistige Beziehungen stattfinden, während die freundschaftlichen Beziehungen Beider zu Carl Friedrich von Rumohr sie einander noch näher brachten. Wie der Kronprinz im Jahre 1828 Herrn von Rumohr, so war dieser mehre Jahre früher dem damaligen dänischen Thronfolger nahe getreten und hat es ausgesprochen, wie dessen hohe Vorzüge des Geistes und Herzens ihn „zu mehr als dürrer Ehrfurcht, zu treuer

Freundschaft und Anhänglichkeit" verpflichteten. Der Königin Caroline Amalie Schwester Herzog Christians von Augustenburg, hatte Rumohr im Jahre 1827 seine „Italienischen Forschungen" gewidmet, seinen Worten zufolge auf den Antheil vertrauend, welchen sie wie jedem edleren Bestreben so besonders den bildenden Künsten zugewendet hatte, in der Erinnerung an das Herrliche, welches sie in Italien gesehen und gewürdigt, an das historisch Bedeutende, für welches sie mit seltener Sicherheit des Blicks den rechten Standpunkt aufzufinden wußte. Gelegentlich werde ich noch auf diesen Besuch zurückkommen, von welchem der König die angenehmste Erinnerung bewahrte.

Am Abend des 10. August traf der König mit mehren der Prinzen in Aachen ein zum Empfang der Königin Victoria, die einen Besuch in Brühl und auf Stolzenfels abzustatten kam. Ich brachte den Abend im Präsidialgebäude zu, dessen Räume mit vornehmen Gästen gefüllt waren. Die Generale von der Gröben und von Neumann, der Minister von Bodelschwingh, Graf Anton Stolberg, Herr Eichmann Oberpräsident der Rheinprovinz, Graf Brühl, Bunsen, Baron Schleinitz, Graf Albert Pourtales u. m. A. waren zugegen. Nach dem Souper fand ein Fackelzug mit Musik und Gesang statt, bei Illumination der ganzen Umgebung. Der König war mit dem Empfange sehr zufrieden, lachte aber über die Hochrufe, die ihn als „König von Preußen" leben ließen. Am folgenden Tage fand der Empfang der Königin auf dem Bahnhofe statt, wozu der König und alles Gefolge in Galauniform erschienen. Die Stunde war auf Mittag angesetzt, aber man hätte drittehalb Stunden zu warten ehe der Zug der Königin eintraf — wol ein seltener Fall für

einen Souverän. Mit den preußischen Galauniformen contrastirten die grauen Paletots des Prinzen Albert und des englischen Gefolges auf seltsame Weise. Die Königin stieg aus, hörte am Arme Sr. Majestät eine von einer jungen Aachenerin gesprochene poetische Anrede an und stieg in den Wagen um Münster und Rathhaus zu besuchen, eine Fahrt um die Stadt zu machen und bei Herrn Carl Nellessen-Kelleter ein Gabelfrühstück einzunehmen, worauf die Abfahrt nach Brühl um 5 Uhr stattfand. Die Straßen waren mit Fahnen und Guirlanden geschmückt und Alles hatte ein festliches und freundliches Aussehen. Viele Jahre später habe ich die englische Herrscherin auf derselben Stelle gesehen, als sie die Prinzessin Alice nach Darmstadt führte, und wie einst durch Friedrich Wilhelm IV. bin ich ihr damals durch seinen durchlauchtigsten Bruder und Nachfolger vorgestellt worden.

Einige Tage später ging ich durch die Eifel nach Trier, von dort die Mosel hinab nach Coblenz und begab mich sodann auf einige Wochen nach England, indem ich Freunde in Devonshire und mit Herrn von Thile, unserm gemeinsamen römischen Freunde dem österreichischen Botschaftsrath A. von Brenner Felsach und dem Hannoveraner von dem Knesebeck die mittleren Grafschaften, mit Oxford, Shakespeare's Geburtsort Stratford, Kenilworth, Coventry besuchte und die Familie Bunsen auf ihrem freundlichen Landsitze Oakhill in Berks, nicht über zehn englische Meilen von der Hauptstadt sah. Nach kurzem Aufenthalte in Belgien war ich Ende October wieder in Berlin und wurde bald darauf nach Charlottenburg geladen, wo ich die Majestäten im kleinsten Kreise wieder fand. Der Winter von 1845 auf 1846 war ein sehr geselliger, worauf ich schon hingedeutet habe. König

und Königin beehrten häufig sowol die Häuser der Minister und Hofchargen wie diplomatische mit ihrem Besuch, ja der König wohnte einem Kinderball bei Graf Westmorland sowie der Aufführung einer Cantate Proserpina bei, in welcher Jenny Lind sang. Ich hatte damals ein Bändchen drucken lassen, welches unter dem Titel „Dichtergräber" die Schilderungen von Ravenna, Arquà und Certaldo, den Grabstätten Dante's, Petrarca's und Boccaccio's enthielt. Diese las ich Abends im Schlosse vor und hatte die Freude, daß der König mir damals und noch wiederholt später das Interesse ausdrückte, welches er an diesen Darstellungen nahm. Kurz vorher hatte er mir den Rothen Adlerorden verliehen. An manchen Abenden im Schlosse las Humboldt vor, so aus den Briefen Ludwigs XVIII. an Emmanuel de St. Priest, wie aus Lamartine's Geschichte der Girondins, z. B. die Erzählung von der Flucht nach Varennes, die sich bei ihm dramatisch genug gestaltet, aber durch spätere Mittheilungen noch manche Modification erhalten hat. Im Mai gingen die Majestäten auf einige Tage nach Dresden. Mitte Juni war ich zuletzt in Sanssouci, wo Prinz und Prinzessin Friedrich der Niederlande als Gäste weilten. Die Grafen Ernst von Oriola und Georg von der Gröben Begleiter des Prinzen Waldemar auf seiner ostindischen Reise waren eben aus Ostindien zurückgekehrt, und so fehlte es nicht an Conversation, woran Humboldt lebendigen Antheil nahm. Nach der Tafel spazierte die ganze Gesellschaft auf der wundervollen Terrasse und im Park.

Am folgenden Morgen verließ ich Berlin, um mich zunächst nach dem Rhein und nach Belgien, sodann nach London zu begeben. Unser dortiger Legationsrath von Thile

hatte längern Urlaub erhalten, und im Einverständniß mit seinem Chef sollte ich ihn während dessen vertreten. Es war die Zeit der spanischen Heiraten, welche so vielen Staub aufgewirbelt und das Verhältniß zwischen England und Frankreich momentan arg gestört haben, und des „offenen Briefs" König Christians VIII., welcher den dänischen Gesammtstaat durch Veränderung der Erbfolge in den nordalbingischen Herzogtümern und Succession der weiblichen Linie zu sichern versuchte, aber die heftige Opposition in den Herzogtümern selbst wie in ganz Deutschland, sowol seitens des Bundes wie der öffentlichen Meinung hervorrief. Der dänische Gesandte Graf Reventlow Criminil war unermüdlich im Bestreben, die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieses Schrittes zu vertheidigen, womit er aber ebensowenig Glück hatte wie der französische Geschäftsträger Graf von Jarnac, sonst ein sehr gerne gesehener Mann (der Botschafter Graf Ste Aulaire war abwesend) mit der Guizot'schen Politik. Während meines Aufenthaltes in England kam die Frau Prinzessin von Preußen dorthin mit der verwitweten Königin Adelheid, bei welcher sie eine Zeit lang zum Besuche blieb. Ich hatte die Ehre die Prinzessin am 28. August mit Herrn Bunsen in Woolwich zu empfangen und später bei ihrem Besuche im Tower und dessen Umgebung zu begleiten, wobei das Frühstück bei dem Prinzen Eduard von Weimar Cousingermain der Prinzessin eingenommen wurde, der eben damals im Tower befehligte. In der zweiten Hälfte des September begab ich mich über Folkestone und Boulogne nach Paris, wo ich unter anderm durch ein Billet Humboldts bei Guizot eingeführt wurde. Erst Anfang November war ich wieder in Berlin und konnte ein paar Tage später in Sanssouci

dem Könige über vieles Gesehene und Erlebte Auskunft ertheilen. Fürst Pückler, Humboldt, Herr von Brassier und manche Andere waren zugegen. Ende Novembers war der Kronprinz von Schweden nachmals König Carl XV. in Berlin anwesend, und ihm zu Ehren fand bei Baron d'Ohsson eine brillante Soirée statt. Der König war auf der Jagd, aber Prinz und Prinzessin von Preußen erschienen, überdies Prinz Georg von Hessen-Cassel und Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. Der Kronprinz, damals erst zwanzig alt, führte die Conversation deutsch — seine Neigungen sind später nicht nach deutscher Seite gegangen. Wer hätte es dem schönen und kräftigen jungen Manne prophezeit, daß er kaum die Mitte des Lebens erreichen und es in einem Hafen seines väterlichen Reiches beschließen würde, nachdem er eben erst in einem deutschen Bade Hülfe gegen ein zu tief eingewurzeltes Uebel gesucht hatte.

Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Mannes welcher seitdem Europa, ja man darf sagen die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllt hat. Es war der Major von Moltke, der nach mehrjährigem Aufenthalt und großer militärischer Thätigkeit in der Türkei Herrn von Molière im vorhergehenden Jahre als Adjutant des Prinzen Heinrich nachgefolgt, nach dessen am 12. Juli 1846 erfolgtem Tode Rom verlassen hatte und längere Zeit in Berlin verweilte. Seine Beschäftigung mit der Karte der römischen Campagna, deren Vollendung durch den Wechsel seiner Bestimmung verhindert worden war, brachte mich in nähere Beziehungen zu ihm, indem eine Zeitlang die Zugabe eines durch mich in dem historisch-topographischen Theile zu bearbeitenden Textes be-

abſichtigt wurde, welche dann jedoch wegen der Unmöglichkeit, demſelben eine örtliche Abrundung zu geben, unterblieb. Nur ein Torſo, iſt dieſe Arbeit in Betracht der großen Sorgfalt der Ausführung auch nach den neueren franzöſiſchen und italieniſchen Aufnahmen höchſt werthvoll geblieben. Meines wiederholten Zuſammenſeins mit dem trefflichen Manne werde ich mich ſtets mit Freude erinnern.

DD
424.8
R4

DD 424.8 .R4 C.1
Aus Konig Friedrich Wilhelms I
Stanford University Libraries
3 6105 037 959 934

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JAN 23 1975
STANFORD LIBRARIES

NOV 18 1985
I.L.L.